

Inhalt

Friederike BOSSE	
Vorwort	5
Ursula TOYKA-FUONG	
Grußwort zur Tagung	7
AIDA Motoko	
Die Schwanrittersage der mittelalterlichen deutschen Literatur und die interdisziplinären Grenzen der Forschung	9
ASANO Yuki	
Bildbeschreibung im Spannungsfeld zwischen Ausgangs- und Zielsprache	17
CHOI In-Sook	
Vom ethnischen Nationalstaat zur multikulturellen Gesellschaft? Aktuelle Debatten um die Rechte ethnischer Minderheiten in Japan und Südkorea	24
Anna DABROWSKI	
Mujirushi Ryoshin – Der Name ist Programm	33
FUJII Takashi	
Der Kaiserkult im römischen Zypern und im alten Japan	47
Volker HEUBEL	
Raumbe-wegungen: Philosophische Aspekte zeitgenössischer Teerraumgestaltung	53
IKEGAMI Ken'ichirō	
Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der musikalischen Analyse – Am Beispiel von Beethovens Fünfter Symphonie	62
INOUE Momoko	
Weberin Jelinek	70
INOUE Shuhei	
„Got weis, wie es faren wirt“ Krankheiten und die Kranken in der Geschichte	76

JANG Tae-Seok Makroökonomische Modelle: Komplexe Wirtschaftssysteme und soziale Interaktion	85
Björn-Ole KAMM Die Erforschung populärer Medien und das Problem nichtwissenschaftlicher Quellen Das Beispiel der Wikipedia	93
KIM Joon Barmherzigkeit und Armut im Dokumentarfilm „Da Sein“	101
KINOSHITA Emi Autobiographien als Mittel der Verständigung zwischen Ost und West: Das Modell der „Dresdner Erzählwerkstatt“	108
Nora KOTTMANN Heirat in Japan heute	114
KUROGO (AOKI) Yoko Ökonomische Strategie in der japanischen Lyrik – doppelsinnige Wörter <i>kakekotoba</i>	125
LAM Fan-Yi Schattenmarkt Dōjinshi – Amateurpublikationen und die japanische Manga-Industrie	132
Beate LÖFFLER Christlicher Sakralbau in Japan seit 1853	139
Irina MAIER Nordkorea und Menschenrechte Flucht als letzte Überlebenschance?	144
MIYAZAKI Asako „Mobilität“ der Identität Kritische Auseinandersetzung mit der deutschen „Wiedervereinigung“ in Heinz Czechowskis literarischer Ortsbeschreibung	150
NAKAJIMA Nanako „Jérôme Bel and Myself“: Interkulturelle Aspekte des zeitgenössischen Tanzes in Europa und Asien	157

OHNUKI Toshio Das Zisterzienserklster Orval: Die Gründung im Jahre 1131 und die Gründungslegende	168
OTA Naotaka Hansaviertel – Stadt von gestern, heute, morgen?	175
Mansur SEDDIQZAI Krieg, Militär und Moderne in der Meiji-Zeit Japan im Umbruch	183
Celia SPODEN Narrative Identitätskonstruktion – Ein Beispiel aus Okinawa	193
Stephanie TEICHLER-KARL Das Leben als <i>gaijin</i> in Japan – Herausforderung Auslandsjahr	200
Daniel WILLAM Ein Vergleich der 2007/2008 US Subprime Finanzkrise mit der Finanzkrise durch die Vermögens- und Immobilienblase Japans 1987–1990: Verlauf, Ursachen und Auswirkungen	206
Andrea WUCHERPFENNIG Interkulturelle Psychologie: Der Einfluss der Kultur auf Denken und Urteilen	213
YANAGIBASHI Daisuke Kinder vor der Leinwand – Ein metaphorisches Zuschauerbild im frühen deutschen Kino-Diskurs	225
Programm	235

Vorwort

Zum neunten Mal haben sich im Japanisch-Deutschen Zentrum Berlin DAAD-Stipendiaten aus Japan und Deutschland und zum zweiten Mal nun auch aus Korea getroffen. Wie immer war es eine sehr anregende Tagung, mit fächer- und disziplinenübergreifenden Themen und lebhaften Diskussionen. Ich habe mich auch sehr gefreut, dass viele Teilnehmer vom letzten Jahr in diesem Jahr wieder zur Tagung kamen. Ich sehe dies als Zeichen dafür, dass die Konferenzen hier im JDZB auch für junge, angehende Künstler, Wissenschaftler und Praktiker von Interesse sind. Denn obwohl die Aufgabe, die eigene Arbeit einem fachfremden Publikum vorzustellen, durchaus herausfordernd ist, ist sie offenbar auch attraktiv, ebenso wie die Möglichkeit, den eigenen Beitrag in unserer JDZB Publikationsreihe zu veröffentlichen. Und schließlich sind wohl auch die Beziehungen, die hier entstehen, wichtig für den weiteren Berufsweg. Auch aus diesem Grunde würde ich mich sehr freuen, wenn sich die Teilnehmer auch nach Abschluss ihres Studiums wieder bei uns im Japanisch-Deutschen Zentrum Berlin treffen würden, auf Tagungen, Ausstellungen oder Workshops des JDZB, die ihren Themenbereich berühren, sei es als Teilnehmer oder als Aktive. Wir freuen uns immer über junge und neue Gesichter, die auch neue Ideen für unsere Arbeit mitbringen.

Ich danke dem DAAD für die bewährte Zusammenarbeit, besonders mit Frau Dr. Toyka-Fuong und Frau Günther. Auch meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im JDZB, die die Moderation der vielen Gruppen übernommen haben, danke ich recht herzlich, sowie allen Beteiligten für ihre Mühe und ihren Beitrag.

Dr. Friederike BOSSE
Generalsekretärin
Japanisch-Deutsches Zentrum Berlin

Grußwort zur Tagung

Liebe Stipendiatinnen und Stipendiaten,

zum neunten Mal findet 2008 im Japanisch-Deutschen Zentrum Berlin ein Treffen von aktuellen und ehemaligen Geförderten des DAAD statt, was wir besonders begrüßen. Alljährlich treffen sich im JDZB junge Japanerinnen und Japaner, die in Deutschland studieren und forschen, mit jungen Deutschen, die vom Studium in Japan zurückgekehrt sind und in Deutschland entweder ihren Studienabschluss vorbereiten oder seit kurzem im Berufsleben stehen. Seit 2007 haben wir diesen Kreis um koreanische Stipendiaten und Stipendiatinnen in Deutschland und Deutsche, die in Korea studiert haben erweitert. Spontan entwickelte sich daraus ein reger dreiseitiger Gedankenaustausch, der auch in diesem Jahr Fortsetzung finden soll.

Die Veranstaltung bietet Ihnen dazu vielerlei Anregungen. In Vorträgen und Arbeitsgruppen sind Sie eingeladen, über Ihre Forschungsschwerpunkte und Tätigkeitsfelder zu berichten und relevante Fragen zu diskutieren. Brücken zu suchen und Grenzen zu setzen steht dabei im Zentrum der Kommunikation. Unterschiede und Gemeinsamkeiten rücken näher oder in die Ferne. Da Sie sich auf teilweise verschiedenen Abschnitten ihres Werdeganges befinden, wünschen wir Ihnen darüber hinaus zusätzlich nützliche Informationen und Kontakte. Viele von Ihnen streben ein wissenschaftliches Berufsziel an, andere wollen als Künstler oder Musiker tätig sein oder den Weg in Politik und Wirtschaft einschlagen. Nutzen Sie die Gelegenheit zur interkulturellen Begegnung und zum Dialog und lassen Sie sich von den unterschiedlichen Erfahrungshorizonten, Fachrichtungen und Forschungsinteressen inspirieren!

Dieser fachübergreifende Charakter des Treffens spiegelt das breite Spektrum der Fördermöglichkeiten des DAAD, die sich Ihnen auch in Zukunft bieten. Das weltweite Alumninetzwerk umfasst bereits 270.000 eingetragene Mitglieder und wächst von Jahr zu Jahr. Sie sind herzlich eingeladen, nach Ihrer Rückkehr nach Japan, wo der DAAD vor 30 Jahren seine erste asiatische Außenstelle gründete, der Alumni-

vereinigung „Tomo no kai“ beizutreten. In Korea sind Sie herzlich willkommen im dortigen DAAD-Alumniverband, der seit der Gründung der Dachorganisation „Alumninetzwerk Deutschland-Korea“ (ADeKo) im Mai 2008 eng mit den vielen anderen koreanischen Deutschland-Alumni verbunden ist. An den größeren Studienorten in Deutschland haben sich unsere deutschen Alumni im „DAAD-Freundeskreis“ organisiert, um Ihnen als Ansprechpartner behilflich zu sein.

Wir freuen uns, dass auch in diesem Jahr wieder ein Band mit Ihren Tagungsbeiträgen erscheint und danken dem Japanisch-Deutschen Zentrum Berlin für die gelungene Organisation der Veranstaltung und die Redaktion und Edition der Texte. Lassen Sie uns an Ihren Eindrücken teilhaben und bleiben Sie uns auch über dieses Treffen hinaus verbunden!

Dr. Ursula TOYKA-FUONG
Deutscher Akademischer Austauschdienst, Bonn
Leiterin des Referates Japan, Korea, Australien, Neuseeland, Ozeanien

Die Schwanrittersage der mittelalterlichen deutschen Literatur und die interdisziplinären Grenzen der Forschung

AIDA Motoko
Ludwig-Maximilians-Universität München

1. Einleitung

Ich bin momentan dabei, als Dissertationsthema die mittelalterliche Schwanrittersage zu bearbeiten. Dieses literarische Motiv ist vor allem durch Richard Wagners romantische Oper „Lohengrin“, die die Sage zum Ursprung hat, auch heute noch weithin bekannt.

Natürlich taucht in der Schwanrittersage auch der namensgebende Vogel selbst auf, und er spielt darin eine wichtige Rolle. Alles beginnt damit, dass eine Dame von hoher adeliger Herkunft von einem heimtückischen Verwandten bedroht wird. Ihr Vater hat ihr nach seinem Tode seine Ländereien hinterlassen, auf die es jedoch auch jener Adelige abgesehen hat. Hier tritt der Schwan erstmals auf, als er ein Boot mit einem schlafenden Ritter einen Fluss hinaufzieht. Der Edelmann bietet der Herzogin seine Hilfe an. Er beschwört sie jedoch, ihn niemals nach seiner Herkunft zu fragen. Im Zweikampf besiegt er schließlich den Habgierigen und hält danach um ihre Hand an. So heiraten sie, und der Ritter regiert das Land, wobei er sich großes Ansehen erwirbt. Eines Tages jedoch kann seine Gattin ihre Neugier nicht mehr zurückhalten und stellt die verbotene Frage. Er gibt sich ihr als Sohn des Parzival, des Hüters des heiligen Grals, zu erkennen und entschwindet auf dem vom Schwan gezogenen Kahn.

2. Die Entstehung und die Überlieferung der Schwanrittersage

Es existieren verschiedene Versionen der mittelalterlichen Schwanrittersage. Die oben erzählte Geschichte ist ein typisches Beispiel der mittelalterlichen deutschen Schwanrittersage. In ihr spielt ein Schwan die Rolle des Begleiters des Ritters. In einer Handschrift wird der Schwan beispielsweise auf diese Weise bildlich dargestellt¹:



Nach der Schwanrittersage stammt dieser Ritter aus der Gralsburg. Die Gralsburg ist der Ort, an dem der heilige Gral aufbewahrt wird, von dem es heißt, dass er beim Abendmahl Christi benutzt worden sei oder dass Josef von Arimathia darin das Blut Christi am Kreuz aufgefangen habe. Deshalb hat auch der Schwanritter Lohengrin in der mittelalterlichen deutschen Schwanrittergeschichte christlichen Charakter.

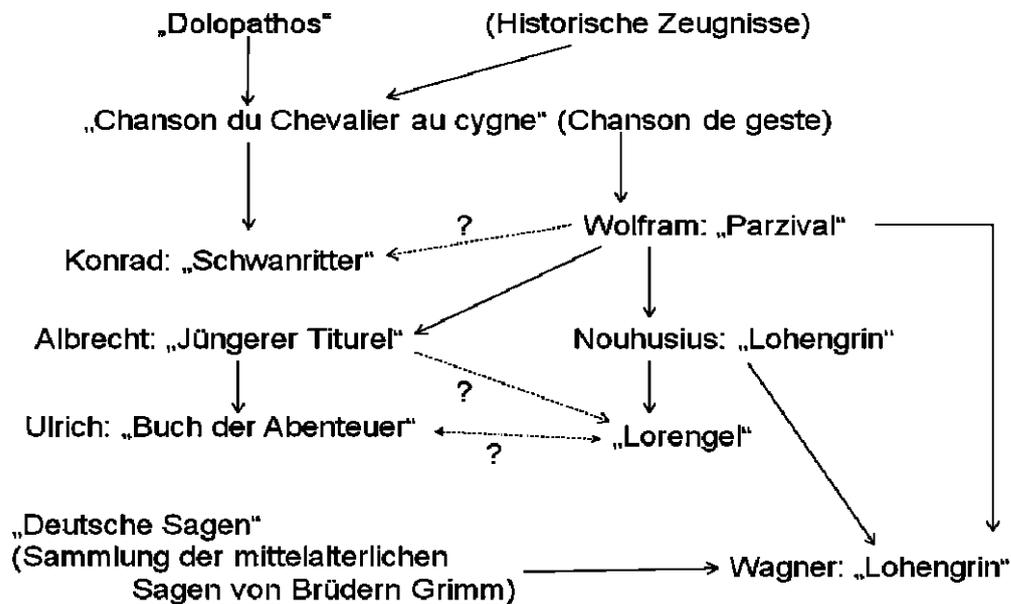
¹ Cod. Pal. germ. 345, Lohengrin & Friedrich von Schwaben, Stuttgart (?), Werkstatt Ludwig Henfflin, um 1470, Blatt: 18v „Lohengrins Schiff wird entladen“.

Man kann die Reihe von mittelalterlichen Schwanrittersagen folgendermaßen ordnen²:

Jahr	Land	Autor: Werk
um 1185	Frankreich	Johannes de Alta Silva: Dolopathos
Ende des 12. Jh.	Frankreich	Chanson de geste: Chevalier au Cygne
um 1200–1210	Deutschland	Wolfram von Eschenbach: Parzival
um 1250	Deutschland	Konrad von Würzburg: Der Schwanritter
um 1260–1270	Deutschland	Albrecht von Scharfenberg: Jüngerer Titurel
um 1285	Deutschland	Nouhusius?: Lohengrin
1473–87	Deutschland	Ulrich Füetrer: Das Buch der Abenteuer
um 1500	Deutschland	Lorengel
1818	Deutschland	Brüder Grimm: Deutsche Sagen, 2. Band
1850	Deutschland	Richard Wagner: Lohengrin

Die älteste schriftliche Fassung, die den Schwanritter erwähnt, findet sich in der im elften Jahrhundert niedergeschriebene französische Geschichtensammlung „Dolopathos“. „Dolopathos“ weist noch eine sehr einfache, märchenhafte Erzählweise auf. Danach entstand eine deutlich feudalladelig geprägte Form, „Chevalier au Cygne“ in Form eines „Chanson de geste“. Der Protagonist ist offenbar ein Ritter, und er tritt als der Großvater von Godefroi de Bouillon auf. Godefroi spielte im ersten Kreuzzug eine wichtige Rolle, auf diese Weise trat der Schwanritter auch in Beziehung zum Christentum. Danach schrieb der deutsche Dichter Wolfram von Eschenbach seinen „Parzival“. Erst hier wurde der Bezug zum heiligen Gral hergestellt. Im „Parzival“ trägt der Schwanritter den Namen „Loherangrin“ und ist Parzivals Sohn. Dieses Merkmal wird danach von verschiedenen Nachfolgern Wolframs übernommen. Als seine Nachfolger kann man Nouhusius, Konrad von Würzburg, Albrecht von Scharfenberg, Ulrich Füetrer und letztlich auch Richard Wagner nennen.

² Vgl. Brunner, Horst: Geschichte der deutschen Literatur des Mittelalters im Überblick. Stuttgart 1997 (RUB9485).



Wenn man diese Skizze betrachtet, kann man verstehen, dass jede Version in enger Verbindung zu den anderen steht. Nicht nur die Schwanrittersage, sondern auch andere mittelalterliche Sagen besitzen normalerweise mehrere und unterschiedliche Gestalten in der Überlieferung. So verbreitete sich beispielsweise die Geschichte von „Tristan und Isolde“ in ganz Europa, und es existieren mannigfaltige Versionen davon.³

3. Die Forschung über die mittelalterliche Schwanrittersage

An dieser Stelle möchte ich die Aufmerksamkeit von den Werken mit dem Schwanrittermotiv hin zu ihrer Erforschung gelenkt.

1. Philologische Forschung
Finden oder Sammeln unbekannter Handschriften, Textkritik
2. Typologische Forschung
Gattungsfragen, Gebrauchsfunktion
3. Interpretatorische Forschung
Interpretation

³ Vgl. Buschinger, Danielle und Spiewok, Wolfgang: Tristan und Isolde im europäischen Mittelalter. Stuttgart 1991 (RUB8702).

Dieses Modell der Forschungsmethoden wurde von dem deutschen Mediävisten Hugo Kuhn entworfen.⁴ Diese traditionelle Einteilung lässt sich auch in der Forschung zur Schwanrittersage wiederfinden.

Philologische Forschungen werden seit dem 19. Jahrhundert häufig unternommen. Die mittelalterliche deutsche Literatur war bis zum 19. Jahrhundert fast völlig in Vergessenheit geraten, bis die Romantiker und Philologen dieser Zeit begannen, ihre Aufmerksamkeit auf das Mittelalter und die mittelalterliche deutsche Literatur zu richten. Die meisten Mediävisten näherten sich damals den mittelalterlichen Werken auf philologische Art, beispielsweise indem sie unbekannte Handschriften suchten und sammelten, durch Textkritik usw., da bis zu dieser Zeit fast keine Textausgaben mittelalterlicher Literatur existierten.

Die mittelalterliche deutsche Schwanrittersage ist seither oft philologisch bearbeitet worden. Im Jahr 1971 beispielsweise erschien ein umfangreicher Band von Thomas Cramer zum Thema „Lohengrin“, besonders über das Werke von Nouhusius.⁵ Darüber hinaus wurden seither weitere textkritische Editionen herausgegeben. Zu Wolfram von Eschenbachs „Parzival“ wurden seit der Textkritik von San Marte id est Albert Schulz und Karl Simrock Mitte des 19. Jahrhunderts noch mehrere Forschungsergebnisse publiziert.⁶ Die zeitgenössische Edition von Karl Lachmann ist in ihrer 6. Auflage heute noch in Gebrauch.⁷

Die Philologie ist die Grundlage für darüber hinausgehende Forschungen, die sich an Fragen der Typologie und der Interpretation orientieren.

Ich habe mich seit meiner Diplomarbeit intensiv mit dem Schwanritterthema beschäftigt und bisher hauptsächlich philologische Forschungen angestellt. Aus diesem Grund versuche ich jetzt in meiner Dissertation, die mittelalterliche Schwanrittersage auch typologisch und interpretatorisch zu untersuchen. Meine Schwerpunkte sind dabei Folgende:

⁴ Wehrli, Max: Literatur im deutschen Mittelalter. Stuttgart 1984 (RUB8038), S. 19–20.; Kuhn, Hugo: Entwürfe. In Kleine Schriften, Bd. 2.

⁵ Cramer, Thomas: Lohengrin. Edition und Untersuchungen, München 1971.

⁶ Wolfram von Eschenbach: Parzival und Titurel. Hrsg. v. San Marte id est Albert Schulz, Stuttgart 1842.

⁷ Wolfram von Eschenbach: Parzival. Hrsg. v. Karl Lachmann, Berlin 2003.

1. Philologische Forschung
Textkritik
Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte der mittelalterlichen Schwanrittersage
2. Typologische Forschung
Gattungsfragen und Gebrauchsfunktion
Die Schwanrittersage als Artusroman, Feenmärchen, Helden-
dichtung und Chronik
3. Interpretatorische Forschung
Interpretation
Die Individualität im Mittelalter, das Frauenbild im Mittelalter,
die Rezeption des Mythos im Mittelalter und der Schwanritter als
das christliche und dämonische Wesen

Wie bereits erwähnt, habe ich schon die Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte der mittelalterlichen Schwanrittersage bearbeitet. Bei dieser Art von Forschung handelt es sich um philologische Untersuchungen.

Die Typologie beschäftigt sich mit Gattungsfragen oder der Gebrauchsfunktion. Im Falle der Schwanrittersage sind unterschiedliche Gattungen zu nennen, da die Texte jeweils Merkmale verschiedener Gattungen aufweisen. Normalerweise geht man vom Artusroman aus, da König Artus in der Geschichte auftritt. In der Fassung des „Dolopathos“ jedoch, der ältesten schriftlichen Schwanrittersage, handelt es sich um eine Art von Feenmärchen, und die spätere französische Version gehört in den Bereich der „Chanson de geste“ („Heldendichtung“). Ferner fügten verschiedene Autoren Versionen der Schwanrittersage in Chroniken bestimmter Adelsfamilien ein. Auf diese Weise stellt die mittelalterliche Schwanrittersage ein gutes Beispiel von Gattungsmischung dar. Es ist auffällig, wie ein literarisches Motiv sich in verschiedene Funktionszusammenhänge einfügt, weshalb die Beschäftigung mit der Schwanrittersage für mich durchaus der Mühe wert ist und ich glaube, dass ich durch die intensive Beschäftigung mit diesem Thema zu vielen interessanten Resultaten gelangen kann.

Natürlich darf auch die Interpretation selbst nicht zu kurz kommen. Die Schwanrittersage führt hin zu einiger bemerkenswerten Fragen, die nicht nur literarischer, sondern auch historischer oder soziologischer Art sind. Beispielsweise interessiere ich mich besonders für das Frauenbild und für das Problem der Individualität im Mittel-

alter. In der Schwanrittergeschichte treten immer wieder an zentraler Stelle Frauen auf, die charakterisiert werden. Ich frage mich, wie Frauen im Mittelalter behandelt wurden und welche Rollen ihnen zugewiesen wurden. Und warum durfte der Schwanritter seine Anonymität nicht bewahren? Im Mittelalter gehörte man vor allem einer bestimmten Gesellschaftsklasse und einem bestimmten Familienverband an, weshalb so etwas wie Individualität kaum existierte.

Diese Fragen werden durch die Forschung der Schwanrittersage wahrscheinlich geklärt.

4. Interdisziplinären Tendenzen der Forschung

Wie ich oben erläutert habe, werde ich mich den verschiedenen Fragestellungen sowohl vom philologischen als auch vom historischen und soziologischen Standpunkt her nähern. Die Mediävistik in Deutschland erforscht die mittelalterliche Literatur in der angedeuteten kulturwissenschaftlichen Perspektive, während meiner Studienzeit in Japan habe ich solche interdisziplinären Untersuchungen noch nicht angestellt.

Dadurch, dass ich die mittelalterliche Schwanrittersage auf diese Weise erforsche, möchte ich zum besseren Verständnis des Mittelalters beitragen. Ich denke, dass ich unter anderem zu folgenden Ergebnissen kommen kann:

Philologie: Die Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte

Historik: Die Rolle der Schwanrittersage als Chronik

Soziologie: Die Individualität und das Frauenbild im Mittelalter

Jura: Das Erbrecht von Frauen im Mittelalter

Diese Liste zeigt auch, dass die Erforschung eines literarischen Motivs, in diesem Falle der Schwanrittersage, durchaus zu interdisziplinär ergiebigen Ergebnissen führen kann.

Primärliteratur

- Johannis de Alta Silva: *Historia septem sapientum. II. Dolopathos sive De rege et septem sapientibus*. Hrsg. v. Alfons Hilka, Heidelberg 1913.
- Le Chevalier au Cygne*. In: *The Old French Crusade Cycle. Vol. 2*, The University of Alabama Press 1985.
- Wolfram von Eschenbach: *Parzival*. Hrsg. v. Karl Lachmann, Berlin 2003.
- Konrad von Würzburg: *Der Schwanritter*. In: *Kleinere Dichtungen II*, hrsg. v. Edward Schröder, Berlin 1959.
- Nouhusius(?): *Lohengrin*. Hrsg. v. Heinrich Rückert, Quedlinburg und Leipzig 1858; hrsg. v. Thomas Cramer, München 1971.
- Albrecht von Scharfenberg: *Jüngerer Titirel*. Hrsg. v. Werner Wolf und Kurt Nyholm, Berlin 1955–1995.
- Lorengel*. Hrsg. v. Elias Steinmeyer, in: *ZfdA 15 (1872)*, S.181–244.; *Édité avec introduction et index par Danielle Buschinger, Mélodie éditée par Horst Brunner*, Göppingen 1979.
- Ulrich Füetrer: *Das Buch der Abenteuer. 2 Bde.*, in Zusammenarbeit mit Bernd Bastert hrsg. v. Heinz Thoelen, Göppingen 1997.
- Brüder Grimm: *Deutsche Sagen. 2. Theil*, Berlin 1818.
- Richard Wagner: *Lohengrin*. Stuttgart 1992 (RUB5637).

Bildbeschreibung im Spannungsfeld zwischen Ausgangs- und Zielsprache

ASANO Yuki
Ruhr-Universität Bochum

Wenn deutsche Muttersprachler und japanische Muttersprachler ein Bild beschreiben, dann tun sie das zum Teil in ähnlicher Weise, gleichwohl gibt es aber auch große Unterschiede. Mehr über die diesbezüglichen Ähnlichkeiten und Unterschiede zu wissen, könnte von großem Nutzen für japanische Deutschlerner sein, wenn sie sich an deutsche Formulierungsgewohnheiten anpassen möchten.

Im Rahmen der vorliegenden Studie wurden Bildbeschreibungen von drei Versuchsgruppen mit insgesamt 251 Versuchspersonen untersucht: Japanische Muttersprachler (JM; auf Japanisch), deutsche Muttersprachler (DM) und japanische Deutschlerner (DL; auf Deutsch). Die Berücksichtigung dieser drei Personengruppen ermöglicht es, die Formulierungen der Lerner genauer zwischen der zielsprachlichen Norm des Deutschen und den ausgangssprachlichen Formulierungsgewohnheiten im Japanischen zu lokalisieren und daraus Schlüsse für den Deutschunterricht in Japan zu ziehen.

Durch die Untersuchung wird bestätigt, dass die Menschen über die Sprachen hinaus ein Bild in ähnlicher Weise wahrnehmen, sei es als Deutscher oder als Japaner und es ähnlich versprachlichen. Auch zeigte sich, dass selbst Lerner ein Bild grundlegend in gleicher Weise, wie es in ihrer Muttersprache üblich ist, beschreiben. Man merkt aber, dass die Lerner durch ihre begrenzten fremdsprachlichen Fähigkeiten im Ausdruck behindert sind und sich demzufolge die Ergebnisse von Muttersprachlern und Lernern unterscheiden.

Zwar bestehen große Übereinstimmungen darin, welche Elemente eines Bildes erwähnt wurden, nicht aber darin, **wie** die Versuchspersonen diese Elemente beschrieben haben. Es lässt sich anhand der Ergebnisse dieser Studie feststellen, dass die japanischen Bildbeschreibungen wesentlich subjektiver sind als die deutschen. Aus der Untersuchung geht vor allem hervor, dass die Unterschiede in den

Bildbeschreibungen zum großen Teil auf die Verwendung subjektiver Ausdrucksformen im Japanischen zurückzuführen sind.

Im weiteren Teil dieses Aufsatzes möchte ich besonders auf die Befunde eingehen, die sich durch unterschiedliche Perspektiven und sprachliche Gebräuche erklären lassen.

- (4) Die Katze ist eine Hauskatze. (DM M22-3)
- (5) ...おそらく飼い猫であろう... (JM M25-2)
(Vgl. in der direkten Form wäre: 飼い猫である。)
- (6) 野原をあるいているようです。 (JM M10-3)
- (7) Eine Katze und ein Hund gehen gemeinsam auf einer Wiese spazieren. (DM M11-1)
(Vgl. in der direkten Form wäre: 野原を歩いている。)

Vergleicht man beispielweise diese japanischen und deutschen Sätze miteinander, ist Folgendes zu bemerken: Während die deutschen Sätze in direkter Form geschrieben sind, wurden die japanischen Sätze in indirekter Form ausgedrückt.¹ Im Japanischen ist die direkte Form stark darauf ausgerichtet zu zeigen, dass der Sprecher von der Richtigkeit der Informationen überzeugt ist. Da in der japanischen Sprache zu vermeiden ist, etwas deutlich und klar auszudrücken und zu äußern, wird die indirekte Form gerne verwendet (Kamio 1990:50). Die Tatsache, dass die japanische Bildbeschreibung in indirekter Art und Weise geschrieben wurde, die deutsche Bildbeschreibung hingegen in direkter Form, erklärt meiner Meinung nach, warum die Bildbeschreibung im Japanischen subjektiver wirkt, wenn man sie mit der deutschen vergleicht. Dieser Unterschied übt zum Beispiel in den häufigeren Erwähnungen des Wortes „ich“, der Adverbien „vielleicht“ und „wahrscheinlich“ sowie der Verben „aussehen“ und „scheinen“ einen Einfluss auf die Bildbeschreibungen der japanischen Lernenden aus.

Was das Wortes „ich“ betrifft, so benutzen die DL gerne Formulierungen wie „Ich glaube ...“ „Ich denke ...“ und „Ich vermute ...“

¹ Hierzu werden zwei Sprecharten definiert: die direkte Form und die indirekte Form. Unter einer direkten Form versteht man nach Kamio (1990) eine Vermittlungsweise, in der der Sprecher seine Informationen ohne einen Zweifel oder eine Unsicherheit zum Ausdruck bringt. In der direkten Form werden subjektive Einstellungen des Sprechers, wie z. B. eine Vermutung oder ein Zweifel nicht mitgeteilt, es wird vielmehr nur der Inhalt der Aussage übernommen (vgl. Kamio 1990:47)

- (8) Trotzdem laufen die beiden sehr gemütlich, so dass ich vermute, dass sie sehr gut befreundet sind. (DL3 M4-3)
- (9) Ich glaube, dass die Katze und der Hund Freunde sind. (DL1 M16-1)

Das Subjekt „ich“ wird bei den DM normalerweise entweder völlig ausgelassen oder mit Hilfe anderer Strukturen, vor allem des unpersönlichen Subjektes „man“ ausgedrückt.

- (10) Man meint, sie wären gute Freunde, obwohl sich Hunde und Katzen normalerweise nicht leiden können. (DM F28-2)

Die Adverbien der Vermutung haben die DL an Stellen verwendet, wo die DM keine benutzt haben.

- (11) Vielleicht ist es im Wohnzimmer und hier ist der Lieblingsplatz der Katze. (DL3 F2-2)
- (12) Eine kleine süße Katze sitzt im Wohnzimmer vor einem grünen Sessel. (DM F2-1)

Die Verben „aussehen“ und „scheinen“ benutzen die DL viel häufiger als die DM.

- (13) Sie sieht so aus, etwas zu erwarten. (DL2 F28-2)
Vgl.: Sie trägt ein Glöckchen um den Hals gebunden und macht einen freudigen und erwartungsvollen Eindruck. (DM F22-2)

Dazu tragen die unterschiedlichen Verwendungsweisen der deutschen Verben „aussehen“ und „scheinen“ und der japanischen Verben „... mieru“ „... yōda“ bei. Letztere werden im Zusammenhang mit der Handlung oder mit den äußerlichen Merkmalen der Katze oder des Hundes benutzt (14). Während man mit den deutschen Verben „aussehen“ und „scheinen“ hauptsächlich Ausdrücke des Gemütszustandes der Katze kombiniert (15).

- (14) 首と尾が小さいのが特徴的に見える。(JM M14-3)
- (15) Dabei scheint die Katze stolz zu sein. (DM M22-2)

Als didaktische Konsequenz wäre bei der Behandlung der obigen sprachlichen Phänomene auf Folgendes aufmerksam zu machen:

Obwohl im Wörterbuch als Übersetzung von „aussehen“ oder „scheinen“ „... mieru“ und „... yōda“ stehen, sollten die japanischen Deutschlerner diese Verben nicht überall gebrauchen, denn das japanische „... mieru“ oder „... yōda“ umfasst einen größeren Bereich als „aussehen“ oder „scheinen“. Darüber hinaus wäre es dann vor allem wichtig, dass sich die Deutschlehrer bewusst sind, dass hinsichtlich der in/direkten Redeformen solche Unterschiede zwischen dem Deutschen und dem Japanischen bestehen.

Ein weiteres interessantes Beispiel wird zunächst durch den Vergleich zwischen den folgenden zwei Sätzen dargestellt.

(16) ... die Katze schaut den Betrachter des Bildes direkt an.

(DM F25-4)

(17) ... 首に鈴をつけた灰色の猫がお行儀よく座って、こっちを見ている。(JM F1-2)

Wenn man den obigen japanischen Satz mit dem deutschen Satz vergleicht, stellt man fest, dass das Wort „Betrachter“ im japanischen Satz nicht auftaucht. In den relevanten japanischen Sätzen findet sich vielmehr das Wort „kochira“, das dem deutschen „her“ entspricht. In Kanaya (2004) sind die unterschiedlichen Perspektiven im Englischen und im Japanischen vorgestellt. Bei dem Wort „Perspektive“ handelt es sich um die Perspektive, von der aus der Sprecher/Beschreibende eine Szene erfasst. Kanaya meint, dass im Englischen ein fiktiver Sprecher vorgestellt wird, der von der Perspektive eines Gottes aus die Szene beobachtet. Eigentlich ist dieser fiktive Sprecher mit „ich“ zu identifizieren, aber die Szene wurde so ausgedrückt, als ob es noch eine dritte Person gäbe. Im Japanischen gibt es hingegen keinen fiktiven Sprecher. „Ich“ wird als Sprecher in die Szene einbezogen und „ich“ beschreibt die Szene (Kanaya 2004:58f.). Würde seine Behauptung über die englische Sprache auch für die deutsche Sprache gelten, könnten die oben genannten Beispiele mit diesem Perspektivunterschied erklärt werden.

Während sich japanische Muttersprachler bei der Bildbeschreibung mit dem Bildbetrachter identifizieren, fügen die deutschen Muttersprachler noch einen fiktiven Bildbetrachter zwischen sich und dem Bild ein. Im Vergleich zu der im Deutschen feststehenden Perspektive wirkt die japanische Perspektive dynamischer und demzufolge subjektiver.



Tatsächlich wird dieser Unterschied durch die sprachlichen Produkte der DL bestätigt. (18) Eine Katze sieht *mich*. (DL1 F33-1)

Man kann erkennen, dass das japanische Wort „kochira“ in diesem Fall dem deutschen Wort „mich“ entspricht. Da die Versuchsperson (DL1 F33) das Bild aus der „ich“-Perspektive betrachtet hat, so wie es auch ein JM macht, benutzt sie das Wort „mich“, während die DM an dieser Stelle das Wort „Betrachter“ gebraucht hätten. Vergleicht man die folgenden Beispiele miteinander, dann kann hier noch ein weiteres Mal bestätigt werden, was zur unterschiedlichen Perspektive von deutschen Muttersprachlern und japanischen Muttersprachlern ausgeführt wurde.

- (19) Auf dem Bild erkennt man einen mittelbraunen Hund und eine hellbraune Katze, die nebeneinander herlaufen (in Richtung auf den rechten Bildrand). (DM F25-1)
- (20) 1匹の犬と1匹の猫が並んで右の方向へ歩いている。(JM F1-1)
nach rechts

Es fällt auf, dass in den japanischen Beispielsätzen das Wort „Bild“ fehlt. Die Erwähnung des Wortes „Bild“ lässt vermuten, dass die DM bei der Bildbeschreibung den Bildrand erfasst haben, indem sie ein Bild als „eine geschlossene Welt“ betrachten. Hingegen befinden sich die JM als Bildbetrachter schon **in** dem Bild. Dieser Unterschied zwischen den jeweiligen Muttersprachlern erklärt sich durch die unterschiedlichen Perspektiven im Deutschen und im Japanischen. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Standpunkt, von wo aus ein Bild betrachtet und die Gegenstände beschrieben werden, bei Deutschen und Japanern unterschiedlich ist, was zur Subjektivität in der Bildbeschreibung der JM und DL beiträgt. Als didaktischen Hinweis kann man daraus das Folgenden ableiten: Wenn die japani-

schen Lernenden als Bildbetrachter „ich“ in ihrer Bildbeschreibung verwenden wollen, dann sollten sie stattdessen das Wort „Betrachter“ verwenden. Deshalb sollten bei DM häufig vorkommende Wendungen wie „in Richtung des Betrachters schauen“, „den Betrachter anschauen“ oder „vom Betrachter aus gesehen“ als feststehende Phrasen unterrichtet werden.

Allerdings muss auch darauf aufmerksam gemacht werden, dass die Erscheinung des Wortes „Betrachter“ nicht allein mit Kanayas Theorie über die unterschiedlichen Perspektiven im Deutschen und im Japanischen erklärbar ist, sondern sie steht mit der schulischen Ausbildung in Deutschland im Zusammenhang. Die Herangehensweise an Bildbeschreibungen in Deutschland unterscheidet sich deutlich von der in Japan.

Anhand der deutschen und japanischen Lehrpläne oder der Lehrwerke² erkennt man die unterschiedlichen Schulausbildungen beider Länder. An der deutschen Schule werden für Bildbeschreibungen analytische und logische Erklärungsfähigkeiten gefordert und beim Schreiben geht es darum, zu schreiben, was man sieht. Die Schüler sind durch die Aufgaben im Deutschunterricht geübt, einen fiktiven Betrachter des Bildes einzufügen und ihre Meinungen oder Beschreibungen mit einer objektiven Herangehensweise sprachlich zu begründen. An der japanischen Schule hingegen werden subjektive Ausdrucksfähigkeiten gefordert und beim Schreiben wird hauptsächlich darauf geachtet, was man fühlt. Im Japanischunterricht übt man sich im *kansōbun* 感想文, einem Aufsatz, in dem man schreibt, was man denkt oder wie man sich fühlt, eine objektive Bildbeschreibung wird nicht verlangt. Die japanischen Deutschlernenden sollten ihre besondere Aufmerksamkeit darauf richten, dass es im Deutschen bei einer reinen Bildbeschreibung nicht um die Beschreibung der persönlichen Eindrücke geht, sondern hauptsächlich um eine Erläuterung dessen, was auf dem Bild offensichtlich zu sehen ist. Deshalb sollten die japanischen Deutschlernenden mit konkreten Beispiele darauf hingewiesen werden, was die deutschen Muttersprachler in einer Bildbeschreibung schreiben, wobei im Fremdsprachenunterricht leider

² Internet-Ressourcen (Abruf: 3. März 2008)
Deutsche Schule Tokyo Yokohama, Lehrplan Deutsch Sekundarstufe I und II
Stand: März1998, http://www.dsty.ac.jp/unterricht/lehrpl13_pdf/lp_deutsch_13j.pdf
Monbu-Kagaku-Shō, Lehrplan Japanisch Grundschule, http://www.mext.go.jp/b_menu/shuppan/sonota/990301.htm

nicht immer auf eine ausreichende Anzahl unterschiedlicher muttersprachlicher Beispiele zurückgegriffen werden kann.

Literatur:

金谷武洋(Kanaya 2004) 『英語にも主語はなかった』 講談社
神尾昭雄 (Kamio 1990) 『情報のなわ張り理論』 大修館

Zusammenfassung von

Asano, Y. (2007): Bildbeschreibung im Spannungsfeld zwischen der Ausgangs- und der Zielsprache. M.A.-Abschlussarbeit

Vom ethnischen Nationalstaat zur multikulturellen Gesellschaft?

Aktuelle Debatten um die Rechte ethnischer Minderheiten in Japan und Südkorea

CHOI In-Sook
Georg-August-Universität Göttingen
Ecole Normale Supérieure de Cachan

Japan und Südkorea¹ gelten bisher als rigorose Beispiele ethnisch begründeter Nationalstaaten. Demnach konstituiert in erster Linie der Glaube an eine gemeinsame ethnische Herkunft das Kriterium der Zugehörigkeit zu den beiden Staaten. Umso rigider ist im Umkehrschluss der Ausschluss der Bevölkerungsgruppen, die nicht der mehrheitlichen Gruppe angehören: Der Status „ethnischer Minderheiten“ impliziert in einer durch ein ethnisches Nationenverständnis geprägten Gesellschaft nämlich nicht nur in quantitativer Hinsicht das Dasein einer anderen ethnischen Gruppe, sondern auch die politische und soziale Ungleichstellung zwischen den unterschiedlichen Zugehörigkeiten.² Sehr konkrete Auswirkungen hat dieses Konzept in verschiedenen Bereichen beider Gesellschaften.³ Es sind nicht nur die poli

¹ Im Folgenden verwende ich „Korea“ und beziehe mich damit auf Südkorea.

² Vgl. bspw. für Südkorea: Shin, Gi-Wook (2005). *Ethnic Nationalism in Korea: Genealogy, Politics, and Legacy*, Stanford: Stanford University Press; Smith, Anthony D. (1991). *National Identity*, London: Penguin; Lee, Chul-Woo (2002). “ ‘Us’ and ‘Them’ in Korean Law: The Creation, Accommodation and Exclusion of Outsiders in South Korea,” in: L. Cheng et al. (Hg.), *East Asian Law. Universal Norms and Local Cultures*, New York: Routledge Curzon, 106–136; für Japan: Lu, Catherine, Menju Toshihiro, Melissa Williams (2005). “Japan and ‘the Other.’ Reconceiving Japanese Citizenship in the Era of Globalization”, *Asian Perspective*, 29/2: 99–134.

³ Kang, Jae-On (2001). (Korean. Original) ”다원화시대의 실질적인 고민들: 재일동포와 한국화교의 인권” (Real Problems in the Era of Multiculturalism: The Human Rights of the Zainichi-Koreans in Japan and Hwagyo-Chinese in Korea), Manuskript des Seminars *Globalization and Human Rights: The Establishment of Permanent Resident Status*, Seoul Center for Chinese Studies, 2001, Seoul.

tisch-institutionellen Arrangements, welche den Minderheitenstatus verstärken; darüber hinaus zeugt auch die individuelle Ebene des Denkens und Handelns der koreanischen bzw. japanischen Gesellschaftsmitglieder von einer extremen Unterscheidung zwischen den Angehörigen der ethnisch koreanischen bzw. japanischen homogenen Mehrheit und allen „Fremden“.⁴ Zusammen mit weiteren gesellschaftsspezifischen Dispositionen, die grundsätzlich eine besonders stark ausgeprägte Dualität zwischen der Inklusion der Gleichartigen und der Ausgrenzung von allem Andersartigen entlang der Kriterien der Herkunft, der regionalen Zugehörigkeit, der Macht, des Geschlechts und der territorialen Grenzen fördern⁵, wurde bisher das ethnische Nationenverständnis in beiden Ländern gestärkt.

Doch inwiefern entsprechen diese Selbstbilder in Japan und Korea der Wirklichkeit? Mittlerweile stehen beide Länder aufgrund der Folgen der Globalisierung und Regionalisierung einer Veränderung ihrer gesellschaftlichen Strukturen gegenüber. Der Bedarf an Arbeitskräften, der in Japan seit den 1980er bzw. in Korea seit den 1990er Jahren zugenommen hat, ist einer der Hauptgründe für diese Veränderung. Vorrangig durch verschiedene Arbeitsabkommen mit südostasiatischen Ländern, aber auch durch eine steigende Heiratsmigration bedingt, durchleben beide Länder gegenwärtig eine „Internationalisierung nach Innen“.^{6,7} In Korea hat sich die Anzahl der

⁴ Eine solche Einstellung kommt beispielsweise im alltäglichen Sprachgebrauch bewusst und unbewusst zum Ausdruck. So wird sowohl im Japanischen als auch Koreanischen zwischen „Reinblut-“ und „Mischblut“-Personen unterschieden; auch ist es in beiden Ländern nur schwer vorstellbar, dass z. B. eine Person europäischer Herkunft über die japanische bzw. koreanische Staatsbürgerschaft verfügt oder der umgekehrte Fall zutrifft. Ebenfalls bezeichnend ist es, dass im Koreanischen Ausländer koreanischer Herkunft, die in zweiter Generation im Ausland geboren sind, als „Auslandskoreaner zweiter Generation“ (*kyopo-i-sae*) bezeichnet werden, eine äquivalent etablierte Bezeichnung für einen „Ausländer koreanischer Herkunft“ aber nicht existiert.

⁵ Vgl. Kim, Hyun-Sun (2006). (Korean. Original) “국민, 반국민, 非국민-한국국민상의 원리와 과정, *사회연구통권*,” 12/2:77–106; Om, Han-Jin (2006). (Korean. Original) “전지구적 맥락에서 본 한국의 다문화주의 이민논의” (The Debate on a Multicultural Society in Korea And in Global Comparative Perspective), in: Hye-Soo Kim (Hrsg.), (Korean. Original) *동북아 ‘다문화시대’: 한국 사회의 변화와 통합* (*The Era of ‘Multiculturalism’ in North East Asia. Transformation and Homogenisation in the Korean Society*), Seoul: Korean Sociological Association, 45–75.

⁶ Kim, Hye-Soon (Hrsg.) (2006).

ausländischen Bevölkerung von 55.015 in 1995 über 150.812 in 2000 bis zu 632.490 im Jahr 2006 jeweils verdreifacht, und auch in Japan sprechen die Statistiken für einen erheblichen Zuwachs der Ausländer. Deren Anzahl betrug in 1995 noch 649.184, stieg bis 2006 auf über 2 Mio. an und bildet mittlerweile 1,63% der Gesamtbevölkerung.⁸ Rein quantitativ betrachtet erscheint zwar der Anteil der ausländischen Bevölkerung im Vergleich zu den westlichen Einwanderungsstaaten bzw. Ländern mit einer grundsätzlich hohen ethnischen Diversität als gering; für beide Länder aber, die sich bisher als ethnisch einheitlich wahrgenommen und diese Eigenschaft als erstrebenswertes und stolzes gesellschaftliches Fundament proklamiert haben, wurden durch diese Transformation, die sich binnen einer kurzen Zeitspanne verstärkt hat und als weitergehend prognostiziert wird, bereits Diskussionen um den adäquaten gesellschaftlichen Umgang ausgelöst.

⁷ In Südkorea erfolgte die erste offizielle Regelung bezüglich der Arbeitszuwanderung in Form des *Industrial Trainee System* in 1992; seit 2003 zusätzlich unter dem *Employment Permit System*, ein bilaterales Abkommen, das vorrangig mit Kambodscha, Indonesien, der Mongolei, Pakistan, den Philippinen, Vietnam, Sri Lanka, Usbekistan und Thailand abgeschlossen wurde. Weitere Zuwanderungen bestehen durch das sogenannte *Entertainer E-6* Visum – das die Einwanderer nach zweifelhaften Kriterien als Angehörige der „Unterhaltungsindustrie“ kategorisiert – und die zunehmende Heiratsmigration, vgl. UN (2006). *Republic of Korea. Fourteenth Periodic Reports of State Parties Due in 2006. Reports submitted by states parties under Article 9 of the International Convention on the Elimination of All Forms of Racism (CERD/C/KOR/14, 18.08.2006)* ; UN (2007) *Implementation for General Assembly Resolution 60/251 of 15 March 2006 entitled “Human Rights Council,” Report of the Special Rapporteur on the human rights of migrants, mission to the Republic of Korea (A/HRC/4/24/ADD.2)*.

Während bis in die 1970er Jahre die Mehrheit der nichtjapanischen Bewohner koreanischer Abstammung war, nimmt deren Anteil vor allem durch Einbürgerungsprozesse ab. Zunehmend sind nun Chinesen, Brasilianer (japanischer Herkunft) und Philippiner in Japan zu verzeichnen. In der japanische Statistik nicht enthalten sind die Einwanderer ohne Aufenthaltsgenehmigung und die eingebürgerten Japaner. In Japan handelt es sich bei der Arbeitszuwanderung vor allem um strikten Kriterien entsprechende, qualifizierte Arbeitskräfte, jedoch gibt es immer wieder Sonderkriterien. So z. B. existiert in Japan ebenfalls das Arbeitsvisum für die „Unterhaltungsindustrie“, sowie eine Förderung der Zuwanderung von Brasilianern japanischer Herkunft (*Nikkeijin*), die ihrerseits Nachkommen von japanischen Migranten in Brasilien sind. Unter den aktuellen Arbeitseinwanderern stellen Letztere mittlerweile einen hohen Anteil dar, vgl. Japan, Justizministerium.

⁸ Republik Korea, Statistikamt; Japan, Statistikportal.

Akute Herausforderungen an die sozialen und kulturellen Institutionen bestehen dabei vor allem in den Großstädten Japans und in Seoul, wo 65,8 % der Ausländer leben.⁹ In und um das Stadtgebiet herum bilden sich dort allmählich kleinere *ethnic neighbourhoods*, Nachbarschaften nach ethnischer Zugehörigkeit, heraus. Angesichts einer solchen Sichtbarkeit der ethnischen Minderheitengruppen verwundert es kaum, dass sich in Japan seit den 1990er Jahren, in Korea erst in den vergangenen Jahren vor allem auf lokaler Ebene politische Reaktionen abzuzeichnen begannen. Es sind insbesondere die Verwaltungseinheiten auf städtepolitischer Ebene sowie Nichtregierungsorganisationen (*non-governmental organizations*, NGOs), die in den Bereichen der Rechte der Arbeitszuwanderer, der Bildungspolitik für Kinder unterschiedlicher ethnischer Herkunft oder in der Frage nach dem Zugang zu sozialen Leistungen für Ausländer für mehr Zugeständnisse und für eine Akzeptanz der bestehenden und zunehmenden innergesellschaftlichen kulturellen Vielfalt initiativ tätig geworden sind. Diese Initiativen mögen in erster Linie pragmatisch begründet sein, jedoch ist konstatierbar, dass dieser Pragmatismus immer mit einer Referenz auf diffuse Schlagwörter wie „interkulturelle Verständigung“, „multikulturelle Gesellschaft“ und „Internationalisierung“, die somit eine explosionsartige Popularität erreicht haben, einhergeht.¹⁰ Diese Schlagwörter bewegen sich nahe der von der politischen Philosophie ausgearbeiteten Idealkonzeption einer „multikulturellen Staatsbürgerschaft“ (*multicultural citizenship*),¹¹ die auch durchaus materielle Form angenommen hat: Die rechtliche Substanzwerdung des

⁹ Des Weiteren sind sie verteilt in Incheon (20,559), Hwaseong (14,970), Siheung (11,829), Suwon (11,479) und Seongnam (10,113); vgl. Kim, Eun-Mee (2007). (Korean. Originaltitel) *서울 내 외국인 문화 활성화 방안 (Kulturelle Aktivitäten der ausländischen Bevölkerung in Seoul)*, Seoul: Seoul Development Institute.

¹⁰ Die „Multikulturalismuswelle“ erreichte dermaßen zügig Korea, dass sich die aktuellen akademischen Beiträge kritisch über einen Multikulturalismus ohne Reflexion äußern; vgl. Kim, Hye-Soon (Hrsg.) (2006); Hwang, Jung-Mee (2007). (Korean. Original) “다문화사회에 대한 한국인의 태도와 인종적 배제주의” (Attitude toward a Multicultural Society and Ethnic Exclusionism in Korean Society), Manuskript zum Seminar *Challenges and Perspectives for a Multicultural Society in Korea*, Korea Women’s Development Institute, 13.09.2007, Seoul, pp. 1–34.

¹¹ Kymlicka, Will (1996). *Multicultural Citizenship – A Liberal Theory of Minority Rights*, Oxford: Clarendon Press; Taylor, Charles (1994). “The Politics of Recognition”, in: A. Gutman (ed.). *Multiculturalism*, Princeton: Princeton University Press, 25–74.

Schutzes und der Anerkennung ethnischer, kultureller oder religiöser Minderheiten seit den 1950er Jahren in zahlreichen Dokumenten internationaler und regionaler Institutionen.¹² Die „transnationale Verrechtlichung“¹³ der Norm der Anerkennung kultureller Pluralität führt einerseits dazu, dass sich diverse Akteure, im Falle Japans und Koreas die NGOs oder Lokalverwaltungen, auf solche Konventionen berufen, um ihren Forderungen nach einer Anerkennung der Rechte ethnischer Minderheiten Legitimität zu verleihen. Zum anderen bestehen für Staaten, die entsprechende Abkommen unterzeichnet haben, zwar nicht immer direkte Sanktionsmöglichkeiten, doch es gibt immerhin einen normativen Druck zur Konformität mit den Normen zum Schutz ethnischer Minderheiten.¹⁴

Die Diskussionen über die Rechte ethnischer Minderheiten betreffen jedoch nicht nur die Neuankömmlinge, sondern auch die Angehörigen derjenigen Minderheiten, die bereits vor der gegenwärtigen Arbeitsmigration in beiden Ländern gelebt haben. Entgegen den verbreiteten Vorstellungen von Japan gibt es dort auch indigene Minderheiten¹⁵ und die Gruppe der *Zainichi*, die koreanischstämmige Minderheit, deren erste Generation überwiegend im Kontext der Kolonialisierung Koreas durch Japan eingewandert ist. Noch weniger bekannt ist die Existenz einer Minderheit chinesischer Herkunft in Korea, der *Hwagyo*, deren Vorgenerationen bereits seit 1882 aufgrund von Wirtschafts- und Militärbeziehungen immigriert sind. Bis 1922 stieg deren Anzahl auf 30.000, mittlerweile leben ca. 23.000 *Hwagyo* in Korea und sind dort somit die größte Bevölkerungsgruppe nicht-

¹² Vgl. Kymlicka, Will (2007). *Multicultural Odysseys: Navigating the New International Politics of Diversity*, Oxford: Oxford University Press; als ein Beispiel UN 1992 “Declaration on the Rights of Persons Belonging to National or Ethnic, Religious and Linguistic Minorities.”

¹³ Vgl. Abbott, Kenneth W., Robert O. Keohane, Andrew Moravcsik, Anne-Marie Slaughter, Duncan Snidal (2000). “The Concept of Legalization,” *International Organization*, 54/3: 401–419.

¹⁴ Vgl. Koenig, Matthias (2008). Institutional Change in the World Polity – International Human Rights and the Construction of Collective Identities. *International Sociology*, 23, 95–114.

¹⁵ Neben der indigenen Bevölkerung der Ainu, die als solche von der japanischen Regierung anerkannt ist, und den Bewohnern der Ryūkyūs, die nicht als offizielle Minderheit anerkannt sind, gibt es noch die aufgrund ihrer traditionellen sozialen Zugehörigkeit als Minderheit betrachteten *Burakumin* in Japan, vgl. Weiner, Michael (Hrsg.) (1997). *Japan's Minorities: The Illusion of Ethnic Homogeneity*, London: Routledge; Lie, John (2001). *Multiethnic Japan*, Cambridge, MA.: Harvard University Press.

koreanischer Herkunft. Die Zahl der *Zainichi* in Japan betrug laut des Bevölkerungszensus von 1950 464.277, seitdem ist ein Rückgang der Zahlen – u. a. durch die konstant steigenden Einbürgerungen – zu verzeichnen.¹⁶ Beide Gruppen haben gemeinsam, dass sie bisher in der Öffentlichkeit entweder als „Problemgruppen“ wahrgenommen oder aber ignoriert wurden.¹⁷ Im Zuge der durch die Ankunft der neu immigrierten Minderheiten ausgelösten Debatten um eine „multikulturelle Gesellschaft“ stellt sich aber auch für die Alteingesessenen die Frage nach dem gesellschaftlichen Selbstverständnis und der staatsbürgerrechtlichen Grundlagen in einem neuen Licht.¹⁸

Die Einforderung von Rechten beider Minderheiten lassen sich anhand von drei Bereichen spezifizieren: Die Mobilisierung der jeweiligen Minderheiten, rechtliche Transformationen und die politisch-öffentliche Handhabung der Minderheitenforderungen. In Japan begannen die *Zainichi* sich bereits mit dem Ende der Kolonialzeit und dem folgenden Verlust der japanischen Staatsbürgerschaft zu organisieren.¹⁹ Da die *Zainichi*-Bewegung aufgrund der Affinität zu jeweils einem der beiden Koreas ideologisch und organisatorisch gespalten ist, kann sie als besonders komplex charakterisiert werden. Aktuell kann man zudem die Unterstützung durch diverse Menschenrechtsorganisationen, Rechtsexperten und weitere vereinzelte politische Vertreter für die politischen Forderungen der *Zainichi* beobachten. In Korea hingegen scheinen die *Hwagyo* erst seit kurzem ihr Potenzial als eine politisch selbstbewusste Gruppe zu entfalten, unter anderem angeregt durch „übergreifende“ Unterstützung einheimischer NGOs,

¹⁶ Suzuki, Kazuko (2003). “The State and Racialization: The Case of Koreans in Japan,” *Working Paper*, 69, Center for Comparative Immigration Studies, San Diego: University of California.

¹⁷ Die Literatur über die *Zainichi* in Japan ist sehr vielfältig; siehe z. B. Ryang, Sonia (2000). *Koreans in Japan: Critical Voices from the Margin*. London/New York: Routledge; vgl. Yang, Pil-Seung (2000) (Korean. Originaltitel). “한국 화교의 어제, 오늘 및 내일: 새로운 희망의 시대를 맞이하여” (Die Vergangenheit, Gegenwart und die Zukunft der koreanischen *Hwagyo*: Für ein neues Zeitalter der Hoffnung”), Vortragsmanuskript zum Workshop *Globalization & Human Rights: The Legal Status of Chinese Minorities in Korea*, organisiert von Seoul Center for Chinese Studies, 04.07.2007.

¹⁸ Vgl. für Südkorea z. B. Lee, Chul-Woo (2002). “‘Us’ and ‘Them’ in Korean Law: The Creation, Accommodation and Exclusion of Outsiders in South Korea,” in: L. Cheng et al. (Hg.), *East Asian Law. Universal Norms and Local Cultures*, New York: Routledge Curzon, 106–136; für Japan Lu/Menju/Williams (2005).

¹⁹ Vgl. Center for International Development and Conflict Management 2000.

die sich bereits für die Belange der Newcomer-Arbeiter eingesetzt haben.²⁰ Offen bleiben zudem die *rechtlichen Entwicklungen*. Für Japan wurden zahlreiche Fälle zu unterschiedlichen Bereichen der Staatsbürgerschaftsrechte durch mehrere *Zainichi* vor Gericht bestritten, die alle mit dem Verweis auf die von Japan ratifizierte Konventionen über Minderheitenrechte begründet worden sind.²¹ Auch in Korea wurde bereits die Kompatibilität der Verfassung mit der Internationalen Erklärung der Menschenrechte im Allgemeinzusammenhang diskutiert.²² Rechtliche Zugeständnisse wären deshalb signifikante Indizien, da die rechtliche Ausgestaltung einer Gesellschaft immer auch eine „formalisierte Vision normativer Annahmen“²³ derselben bedeutet. Darüber hinaus können im Falle des globalgesellschaftlich normierten Minderheitenschutzes Interpretationen, detailliertere Formulierungen, Anwendung oder Verwerfung der internationalen rechtlichen Vorgaben im nationalen Rahmen vorkommen. Die nicht notwendigerweise auftretende Konvergenz zwischen der national-politischen Ebene und lokalen Aktivitäten wird auch sehr deutlich, wenn der Blick auf die *politische Verwaltung* der Minderheiten fällt. Im Hinblick auf Japan kann als Beispiel die Dynamik auf lokaler Ebene betrachtet werden, die nach den „Richtlinien für die Unterstützung internationalen Austausches auf lokaler Ebene“ von 1989 des damaligen Ministeriums des Inneren in Erscheinung getreten ist.²⁴ Diejenigen Städte und Gemein-

²⁰ Kim, Wang-Bae (2004). “Migration of Foreign Workers into South Korea. From Periphery to Semi-Periphery in the Global Labor Market,” *Asian Survey*, 44/2: 316–335; Lim, Timothy C. (2006). “NGOs, Transnational Migrants, and Rights in South Korea”, in: T. Tsuda (Hg.), *Local Citizenship in Recent Countries of Immigration. Japan in Comparative Perspective*, Lanham, MD: Lexington Books, 235–273.

²¹ Gurovitch, Amy (2006). “Looking Outward. International Legal Norms and Foreigner Rights in Japan,” in: T. Tsuda (Hg.), *Local Citizenship in Recent Countries of Immigration. Japan in Comparative Perspective*, Lanham, MD: Lexington Books, 153–172; Iwasawa, Yuji (1986). “Legal Treatment of Koreans in Japan: The Impact of International Human Rights Law on Japanese Law,” *Human Rights Quarterly*, 8/2: 131–179; Peek, John M. (1992). “Japan, the United Nations, and Human Rights”, *Asian Survey*, 32/3: 217–229.

²² Vgl. Verfassungsgericht der Republik Korea 1991.

²³ Vgl. Commaile, Jacques, Francois Chazel (Hg.) (1991). *Normes juridiques et régulation sociale*, Paris: Librairie générale de droit et de jurisprudence; Commaile, Jacques (1994). *L'esprit sociologique des lois. Essais de sociologie politique du droit*, Paris: PUF; Cotterrell, Roger (1998). “Why Must Legal Ideas Be Interpreted Sociologically?”, *Journal of Law and Society*, 25/2: 171–192.

²⁴ Menju, Toshihiro (2003). “International Policies of Local Governments,” in: S. Furukawa, T. Menju (ed.), *Japan's Road to Pluralism: Transforming Local Communities*

den, in denen ein recht hoher Anteil der *Zainichi* lebt, interpretierten die Richtlinien besonders frei. Mehrere lokale Verwaltungen verbanden in der Umsetzung der Richtlinien das Stichwort von der „lokalen Internationalisierung“ mit den Forderungen für die Rechte der *Zainichi* und stehen somit im Kontrast zur nationalen Politikgestaltung, die weiterhin ihre Grundlagen an der Konzeption eines ethnischen Nationalstaates ausrichtet.²⁵ Im Hinblick auf die *Hwagyo* in Korea bleibt offen, ob eine ebenfalls explizite und aktive Handhabung durch lokale politische Instanzen erfolgen wird; zumindest aber gelang es vor einigen Jahren durch eine gemeinsame Konferenz von Akademikern, Juristen und der Chinese Residents' Association in Seoul die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Menschenrechtslage der *Hwagyo* zu ziehen.²⁶

In den drei dargestellten Dimensionen spiegelt sich die aktuelle Debatte um die Rechte ethnischer Minderheiten konkret wider, und bildet einen äußerst aktuellen Untersuchungsgegenstand zur Erforschung einer der wichtigsten gegenwärtigen Herausforderungen im Globalisierungszeitalter (nicht nur) für Japan und Korea: Der gesellschaftliche Umgang mit kultureller Vielfalt und die kritische Überprüfung der Staatsbürgerschafts- und der (Herausbildung einer) Integrationspolitik. In Japan und Korea zeichnet sich ein Spannungsg-

in the Global Era, Tōkyō: Japan Center for International Exchange, 2003, 89–109.

²⁵ Vgl. Chae, Won-Hoo (2007). (Korean. Original) “일본의 다문화공생과 정책과제” (Japans Multikulturalismusdebatte und -politik), Publikationsschrift des Seminars *Für eine multikulturelle Gesellschaft und Kulturpolitik*, Korea Art and Culture Service Education, 02.11.2007, Seoul: 50–68.; Kashiwazaki, Chikako (2003), “Local Government and Resident Foreigners: A Changing Relationship,” in: S. Furukawa, T. Menju (ed.) *Japan's Road to Pluralism: Transforming Local Communities*, Tōkyō: Japan Center for International Exchange, 63–88; Yamawaki, Keizo (2006). „Integrationspolitik in Japan. Aktuelle Themen und Tendenzen“, in: Japanisch-Deutsches Zentrum Berlin (Hrsg.), *Veröffentlichungen des Japanisch-Deutschen Zentrums Berlin*, 56: 60–72.

²⁶ Vgl. Ryu, Kook-Heung (2001). “Eternal Foreigners, the Ethnic Chinese in Korea,” Manuskript zum Seminar *Globalization and Human Rights: The Establishment of Permanent Resident Status*, Seoul Center for Chinese Studies, 2001, Seoul; Yang, Pil-Seung (2002). “A ‘Millennium’ Chinatown in Seoul: The First ‘Modern’ and ‘Clean’ Chinatown in the World,” *Progress Report*, Seoul: Seoul Chinatown Development Committee; You, Jae-Hyun (2000) (Korean. Original). “한화의 법적지위 개선으로 한중관계의 새로운 역사를 열자“, Manuskript zum Workshop *Globalization & Human Rights : The Legal Status of Chinese Minorities in Korea*, Seoul Center for Chinese Studies, 04.07.2007, Seoul.

feld zwischen dem bisherigen ethnischen Nationenverständnis und den global normierten Vorstellungen über die Anerkennung von Minderheitenrechten ab. Auf Basis der kartographischen Darstellung lassen sich unterschiedliche Versionen der Selbstbeschreibung innerhalb beider Staaten je nach Gesellschaftsbereich und der politisch-institutionellen Ebene vermuten. Unter welchen Konflikten letztendlich jeweils ein landeseigener Umgang mit den nicht mehr homogenen Gesellschaften erfolgen wird, bleibt abzuwarten. Zumindest aber kann die Zwischenbilanz gezogen werden, dass sich Brüche entlang des bisherigen ethnischen Selbstverständnisses abzeichnen.

Mujirushi Ryohin – Der Name ist Programm

Anna DABROWSKI

Toilettenpapier ist Toilettenpapier, Seife ist Seife, getrocknete Shiitake Pilze sind getrocknete Shiitake Pilze, Zahnbürste ist Zahnbürste, Socken sind Socken, Notizhefte sind Notizhefte ... es ist was es ist. Mehr nicht.

Etwas Gutes einfach und preiswert zu verkaufen – genau das hatte sich 1980 eine große japanische Supermarktkette als Ziel ihrer neuen Hausmarke vorgenommen – und das ohne unnötige Ausschmückung, aufwändige Verpackung und großen Markennamen.

Die Gründung dieser radikal neuen japanischen Marke hatte einen Vorlauf, bzw. ist im Kontext der Zeit zu sehen. Nachdem Supermärkte in Japan in den 50er Jahren eingeführt wurden, lieferten sich die Hersteller und Supermärkte einen Kampf über den Herstellungs- und Verkaufspreis. Das hatte zur Folge, dass sich diese Parteien in den ersten 30 Jahren eher auf die Minimierung der Preise konzentrierten und alle weiteren Faktoren, die für den Kunden hätten entscheidend sein können, vernachlässigten. Mit der Zeit glichen sich die niedrigen Preise, so dass es keinen ausschlaggebenden Grund mehr für die Käufer gab, sich für ein bestimmtes Produkt, bzw. eine Marke zu entscheiden. Plötzlich fehlte die Entscheidungsgrundlage beim Kauf, die sich über den Preis definiert hatte.

In dieser Kampfphase um Preise hatten die Anbieter und Produzenten vergessen sich auf die Bedürfnisse der Käufer zu beziehen und diese in ihre Produkte einfließen zu lassen. 1977 und 1978 spiegelte sich dieses Problem in den niedrigen Verkaufszahlen wider. Für den japanischen Kunden gewann ein Kaufargument mehr an Wichtigkeit: Qualität statt Preis.

Zu oft waren Mängel geäußert worden, Supermarktprodukte wären zwar billig, aber von schlechter Qualität. Hinzu kam, dass in Japan qualitativ hochwertige ausländische Markenprodukte mit dominanten Logos hohes Ansehen und große Beliebtheit gewonnen hatten.

Somit standen die Supermarktketten mit ihren preiswerten, jedoch qualitativ schlechten Hausmarken in der Sackgasse.

Seiyu, eine gigantische Supermarktkette Japans, die 1956 gegründet worden war, hatte aus diesem Anlass schon um 1974 unter ihrer Hausmarke 500 Produkte eingeführt, die eine preisorientierte Klientel anziehen sollte. Doch diese Produkte wurden mit der Zeit kaum noch akzeptiert, verloren ihren Absatzmarkt und wurden eingestellt. Durch die Kooperation mit dem amerikanischen Wiederverkäufer *Sears* lernte *Seiyu*, dass sich die Kaufentscheidung der Kunden geändert hatte und der Preis nicht mehr die einzige Kaufmotivation war; wichtig waren auch Wert und Qualität.

Im Jahre 1980 war es soweit, dass Tsutsumi Seiji, der Präsident von *Seiyu* Supermarkt diese Punkte und Gedanken zusammenbrachte und ein Gespräch mit Freunden aus dem kreativen Bereich führte, nämlich mit Tanaka Ikkō, Koike Kazuko, Amano Masaru und Sugimoto Takashi. Diese Querdenker hatten das vorherrschende Defizit in Japan erkannt: auf der einen Seite standen überbeuerte, qualitativ hochwertige, ausländische Markenprodukte mit dominanten Logos, auf der anderen billige Supermarktartikel mit schlechter Qualität und Verarbeitung, die keinen Absatz fanden.

Aus dieser kritischen Haltung kreierte *Seiyu* Supermarkt die neue Hausmarke *Mujirushi Ryohin*. Radikal war der Name, der gleichzeitig auch das Programm ist und übersetzt „keine Marke, aber dennoch Qualitätsware“ bedeutet. Eine ungewöhnliche Namenswahl, da es in Japan als cool und verkaufsfördernd galt, wenn ein Produkt oder eine Marke einen westlich klingenden Namen trug, begleitet von bunten Marketing- und Werbestrategien.

Diese radikale Haltung die beim Namen anfang, floss in alle Bereiche ein, wie z. B. Verpackung, Logo und Warenpräsentation – ganz nach dem Credo „nicht mehr als nötig“.

Obwohl höchst künstlerische Illustrationen und Verpackungen mit Überschriften und Beschreibungen in japanischer Shūji (Kalligraphie) üblich und angesehen waren, wählten sie ein stark reduziertes einfaches Logo, umrahmt von zwei Balken mit darunter sitzender einfacher Information. Mehr nicht.

Nur das Nötigste fand seinen Platz auf der Verpackung. Selbst das Trägerpapier der Etiketten war anders als die so feinen japanischen Papiere nur simples, ungebleichtes braunes Papier. Diese Etiketten fanden ihren Platz auf der Zellophanverpackung der Artikel.

Es war ungewöhnlich, aber konsequent, eine transparente Verpackung zu wählen, durch die das Produkt sofort sichtbar ist.

Die ersten 40 Produkte der Hausmarke waren aus den Segmenten Haushaltswaren und Lebensmittel und wurden in Boutiquen, bzw. gesonderten Ständen in *Seiyu* Supermärkten auf unpolierten Holzregalen und einfachem Steinboden angeboten. Somit zog sich ihr Credo „nicht mehr als nötig“ und „gerade genug“ durch alle Bereiche der Marke – vom Namen, Logo, Verpackung bis hin zur Warenpräsentation.

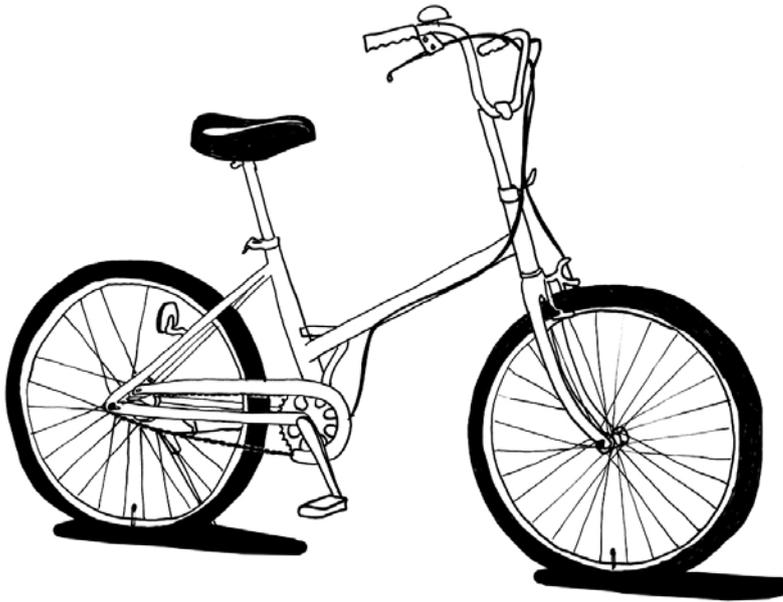


Bei dieser Zurückhaltung und Schlichtheit mag es für manche den Anschein haben, dass diese Gestalt(-ung) kein wirkliches Design und auch keine Marketingstrategie war. Das Gegenteil ist jedoch der Fall, denn hier wurde eine zu diesem Zeitpunkt einzigartige und bislang nicht da gewesene radikale Marke kreiert, die sich durch ihr reduziertes Design stark absetzte und auffiel.

Zwei Monaten, nachdem die neue Marke in *Seiyu* Supermärkte angeboten wurde, hatte sich aber noch kein Erfolg eingestellt. Die Verpackung zog keine Aufmerksamkeit auf sich und die Präsentation der Produkte wurde zum Teil nicht nach den Vorgaben umgesetzt.

Anstatt nun hektisch die Verpackung und das Erscheinungsbild zu ändern, um Aufmerksamkeit zu erregen, fasste Tanaka Ikkō einen riskanten Entschluss: damit die neue Marke und ihre Produkte

auffallen, sollten die Produkte in Geschäften in trendigen und an Mode orientierten Bezirken wie Aoyama und Roppongi verkauft werden, mit dem langfristigen Ziel eines eigenständigen Ladengeschäfts. Akribisch wurde an dieser Idee gearbeitet.



In der Zwischenzeit machte 1982 das erste *Mujirushi Ryobin*-Fahrrad Schlagzeilen, das auf seine Basisfunktionen reduziert war und aus Teilen bestand, die aus Kostengründen aus Taiwan importiert und in Japan zusammengesetzt wurden. Das preiswerte, einfache und stylische Fahrrad wurde durch Anzeigen in Modemagazinen zum Bestseller und war bei der jungen Szene sehr beliebt, so dass ein Jahr darauf ebenfalls erfolgreich die kleinere Version für Kinder ins Programm aufgenommen wurde.

1983 kam jedoch der wirkliche Durchbruch: das erste eigenständige zweistöckige Geschäft wurde mit 102 Quadratmetern für 723 Produkte im höchst modischen Bezirk Aoyama in Tōkyō eröffnet. Tanaka Ikkō und Sugimoto Takashi hatten einen rohen Verkaufsraum geschaffen. Bodenbelag und Regale waren aus recyceltem Material sowie einfachem Baumaterial. Die Betonwände wurden nicht verspachtelt und die Klimaanlage war exponiert. Die Außenwände waren mit roten Kacheln verkleidet, wie sie in der Meiji-Zeit bekannt sind.

Diese radikale Ladeneinrichtung war für damalige Zeiten eine Revolution und erhielt so viel Aufmerksamkeit in der Presse, dass die Verkaufszahlen die Prognose um mehr als das Zehnfache übertrafen.

Diese Wendung war der Beginn des Erfolgs. Nur vier Monate später folgte die zweite Filiale in Ōsaka.

Der Erfolg war nicht zu bremsen. In den nächsten sieben Jahren kamen noch 16 Filialen hinzu. Nach dem großen Erfolg und Zuwachs wurde *Muji Ryohin* im Jahr 1989 als eigenständige Marke registriert – unabhängig von der großen Supermarktkette *Seiyu* als *Ryohin Keikaku Co. Ltd.* – mit einem Startkapital von 100 Millionen Yen.

Die Marke, die keine Marke sein wollte und auch keine Marken-Etiketten an Kleidung und Produkten anbringt, sondern nur Etiketten auf der Verpackung, hatte den Puls der Zeit getroffen. Es war nicht nur, dass man keine Etiketten und Label mit dem Logo auf den Produkten anbrachte. Die Grundaussage war und ist, dass nicht die Marke, sondern der Konsument mit seinen Bedürfnissen im Vordergrund steht. Diese Ziele sind bis heute die gleichen geblieben:

- Nutzer und Funktionalität stehen im Vordergrund;
- die Produkte sind preiswert und nützlich;
- sie sind aus dem bestmöglichen Material produziert;
- sie sind gut genug und einfach;
- es gibt eine limitierte Anzahl an Grundfarben.

Hinzu kommt, dass die Nutzer in ihrem Alltag beobachtet werden, um nützliche Produkte zu entwerfen. Wenn die Bedürfnisse im Produkt verwurzelt sind, können Misserfolge ausgeschlossen werden. So wurden z. B. die gängigen 28-seitigen Notizbücher auf 32 Seiten erweitert, so dass sie einfach als Monatskalender/-notizbuch genutzt werden konnten.

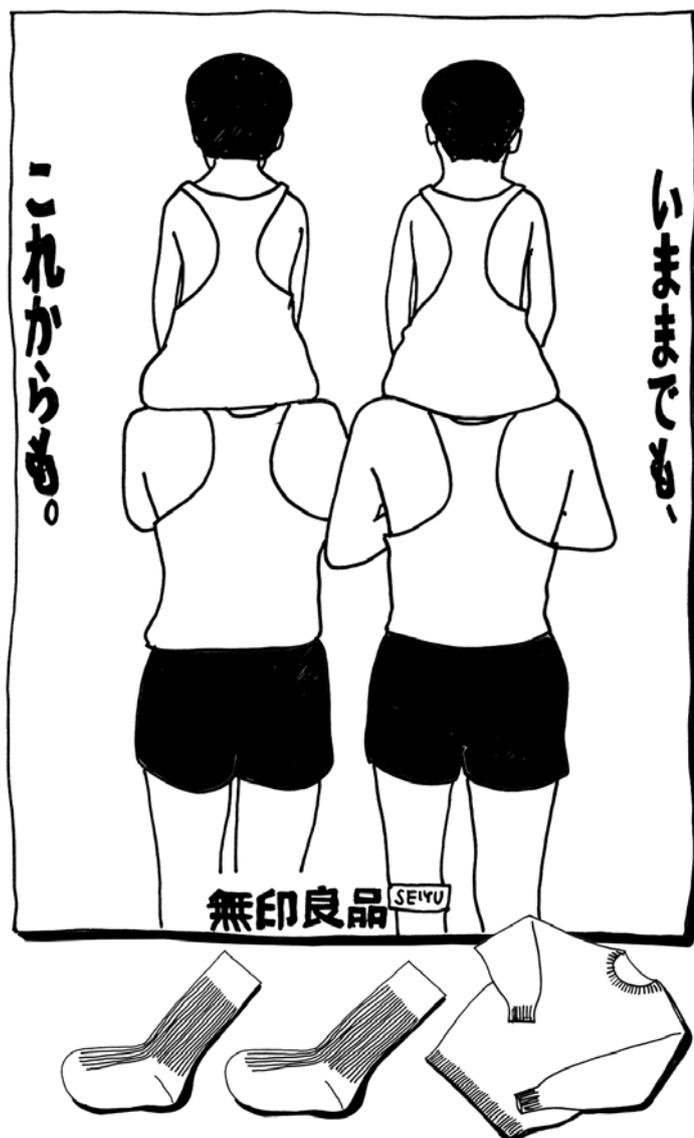
Selbst Bettdecken werden neuerdings in weiß produziert, weil 90 Prozent der Nutzer ohnehin einen Bezug darüber ziehen. Das sind zwar kleine Detailunterschiede, doch haben sie eine große Wirkung auf Nutzung und Preis.

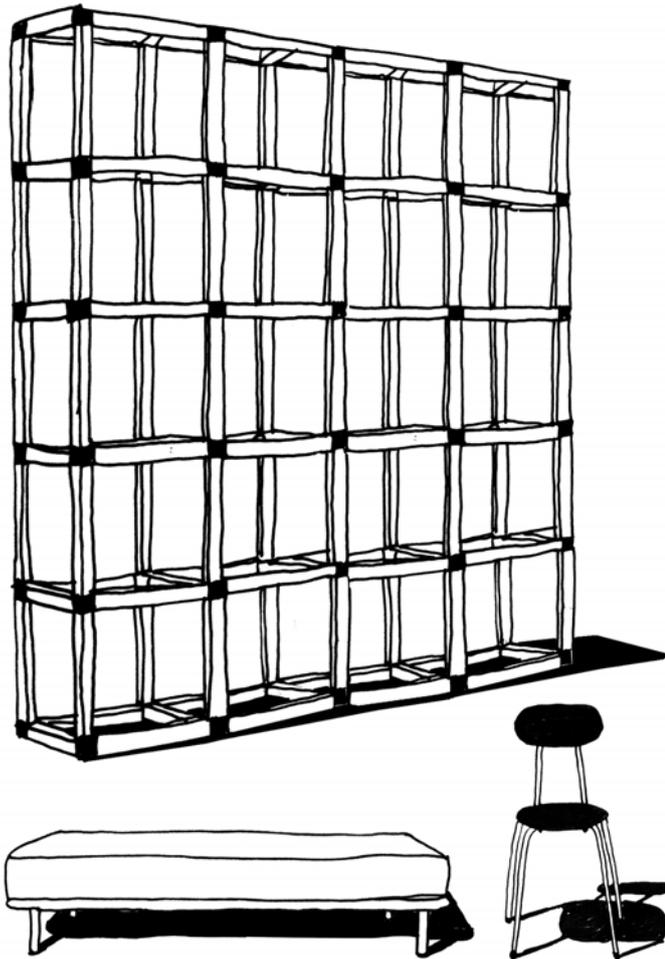
Zusätzlich war Umweltfreundlichkeit von Anfang an ein wichtiges Thema. Das fängt bei den ungebleichten Papiertüten sowie Etiketten an und wurde z. B. auch bei einer Bekleidungsline berücksichtigt, die aus buntem Webgarn, bzw. Abfall der Modeindustrie besteht.

Zu Anfang der Produktpalette konzentrierte man sich auf Lebensmittel. Ein kleiner Sektor waren Haushaltsartikel. Bekleidung fehlte gänzlich. Heute gibt es mehr Haushaltswaren und Bekleidung

als Lebensmittel. Die Bekleidung wurde zunehmend als „Alternative zur Mode“ beschrieben: elegant und klassisch, sie sollte einfach und komfortabel zu tragen sein und keine Dekoration. Die Baumwoll-Basics bestanden aus Hemden, Hosen, Poloshirts, Socken, Unterhemden usw.

Nach den goldenen 90ern mit ihren extravaganten Produkten wurde *Muji* international mit Begeisterung aufgenommen, denn das Schlichte wurde zum Bedürfnis und der Trend. Die Käufer waren der übermäßigen und überladenen Ästhetik überdrüssig. Nach der Zeit des Überflusses folgte der Drang zur Einfachheit und Schlichtheit.





Der erfrischende Stil *Muji's* begeisterte durch diesen Sinneswechsel viele Menschen. Als 1991 die erste Filiale in London eröffnete, wurde sie so gut aufgenommen, dass innerhalb kurzer Zeit fast alles ausverkauft war und die Anlieferung aus Tōkyō kaum hinterher kam. Vor allem Londoner Studenten liebten die schlichten Basisteile.

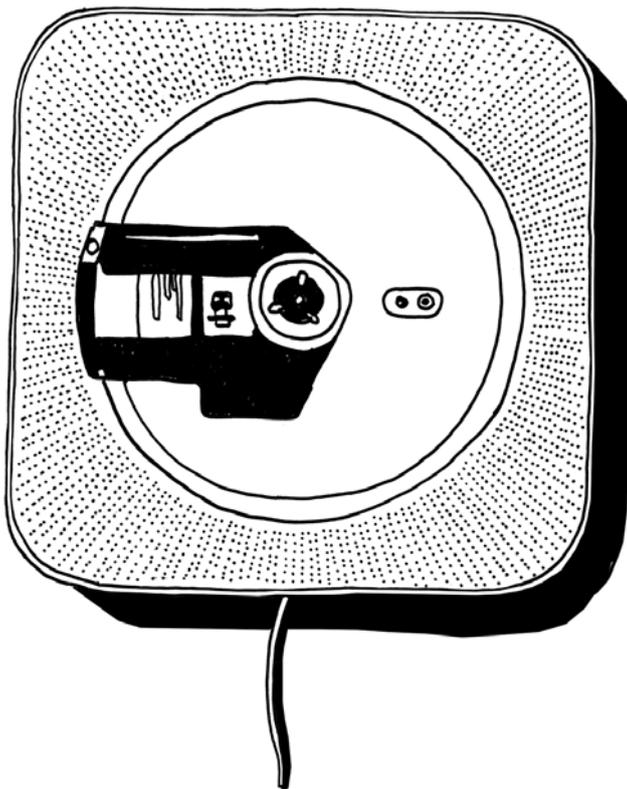
Aufgrund der großen Nachfrage folgten weitere Filialen im In- und Ausland sowie eine vermehrte Anzahl an neuen Produkten. *Muji* hatte den Vorteil, dass es mehr als zehn Jahre vor dem weltweiten Trend zum minimalistischen Design und Einfachen seine Basis und Designphilosophie manifestieren konnte, um damit in den folgenden Jahren Anerkennung und hohe Verkaufszahlen zu erreichen.

Um ein weiteres Areal zu erschließen, wurden 1999 Filialen in den Bahnhöfen Japans errichtet. Noch im gleichen Jahr folgte der

erste Internetshop für den japanischen Markt und im darauf folgenden Jahr für den amerikanischen Markt.

Als *Muji* zu diesem Zeitpunkt die Expansion in Amerika und Kanada begann, sahen sie sich harten Konkurrenten wie *Gap* und *A&F* gegenüber, die sehr beliebt bei jungen Kunden waren, also der gleichen Zielgruppe und dem gleichen Segment. Deshalb hielten sie sich mit der Implementierung zurück. Zudem musste *Muji* in Japan Einbußen verkraften, da 2001 neue Marken wie *¥100* und *Fast Retailing* die junge Käuferschicht weglockten.

Muji reagierte schnell und reduzierte seine Produktpalette. Zudem sollte aus der Kultmarke ein bekannter Einzelhändler werden – mit Hilfe von gezielter Werbung und dem Engagement von nationalen und internationalen Designern, wie Fukasawa Naoto, Sam Hecht, Jasper Morisson und andere.



Alte und neue Bestseller wurden 2003 auf der größten und renommiertesten Möbelmesse *Salone* in Italien ausgestellt, was die Bekanntheit weiter erhöhte.

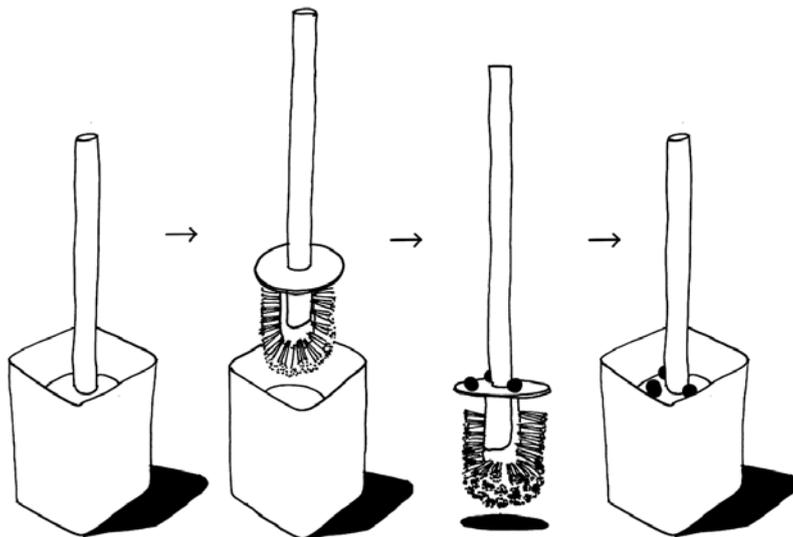
Im gleichen Jahr begann auch der Verkauf von *Muji + Fill*, einem Fertighaus, das der Muji-Philosophie folgt und in der Innenaufteilung modifizierbar ist.

Natürlich wird weiter am Design der Produkte gearbeitet. Doch auch wenn dafür angesehenen Designer engagiert wurden, werden sie in Broschüren, Katalogen und Internetseiten nicht genannt. Für gewöhnlich würde der Name eines bekannten Designers in Marketingstrategien ausgeschlachtet werden, um zum Kauf zu animieren und wohlmöglich zu hohe Preise zu rechtfertigen. Anders jedoch bei *Muji* – ganz getreu dem Motto, dass nicht die Marke, sondern den Nutzer im Vordergrund steht. So gesehen arbeitet der Designer anonym, wobei es allerdings nicht besonders schwierig ist, die Namen herauszufinden.

Nun sollen diese Ausführungen *Muji* nicht auf ein Podest heben, denn bei genauerer Betrachtung gibt es durchaus Dinge, die nicht oder weniger ins Bild passen.

Bei genauer Betrachtung eines *Muji* Produkts – der Klobbürste – dessen Nutzung in Japan, England oder Deutschland gleich ist, scheint das Manifest zu bröckeln.

Die *Muji* Klobbürste



Produktpunkte:

Preiswert

Bei einem Preis von 11 Euro befindet sich die Bürste im höheren Preissegment. Im Vergleich dazu kostet eine Bürste mit Halterung nur 2,50 Euro bei *Woolworth* oder gar nur 1 Euro bei *IKEA*.

Nützlich & Funktional

Dass eine Klobbürste nützlich ist, darüber braucht man nicht zu streiten. Durchaus aber darüber, dass sich nach der ersten Nutzung der *Muji*-Bürste auf dem oberen abschließenden Ring Überreste und Schmutz sammeln. Schon dort scheitert das reduzierte und weiße Produkt. Die Halterung ist ebenfalls weiß, so dass jeder Schmutz bei herausgenommener Bürste sichtbar ist. Nutzung und Funktionalität werden hier der Form untergeordnet und scheitern. (Die Halterung von *Woolworth* ist innen schwarz.)

Bestmögliches Material

Kunststoff ist das billigste und einfachste Material für einen solchen Massenartikel. Aber wie entsteht dann der hohe Preis? Vielleicht, weil dieses Set vom international bekannten Designer Sam Hecht entworfen wurde, der für reduzierte Entwürfe bekannt ist? Der Käufer im Geschäft weiß jedoch nicht, dass es sich um ein „Designerstück“ handelt, da dieser nicht namentlich genannt wird, und wird den „Designerpreis“ kaum zahlen.

Des Weiteren funktioniert die Grundidee „keine Marke“ zu sein beim Exportieren nicht mehr. Den Markennamen *Mujirusbi Ryobin* versteht man nur, wenn man Japanisch kann. Und er ist auch noch schwer zu lesen und zu merken. So ist er in Europa nur als *Muji* bekannt und wird auch so vermarktet. Das ursprüngliche Wortspiel und die Botschaft werden einfach zum normalen Markennamen. Nur die Kombination mit reduzierter Schrift und dem typischen Rot mögen vielleicht an Japan erinnern.

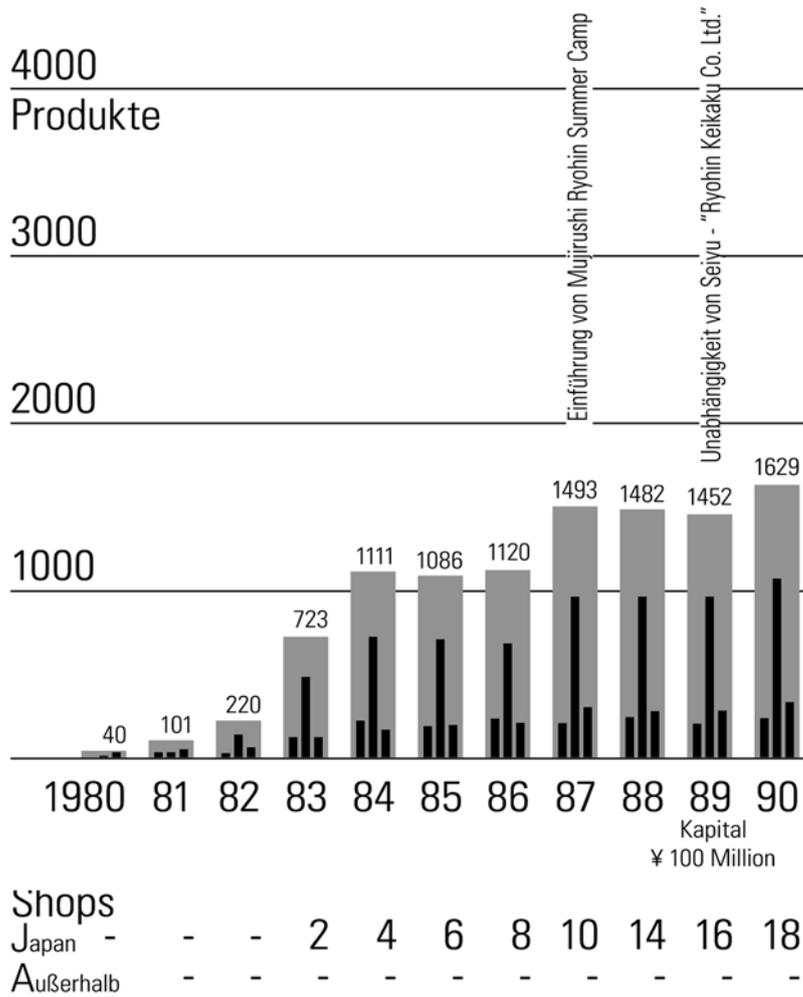
Zu Anfang der Exporttätigkeit von *Muji* waren grundsätzlich alle Etiketten original mit japanischen Schriftzeichen, sie wurden bei der Auslieferung im Ausland nicht überklebt oder ausgetauscht. So hatte der Kunde das Gefühl etwas Besonderes und authentisch Japanisches zu kaufen. Mit der Zeit kam es jedoch zu einer Anpassung der Export-Produkte: fast alle Etiketten sind nun englisch oder franzö-

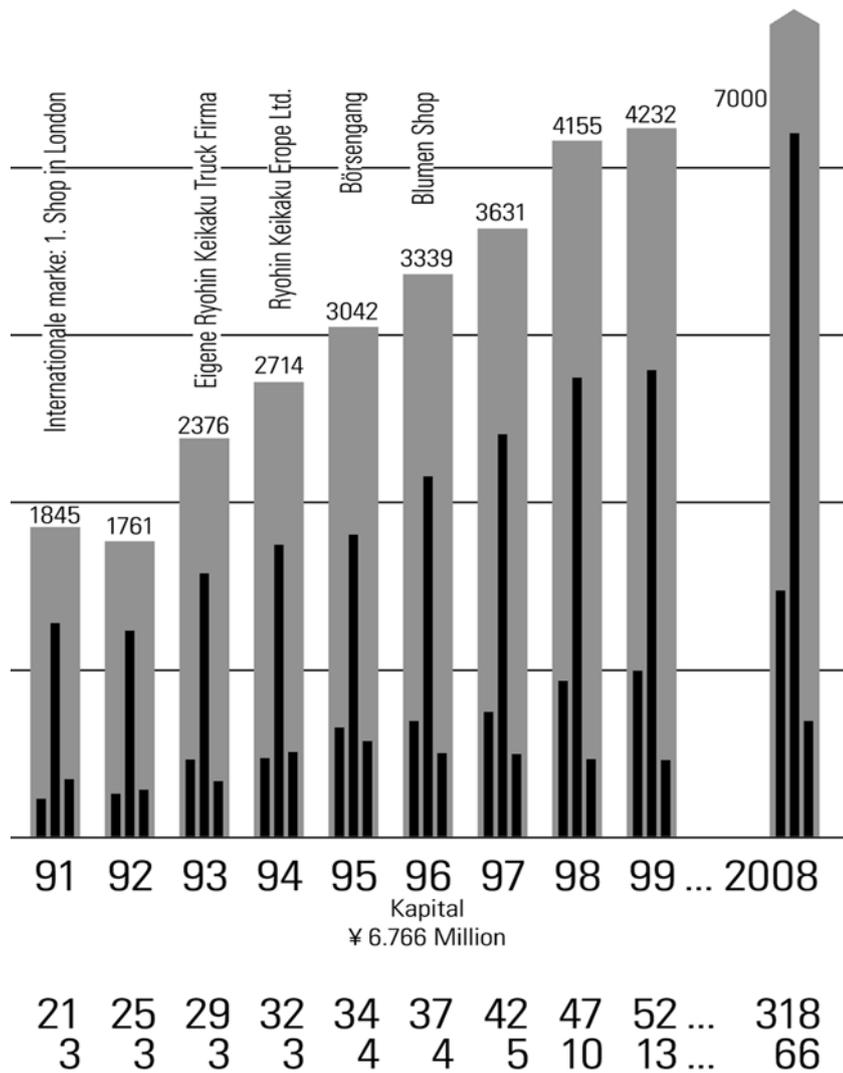
sisch. Japanische Schriftzeichen sucht man vergeblich. Schade, so verliert Muji durch die globale Expansion seine radikalen Züge und Ursprünglichkeit. Vielleicht wird aus diesem Grund gleich beim Eingang jeder Muji-Filiale auf großen Tafeln die Idee und die Geschichte von Muji erklärt.

Sollen so die überhöhten Preise gerechtfertigt werden?

Fraglich ist, ob zwei einfache schwarze dünne Haargummis für 2,50 Euro Anklang finden, wenn diese im Zehnerpack für die Hälfte in einem gegenüberliegenden Geschäft gekauft werden können. Vielleicht verschwinden die Etiketten aber auch, weil der japanische Originalpreis umgerechnet mindestens ein Drittel bis zur Hälfte niedriger ist, als der überteuerte Preis im Ausland. Viele der im Ausland lebenden Japaner freuen sich zu *Muji* zu gehen – um ein bisschen Heimatgefühl zu spüren –, sind jedoch über die fast doppelt so hohen Preise im Vergleich zur japanischen Filiale sehr überrascht. Denn *Muji* ist in Japan das, was für uns *Woolworth* in Europa ist. Wobei *Woolworth* ein Manko hat: Dort gibt es nicht so schlichte Dinge wie bei *Muji*.







Quellen

MUJI, Brands A to Z – erschienen 2007, Southbank Publishing
 Dem Schlichten verpflichtet – erschienen 25. Juli 2006, Berliner Zeitung
 Muji Produktkataloge aus England, Frankreich, Deutschland und Japan
 Muji Internetseite
 Wikipedia
 Illustrationen und Tabelle © Anna Dabrowski

Lebenslauf

Anna Dabrowski
info@anna-dabrowski.com
www.anna-dabrowski.com

VITA

1998–heute Product Designerin, Illustratorin und Fotografin, Berlin
2004–2006 Creative Director, Berlin
2003–2004 Produkt Designerin bei *Studio Levien*, London

STUDIUM

2001–2003 Masters in Industrial Design, *CSM*, London
2003 Meisterschülerin, Kunsthochschule Berlin
1996–2001 Diplom Produkt Design, Kunsthochschule Berlin

STIPENDIEN

2005 *DAAD* Forschungsstipendium für Japan, Tōkyō, Kyōto, Ōsaka
2002–2003 *AHRB* Stipendium für Masters am *CSM*, London
2001–2002 *DAAD* Postgraduierten Stipendium für Masters in London

AUSSTELLUNGEN/PREISE

2008 *YDMI*, Ausstellung u. Seminar vom *Rat für Formgebung*, Berlin
2008 *Fotomarathon*, Auszeichnung für Fotoserie, Berlin,
2006 *Material Messestand*, Berlin, Frankfurt, Moskau, London
2002 *Kill the Table*, Knetfilmanimation auf Festivals, Europa
2002 *Crime Against Design*, Ausstellungsteilnahme, London
2002 *Mart Stam Award* für Büromöbel Collection, Berlin
2002 *D&AD Product Innovation Award*, 1. Preis, London
2002 *Order in Order to Order*, Ausstellung Henry Peacock Gallery, London
1999 *Breson Fotografie Ausstellung*, 3. Preis Portraits, Stettin

Der Kaiserkult im römischen Zypern und im alten Japan

FUJII Takashi
Universität Heidelberg

Das Ziel dieses Essays besteht im Vergleich zwischen dem Kaiserkult im römischen Zypern und dem im alten Japan. Der Ertere betrifft meine Doktorarbeit, in welcher der Kaiserkult und die kaiserliche Repräsentation im römischen Zypern vom ersten bis zum dritten Jahrhundert n. Chr. analysiert wird. Der Letztere, der Kaiserkult im alten Japan, stellt ein interessantes Vergleichsthema dar, nicht nur, weil ich Japaner bin, sondern auch, weil eine Untersuchung der Herrscherkulte im Orient, z. B. in Japan, Korea, China, Iran und Indien, dazu beitragen würde, die kultische Verehrung des römischen Kaisers weltweit im historischen sowie religiösen Kontext einzuordnen. Aber, von welchem Gesichtspunkt aus? Im Essay wird der Schwerpunkt auf die dynamische Beziehung zwischen Zentrum und Peripherie in beiden Kaiserkulten gelegt. Im römischen Altertum, in dem es keine Massenmedien gab, spielte der Kaiserkult die wichtigste Rolle dabei, die Bewohner der Peripherie mit dem religiösen und politischen Zentrum der Herrschaft zu verbinden (Price 1984 für das römische Kleinasien. Siehe auch Fishwick 1987–2005 und Clauss 1999 für den westlichen lateinsprachigen Teil des Reichs). Wie akzeptierten und praktizierten Zyprioten und Japaner den jeweiligen Kaiserkult? Was für eine Beziehung ergab sich dabei zwischen Zentrum und Peripherie?

Vor der Untersuchung soll auf einige Unterschiede zwischen dem römischen Zypern und dem alten Japan hingewiesen werden, die sich auf das Thema beziehen. Zuerst, die Größe des Gebietes: die Fläche des Römischen Reichs betrug etwa fünf Millionen Quadratkilometer, während Japan weniger als ein Zehntel dieser Fläche einnimmt, 380 Tausend Quadratkilometer, wobei diese Fläche im Altertum viel geringer war, als Hokkaidō, Kyūshū, und ein großer Teil des Tōhoku von Kaisern, die sich in Kinai, d. h. dem politischen Zentrum der kaiserlichen Herrschaft in der modernen Provinz Kansai, befanden.

den, noch nicht erobert worden waren. Zweitens, das Zeitalter: die Blütezeit des Römischen Reichs wird vom zweiten Jahrhundert v. Chr. bis zum zweiten Jahrhundert n. Chr. datiert, während wir das japanische Altertum normalerweise vom dritten bis zum elften Jahrhundert einordnen. Hier will ich mich auf die Zeitspanne vom sechsten bis zum achten Jahrhundert konzentrieren; in dieser Ära entwickelte sich das Ritsuryō-System, bei dem es sich in erster Linie um eine Verstärkung der kaiserlichen Macht handelte (siehe unten). Drittens, die historischen Quellen: in Japan sind literarische Quellen erst seit dem späten fünften Jahrhundert überliefert. Das Kojiki und das Nihon-Shoki, die die Hauptquelle für das japanische Altertum darstellen, wurden Anfang des achten Jahrhunderts auf kaiserliche Initiative herausgegeben. Den römischen Kaiserkult auf Zypern belegen verschiedene Texte. Zypern liegt an der Peripherie des Reichs, deswegen erwähnten zeitgenössische Historiker und Schriftsteller die Insel sehr selten. Dennoch stehen recht viele Inschriften, d. h. auf Steinen eingemeißelte Texte, zu unserer Verfügung. Diese Inschriften, die größtenteils von den Zyprioten selbst stammen, erhellen, wie der Kaiser auf der weit von Rom entfernten Insel verehrt und repräsentiert wurde.

Zuerst zum römischen Zypern. Die folgende Inschrift aus Lapethos, einer Stadt an der Nordküste der Insel, ist wegen ihrer großen Wichtigkeit für das Verständnis des zypriotischen Kaiserkults erwähnenswert. „Dem Gott Tiberius Caesar Augustus, Sohn des Gottes Augustus ... hat Adrastos, Sohn des Adrastos, der Freund des Kaisers, der erbliche Priester des im Gymnasium von ihm auf seine eigenen Kosten gebauten Tempels des Tiberius Caesar Augustus und der Statue, Adrastos, der Patriot, der sehr tugendhafte Mann ... und der Priester der im Gymnasium verehrten Gottheiten, hat den seinem eigenen Gott gewidmeten Tempel und die Statue aus eigenen Mitteln errichtet ... Am Geburtstag des Tiberius, am 24. des Monats Apogonikos im Jahre 16“ (IGR 3, no. 933).

Hieraus ergibt sich zuerst, dass der Kult des römischen Kaisers durch Statuen und Tempel materialisiert wurde. Adrastos errichtete eine Statue und einen Tempel für den vergöttlichten Kaiser Tiberius. In Zypern belegt die epigraphische Quelle ziemlich viele Statuen, die den vergöttlichten Kaisern gewidmet wurden. Sie befanden sich sowohl in offiziellen Räumen wie Agorae, d. h. politischen und wirtschaftlichen Plätzen in griechischen Städten, als auch in religiösen Räumen wie Tempeln traditioneller Gottheiten sowie der

Kaiser selbst. Statuen, von denen die meisten auf Initiative der Zyprioten erbaut wurden, dienten als Stätten der psychischen und religiösen Verbindung der Zyprioten mit den Kaisern, wo die Besucher die Inschriften auf den Statuen lesen und die Würde und die Heiligkeit der Kaiser erkennen konnten.

Die oben genannte Inschrift erwähnt auch die Priesterschaft des Kaiserkultes. Die zypriotische Priesterschaft hatte eine doppelte Struktur: Während in jeder Stadt ein Oberpriester den Kaiserkult verwaltete, wurde der Oberpriester der ganzen Insel aus der städtischen Priesterschaft gewählt (Mitford 1980). Die Priester, welche die Oberschicht jeder Gemeinschaft formten, wurden mit Inschriften und Statuen geehrt, und sie selbst ehrten gleichzeitig ihre eigenen Verwandten. Durch genauere Untersuchung der Inschriften ergibt sich, dass in manchen Städten einige Familien die Priesterämter monopolisiert hatten. In dieser Inschrift errichtete der Priester Adrastos auf seine eigenen Kosten einen Tempel und eine Statue für Tiberius. Wenn Priester auch in anderen Städten eine derartige Bautätigkeit entfaltet haben, fungierte der Kaiserkult vielleicht auch als ein Medium, durch das die Wohltaten der städtischen Oberschicht propagiert wurden.

Die Inschrift erhellt auch die Ritualisierung des Kaiserkultes; hier geht es um ein Fest zum Geburtstag des Kaisers Tiberius, obwohl wir leider nicht wissen, welche Veranstaltung dabei stattfand. Der Kaiserkult wurde in Form von Festen, festlichen Wettkämpfen und einem Eid, den die Zyprioten jährlich auf den Kaiser leisteten, ritualisiert und im religiösen und sozialen Rhythmus des zypriotischen Lebens wiederholt (Chanotis 2003). Derartige Zeremonien könnten eine Gelegenheit dafür gewesen sein, die Identität der Zyprioten im Zyklus des Jahres erneut mit dem römischen Kaiser zu verbinden.

Im alten Japan beruhte die Heiligkeit des Tennō, die seine politische und militärische Macht ergänzte, auf dem Mythos, der in den Anfang des achten Jahrhunderts herausgegebenen Kojiki und Nihon-Shoki festgehalten war. Diesem Mythos zufolge stammt die Kaiserfamilie von der japanischen Hauptgöttheit Amaterasu ab, die ihren Enkel vom Himmel zur Erde schickte, um ihn die Erde regieren zu lassen. Die kaiserliche Heiligkeit wurde durch jährlich wiederholte Riten stabil gehalten, dessen wichtigster das Niiname, d. h. das Erntefest, war; da nach dem Mythos der Beginn des Reisanbaus und der Abstieg des Enkels der Amaterasu verbunden wurden, mussten die Kaiser selbst

der Gottheit für die gute Ernte danken und um eine solche für das kommende Jahr beten (Murakami 2003). Im Laufe des sechsten und siebten Jahrhunderts veränderte sich das Niiname vom Erntefest in ein Fest für die Kaiser selbst, ein Fest, das die Thronbesteigung der Kaiser feierte und ihre religiöse und symbolische Macht jährlich verstärkte. Im Fest spielten zwei Aktivitäten die größte Rolle: das Essen und der symbolische und sakrale Geschlechtsverkehr, d. h. die Hierogamie. Hier interessiert mich das Essen. Die Kaiser aßen Opfergaben beim Fest, die unterworfenen lokale Häuptlinge ihnen darbrachten. Da diese Speisen die Seele der eroberten Länder darstellten, handelte es sich beim Essen um den symbolischen Akt der Eroberung. Die Kaiser aßen, um ihre Herrschaft zum Ausdruck zu bringen (Inoue 1998). Die Opfergabe aus den eroberten Ländern ist der Bezug zu meinem Thema, denn sie zeigt die durch den Kaiserkult geförderte Beziehung zwischen Zentrum und Peripherie. Das rituelle Essen der Kaiser verknüpfte Eroberer und Eroberte sowie das Zentrum und die Peripherie.

Ein anschauliches Beispiel soll verdeutlichen, dass die Kaiser im Fest versuchten, die Peripherie in ihr Reich zu integrieren. Es ist das Daijō von Temmu Tennō im Jahre 673, das Fest, das die Thronbesteigung des Temmu feierte, der den Bürgerkrieg gewann und die Zentralisierung des Staates einführte. Ein Daijō war das größte Fest während des jährlichen Niiname, bei dem ein neuer Tennō seine Thronbesteigung vollzog. Bei diesem Daijō von Temmu wurde die Peripherie ins Zentrum integriert; Harima und Tanba, außerhalb vom Verwaltungszentrum Japans liegende Länder, stifteten den heiligen Reis, den der Kaiser während des Festes aß, und damit wurden diese Länder durch den Kaiser mit der zentralen Gottheit verbunden. Die beiden Länder besangen während des Festes auch ihre eigenen Sitten in Versform. Sie wurden Yuki-no-kuni und Suki-no-kuni genannt und vor dem Fest durch ein Wahrsagungsritual von der Regierung gewählt. Temmu Tennō versammelte Dichter aus verschiedenen Ländern, die Epen, die sich vielleicht auf ihre eigene Geschichte bezogen, rezitierten. Auf den Festen in der Regierungszeit des Temmu wurden auch Tänze von Bewohnern des Landes Hayato vorgeführt. Hayato befand sich südlich der Insel Kyūshū, weit entfernt vom Kinai, und wurde erst deutlich später von der zentralen Regierung unterworfen (Kumata 2001). Die Zentralisierung der Feierlichkeiten hielt Schritt mit der Entwicklung der staatlichen Zentralisierung, d. h. der Einführung des Ritsuryō-Systems. Das Ritsuryō-System ist ein aus China importiertes

Verwaltungssystem, das die Zentralisation der japanischen Regierung hinsichtlich des Grundbesitzes, der Steuer, des Militärdienstes und der Bürokratie einführte. Mit dem Ritsuryō-System verstärkte sich die Macht und Heiligkeit des Kaisers; der Begriff Akitsu-Mikami, d. h. Herrscher als Gott, trat in der Periode des Temmu auf. Obwohl die Kaiser im siebten und achten Jahrhundert bei ihrer Thronbesteigung, zumindest zum Teil, auf eine politische Verbindung mit anderen zentralen Aristokraten im Kinai bauen mussten (Ohsumi 2001), spiegelte sich doch die kaiserliche absolute Macht, die durch das Ritsuryō-System konsolidiert wurde, im Fest des Temmu, bei dem versucht wurde, durch kaiserliche Zeremonien die Peripherie symbolisch mit dem Zentrum zu verbinden. Die Zentralisierung des Festes bedeutete jedoch keine Vernichtung der provinziellen Sitten; einheimische Gesänge und Tänze wurden in den Festen des Temmu vorgeführt. Es handelte sich dabei mehr um eine Reorganisation der Kulturen und Religionen der Peripherie und Konzentrierung der kultischen Verehrung auf den Kaiser selbst.

Im Bezug auf die Beziehung zwischen Peripherie und Zentrum unterscheidet sich der Kaiserkult im alten Japan vom Kaiserkult im römischen Zypern. Der japanische Kaiserkult fokussierte sich vor allem auf das Zentrum, während die Peripherie im Römischen Reich im Rahmen ihrer Gesellschaft den Kaiserkult akzeptierte. Die Zyprioten praktisierten den Kaiserkult nicht unter kaiserlichem Druck, sondern aus eigener Initiative. Darüber hinaus wurde die Verehrung der regierenden Kaiser in Rom, dem Zentrum des Römischen Reichs, verboten. Der Kaiserkult im Römischen Reich fand in erster Linie in der Peripherie statt. Um es kurz zu sagen, der zypriotische Kaiserkult zeigt die Dezentralisierung, der japanische Kaiserkult die Zentralisierung, aber beide trugen mehr oder weniger dazu bei, Peripherie mit Zentrum zu verknüpfen. Man könnte den Unterschied im politischen System als einen Hintergrund hervorheben. Das Römische Reich entstand aus einer Republik, in der die Römer es vermieden, einen Bürger als einen Gott zu verehren. Die Idee der Vergöttlichung der Menschen bestand aber in der kaiserlichen Zeit fort (aber siehe Gradel 2002 für den Kaiserkult in Italien). Die Bewohner in den Provinzen des Reichs praktizierten den Kaiserkult mit mehr Freiheit. Sie verehrten die Kaiser und verbanden sie mit anderen Gottheiten. Der japanische Kaiserkult hatte, im Gegensatz dazu, viel mit der politischen und religiösen Zentralisierung zu tun. Die relative Sprachhomogenität in

Japan könnte die Integrierung der Peripherie durch den Kaiserkult vereinfacht haben. Die Eingliederung der Peripherie in die kaiserliche Regierung wurde durch Riten, welche die Heiligkeit der Tennō als Nachfolger der Amaterasu bestätigten, manifestiert.

Ausgewählte Literatur

- Chanotis, A. (2003): Der Kaiserkult im Osten des Römischen Reiches im Kontext der zeitgenössischen Ritualpraxis. In: Die Praxis der Herrscherverehrung in Rom und seinen Provinzen, ed. H. Cancik and K. Hitzl, 3–28. Tübingen: J. C. B. Mohr.
- Clauss, M. (1999): Kaiser und Gott: Herrscherkult im römischen Reich. Stuttgart: B. G. Teubner.
- Fishwick, D. (1987–2005): The Imperial Cult in the Latin West: Studies in the Ruler Cult of the Western Provinces of the Roman Empire. 3 Vols. Leiden: Brill.
- Gradel, I. (2002): Emperor Worship and Roman Religion. Oxford: Clarendon Press.
- Inoue, W. 井上亘 (1998): 『日本古代の天皇と祭儀』吉川弘文館 [Nihon-kodai no Tennō to saigi (Tennō im japanischen Altertum und seine Riten)], Tōkyō: Yoshikawa Kōbun-Kan.
- Kumata, R. 熊田亮介 (2001): 「夷狄・諸蕃と天皇」『古代天皇制を考える』講談社、129–78頁 [Iteki, Shoban to Tennō (Barbarische Stämme, barbarische Länder und Tennō). In Kodai-Tennō-sei o kangaeru (Das Herrschaftssystem des Tennō im Altertum), 129–78]. Tōkyō: Kōdansha.
- Mitford, T. B. 1980. Roman Cyprus. ANRW 2. 7. 2: 1285–384.
- Murakami, S. 村上重良 (2003): 『日本史の中の天皇』講談社 [Nihon-shi no nakana Tennō (Tennō in der japanischen Geschichte)]. Tōkyō: Kōdansha.
- Ohsumi, K. 大隅清陽 (2001): 「君臣秩序と儀礼」『古代天皇制を考える』講談社、31–86頁 [Kunshin-chitsujo to girei (Tennō-Untertan-Beziehung und ihre Riten). In: Kodai-Tennō-sei o kangaeru (Das Herrschaftssystem des Tennō im Altertum), 31–86]. Tōkyō: Kōdansha.
- Price, S. R. F. (1984): Rituals and Power: The Roman Imperial Cult in Asia Minor. Cambridge: Cambridge University Press.

Raumbewegungen: philosophische Aspekte zeitgenössischer Teeraumgestaltung¹

Volker HEUBEL
Universität Würzburg

Der japanische Teeraum wird als *dōjō* 道場, Weg-Raum oder Weg-Ort bezeichnet, also als ein Raum, der auf den Weg zu sich selbst bringt, der be-wegt. Anders formuliert, ein Raum, in dem der Mensch sich selbst gestaltet oder an der Formung seines Selbst arbeitet.² Was könnte dies im Kontext zeitgenössischer Teeraumgestaltung heißen? Ich möchte dieser Frage anhand von Teeraumentwürfen und Reflexionen des zeitgenössischen Innenarchitekten und Designers Uchida Shigeru nachgehen und sie Konzeptionen von Situations- und Selbstgestaltung, ausgehend von Heinrich Rombach gegenüberstellen, um Möglichkeiten eines Gespräches zwischen beiden zu eröffnen.

Die Teehausarchitektur spielt im Schaffen namhafter zeitgenössischer japanischer Architekten und Innenarchitekten eine wichtige Rolle und jüngste Veröffentlichungen³ zeigen, dass sie die Aufmerksamkeit als ein architektonisches Experimentierfeld auf sich zieht.

Uchida Shigeru ist auf diesem Gebiet durch seine Schriften „Innenraum und die Japaner“ (Tōkyō 2000), „Der Teeraum und der Innenraum“ (Tōkyō 2005) sowie in Interviews über die gegenwärtige Situation des Tee-Weges hervorgetreten.⁴ Dabei gehört er zu der

¹ Der Text ist Teil meines philosophischen Dissertationsprojekts über „Aspekte einer Philosophie des Tee-Weges“ an der Universität Würzburg.

² Vgl. zur philosophischen Relevanz von Fragen der Raumgestaltung: Welsch, Wolfgang: „Räume bilden Menschen“, in: Schirmbeck, Egon: Raumstationen. Metamorphosen des Raumes im 20. Jahrhundert, Ludwigsburg 2001, 12–24; Böhme, Gernot: „Leibliche Anwesenheit im Raum“, in: ebd., 92–98.

³ Vgl. z. B. Isozaki, Arata; Ando, Tadao u. Fujimori, Teronobu: The Contemporary Tea House. Japan's Top Architects Redefine a Tradition, Tōkyō 2007; Freeman, Michael: New Zen: the tea-ceremony room in modern japanese architecture, London 2007.

⁴ Uchida, Shigeru 内田繁: 茶室とインテリア. 暮らしの空間デザイン (Der Teeraum und das Innenraum.Wohnraumdesign), Tōkyō 2005; ders.: インテリアと日本人 (Innenraum und die Japaner), Tōkyō 2000; ders. und Hayashiya

Nachkriegs- und japanischen 68er Generation, die der eigenen Tradition aus marxistischer Perspektive sehr kritisch gegenüberstand und die sich zunächst an westlichen Gesellschaften orientierte. Erst durch den Kontakt und die Zusammenarbeit mit westlichen Architekten, Designern und Journalisten, die in seinen Arbeiten und denen seiner japanischen Kollegen eine typisch japanische Charakteristik zu sehen glaubten, wurde er zu einer Auseinandersetzung mit den Hintergründen dieser Sichtweise und damit der eigenen Geschichte veranlasst. Daher versucht er japanisches Design in der Moderne kritisch zu verorten, dessen spezifischen Ausdruck und die damit verbundene Wahrnehmungsweise auf traditionelle Wurzeln zurückzuführen und deren Aktualität für die Gegenwart als einer möglichen „anderen Moderne“ herauszustellen. Die Gegenwart charakterisiert er als Jetzt, in dem die Menschen es offenbar nicht vermögen im „Jetzt“ zu leben. Einen Anhaltspunkt dessen, was es heißen könnte „jetzt“ zu leben, gewinnt er in der japanischen Teehaus-Architektur und ihren ästhetischen Kriterien, die seiner Auffassung nach modernem japanischen Design zugrunde liegen, so dass er sie gar als dessen Verlängerung bezeichnet.⁵ Dies bedeute jedoch nicht, dass man die traditionelle Teehausarchitektur und ihre Prinzipien einfach so übernehmen könnte, sondern sie bedürfe einer Transformation durch die moderne Gegenwart, um ein Ausdruck des Heute werden zu können. Denn die japanische Tradition, so Uchida, befinde sich in einer Erstarrung, Musealisierung und bloß äußerlich-formalisierten Bewahrung des Vergangenen. Sie könne so nicht zu einem freien Ausdruck der und in der Gegenwart werden. Dagegen betrachtet er Rikyū als einen Mann der Gegenwart, der wesentlich mit der vorherigen Tradition des Tee gebrochen, den Tee revolutioniert und zu einer Ausdrucksform seiner

Seizō 林屋晴三: 「茶の湯の未来 5、対談、茶の美術と現代、作家と語る 3: 「今」がなぜ「今」に生きられないのか」 (Die Zukunft der Tee-Zeremonie 5, Diskussion, Die Tee-Kunst und die Gegenwart, Mit Künstlern sprechen 3: Warum können wir „jetzt“ nicht im „Jetzt“ leben?), in: *Chanoyu* Nr. 365 (2004), 1–8; ders.; Hayashiya Seizō 林屋晴三 und Takeuchi, Junichi 竹内順一: 一般公開パネルディスカッション茶の湯の未来、第三回: 「茶道具の今」 (3. öffentliche Podiumsdiskussion über die Zukunft der Tee-Zeremonie: Tee-Geräte der Gegenwart), in: *Chanoyu* Nr. 349 (2003), 1–13; ders.: „Japanisches Design im Kontext des zeitgenössischen Architekturraumes“, in: Schirmbeck, Egon: Raumstationen. Metamorphosen des Raumes im 20. Jahrhundert, Ludwigsburg 2001, 25–33; vgl. zu Uchida auch Fehrer, Wolfgang: Das japanische Teehaus, Zürich 2005, 210–213.

⁵ vgl. *Chanoyu* Nr. 365, S. 3.

Zeit gemacht hätte. Von daher vertritt Uchida die Auffassung der Notwendigkeit eines Bruches mit der Tradition⁶, um sich einen Freiraum zu schaffen, in dem ihre zeitgemäße Wiedergewinnung möglich ist. Denn dieser Bruch mit der Tradition beziehe sich zunächst vor allem auf die äußeren Formen, wohingegen sich die Tradition unverlierbar im Leib der Menschen sedimentiert hätte. Beispiele für eine derartige Absage an die Tradition sind die fehlende oder unorthodoxe Verwendung von Tatami-Matten als eines wesentlichen Maßes der Raumgestaltung und für die Aufstellung der Teegeräte, die verwendeten Materialien, die Gestaltung der Tee-Geräte usw. Fünf wesentliche Prinzipien, die er in seiner Teehausarchitektur umzusetzen versucht sind „Beziehung“, „Veränderung“, „Feinheit“, „Jetzt“ und „Durchlässigkeit“. Das Teehaus wird zum Modell für einen Ort, der den augenblicklichen zeitlichen Wandel in seinen Feinheiten, Nuancierungen und Schattierungen zu verkörpern in der Lage ist. Gleichzeitig wird es damit zum Ausdruck des gegenwärtigen, von Uchida als relational charakterisierten Zeitalters, in dem die Veränderung eines Momentes zugleich die Veränderung des Ganzen bedeute. Im Teeraum zeigt sich dies beispielsweise in der ästhetischen Gewichtung der durch Jahres- und Tageszeiten veränderten Lichtverhältnisse und der jahreszeitlichen Modifikation von *ro* und *furo*, aber auch indirekt in der relationalen Veränderung der Teegeräte, der Kleidung, der Speisen, der Kalligraphien, der Blumen etc. Die von Uchida konzipierten Teeräume stehen allerdings nicht nur im kritischen Verhältnis zur Moderne, sondern verorten sich innerhalb der japanischen Architektur und der Geschichte des Teeraums, so dass zur Moderne ein geschichtlich komplexes Verhältnis von Ähnlichkeiten und Differenzen entsteht.

In den Teeraumentwürfen Uchidas wird das Prinzip der Durchlässigkeit durch Verwendung unterschiedlicher Materialien deutlich, sei es in den offenen Strukturen der Bambuswände oder des Mattglases. Wesentliches Moment hierbei bilden jedoch die Spannung und das Spiel von Verslossenheit und Offenheit. Am deutlichsten wird das Prinzip der Veränderung in seinen drei Teehäusern „Erinnerung der Methode“, die er 1995 für eine Ausstellung in Mailand entwarf. Als provisorische Architektur bringen sie das Motiv der Zeitlichkeit und Vergänglichkeit zum Ausdruck, zum anderen verkörpern sie jeweils eine bestimmte Wahrnehmung vom Raum und ein Raumgefühl, dessen Veränderung im Gang von einem Raum zum anderen erfahrbar werden soll. Den Hintergrund dieser Konzeption bildet die

⁶ vgl. ebd., S. 5.

in den japanischen Künsten zentrale Kategorisierung in formell (*shin*), semi-formell (*gyō*) und informell (*sō*), die in einem komplexen Komplementaritäts- und Verwandlungsgefüge stehen und sich nicht nur auf den äußerlich wahrnehmbaren Raum, sondern auch auf den inneren Herzens- und Leibraum beziehen. So äußert er beispielsweise in einem Interview, dass es ihm darum ginge, das gegenwärtige *sō* zum Ausdruck zu bringen. Trotz der Betonung eines Momentes kommt es auf die Ausgewogenheit aller drei Momente an, so dass jedes in einer bestimmten Akzentuierung, sei sie latent oder manifest, präsent ist und in einer internen Spannung zum Gesamteindruck beiträgt. Ähnlich dem Verhältnis der Polaritäten von *yin* und *yang* schlägt das Gleichgewicht um, wenn ein Aspekt an einen Extrempunkt gekommen ist. Das Moment der Feinheit kommt am deutlichsten in den Nuancen des Spiels von Licht und Schatten zum Ausdruck, das sich auf dem Boden je nach Beleuchtung oder Tageslicht, Lichteinfall verändert abzeichnet. Insofern bringen die drei Teehäuser exemplarisch Möglichkeiten der Modifikation von Raum- und Zeiterfahrung zum Ausdruck. Gleichzeitig verweist der Titel der drei Teehäuser auf das Prinzip des Erlernens des Tee-Weges. Der erste Schritt besteht im Empfangen der Methode (受), der zweite in seiner verinnerlichten Aneignung und Reflexion auf ihre Grundlagen (破) und der dritte Schritt, sie eigenständig und frei handelnd in der Welt zu verwirklichen (離), was sich nicht nur auf die konkrete Tee-Praxis bezieht, sondern auf das Handeln des Menschen überhaupt.

Nehmen die Begriffe Beziehung, Veränderung/Wandel, Feinheit, Jetzt und Durchlässigkeit zentralen Stellenwert im Schaffen Uchidas ein, möchte ich nun fragen, inwieweit sie sich als architektonisches Thema, ausgehend von der Philosophie Heinrich Rombachs, in einen weiteren Kontext philosophischer Selbstgestaltung stellen lassen. Es ließen sich zu allen fünf Aspekten Bezüge herstellen, doch möchte ich mich hier exemplarisch auf den Aspekt der Durchlässigkeit beschränken. Zwei Gesichtspunkte möchte ich hierbei herausheben: Situative Durchlässigkeit und die Durchlässigkeit menschlicher Höhen- und Tiefenstrukturen.

Situative Durchlässigkeit

Für die Erörterung des Raumes bei Rombach ist sein Begriff der Situation von zentraler Bedeutung. Situation bezeichnet die grundlegende Daseinsräumlichkeit des Menschen, die sich von Nahsituationen (Leibsituation, Ich-Du- bzw. Wir-Situation, Jetztzeit) über mittlere Situationen (Epochen) bis hin zu Fernsituationen (Natur, Kosmos) erstreckt, durch deren dynamisches Wirkungsgeschehen vermittelt der Mensch Wirklichkeit erfährt.

Nähe und Ferne stehen hierbei für eine ungeometrische Räumlichkeit, der zufolge leiblich Fernes mich näher betreffen kann als leiblich Nahes, das mir gleichgültig ist. Je nach Auswahl und Schwerpunktsetzung der situativen Struktur bildet sich eine notwendige Perspektivität und eigene Situationskonturierung heraus, aus deren Konsequenz wiederum die Subjektstruktur des Menschen, sein „Selbst“ entsteht. Wesentliches Merkmal von Situation ist Betroffenheit, sie wird zu meiner Situation, indem sie mich betrifft. Als mich Betreffende gliedert sie sich in eine Innen- und eine Außensituation. Innensituation als der betroffenen werdende, der sich damit als Ich konstituiert und Außensituation als das was betrifft. Die Arbeit an den Situationen als Selbstgestaltung stellt zugleich eine Arbeit am Innen und am Außen dar. Äußere und innere Situation befinden sich in einem fortlaufenden Aufnahme- und Abstoßungsprozess, aus dem sich die eigene Lebenssituation fortlaufend neu gestaltet bzw. Aufgabe der Gestaltung ist. Die situative Daseinsräumlichkeit ist somit als dynamische Bewegungsgestalt zu verstehen, mit der notwendig eine zeitliche Dimension verbunden ist.⁷ Rombachs situative Raumkonzeption geht also nicht von einem vorgegebenen Raum aus, sondern die Genese situativer Strukturen bedeutet gleichzeitig die Genese des jeweiligen Raumes; und dies nicht als abstrakter, sondern je relationaler seiner Momente, die entsprechend dem Motiv der Identität von Ganzem und Teil je der Raum sind (zu einer bestimmten Zeit). Der Situationsraum ist demnach wesentlich Beziehungsraum.

Als Raum, der durch die Relation seiner Momente bestimmt ist, lässt er sich auch als Feld verstehen.⁸ Dieses Feld ist durch Nähe- und Fernerelationen, durch Intensitäten und Verdichtungen gekenn-

⁷ Vgl. Rombach, Heinrich: *Strukturanthropologie*, Freiburg 1993, 156. (Sa)

⁸ Vgl. Rombach, Heinrich: *Strukturontologie*, Freiburg 1988, 61. (So)

zeichnet. Die Struktur des Feldes prägt das Verhältnis zu anderen Feldern bzw. Ordnungen, sei es eines der Abgrenzung und Verschlossenheit, der Weite oder Enge, des Austausches und der Offenheit. Zur Durchlässigkeit von Strukturen trägt wesentlich ihre Korrekturbereitschaft bei, die auch ihre Übersetzbarkeit ineinander erhöht.⁹ Durchlässigkeit ist dabei die „Voraussetzung für Freiheitlichkeit größerer Strukturkomplexe“.¹⁰

Durchlässigkeit hieße für das Denken und Handeln des Einzelnen demnach den leiblichen Raum, den Du-Raum, Geschichts- und Naturraum aufzunehmen und „sprechen“ zu lassen. Bezogen auf die damit verbundene Zeitstruktur hieße es, im „Jetzt“ Vergangenes und Gegenwärtiges durchscheinen zu lassen.

Durchlässigkeit menschlicher Höhen- und Tiefenstrukturen

Die situative Strukturiertheit des Menschen versteht Rombach auch als Verhältnis von Tiefen- und Höhenstrukturen, wobei soziale, politische, ökonomische, rechtliche etc. sowie Bewusstseinsstrukturen als Höhenstrukturen, die Leiblichkeit, das Unbewusste, die „Grundphänomene“ und „Grundereignisse“ als Tiefenstrukturen gefasst werden. Der Grundgedanke besteht darin, dass der Mensch nicht einfach in einer eindimensionalen faktischen Welt lebt, sondern dass jedes Faktum auf eine Dimension oder Ordnung verweist, in der es angesiedelt ist und aus der heraus es seine Bedeutung erhält und Sinn macht.

Rombach unterscheidet fünf Dimensionen, die allerdings nicht deutlich voneinander geschieden sind; sie bilden Überlappungen oder können in andere Dimensionen übergehen. Die erste Dimension des „aktuellen Lebens“ bezeichnet private, gesellschaftliche oder geschichtliche Ereignisse, die von einer fundamentaleren Dimension unterfangen wird, nämlich den gesellschaftlichen Bedingungen des aktuellen Lebens, z. B. rechtliche, wirtschaftliche, technische etc. Bedingungen, die festlegen, in welchem Rahmen/Spielraum bestimmte Fakten überhaupt auftreten können. Diesen gesellschaftlichen Bedingungen liegt wiederum die Zeitgestalt eines epochalen Bewusst-

⁹ vgl. So 69.

¹⁰ So 352.

seins zugrunde, die prägend für die Bewusstseinsstrukturen einer Epoche und Kultur wird und das gesamte menschliche Denken und Handeln prägt. Dem epochalen Bewusstsein liegt Rombach zufolge wiederum die auf Heidegger zurückgehende Seinsgeschichte bestimmter Grundworte zugrunde (idea, essentia, Substanz, System; bei Rombach Substanz, System, Struktur), in die sich das Sein als der oberste Wirklichkeitsgrund jeweils epochal schickt.¹¹ Die fünfte Dimension der Fundamentalgeschichte schließlich unterfängt die Seinsgeschichte auf „Grundweisen der Lebensermöglichung“ und Lebensstruktur¹², d. h. Grunderfahrungen, auf denen wiederum Worte und Bewusstseinsstrukturen ruhen. „Geschichte geht also in ihrem ganzen vieldimensionalen Aufbau auf Grundtatsachen zurück, die der Mensch gemeinsam mit der Natur, ‚konkreativ‘ wie wir sagen, gebildet hat.“¹³

Als Beispiele für solche Ereignisse und Grunderfahrungen nennt er die Entdeckung der Keramik, des Metalls, die Erfindung des Glases, des Bootsbaues, der Maschine, der Elektrizität, der Schrift etc. Entscheidend für Rombachs Verständnis des Ereignisses ist, dass es sich hierbei weder um bloße menschliche Handlung noch um einfaches natürliches Geschehen handelt, sondern um die konkreative Hervorbringung einer neuen Grundgestalt menschlicher Lebenswirklichkeit und damit ungekannter Möglichkeiten.¹⁴

Die Tiefenstrukturen auf der Ebene der Fundamentalgeschichte beschreibt Rombach ferner als Grundphänomene des menschlichen Daseins, wobei die Philosophie nach Hegel sich ihm zufolge im Wesentlichen als eine der Aufdeckung verschiedener Tiefenstrukturen verstehen lässt. Als Beispiele führt er unter anderem die Grundphänomene Arbeit (Marx), Lust (Freud), Glauben (Kierkegaard), schöpferischer Prozess (Nietzsche), Sprache (Wittgenstein), Dialog (Buber, Ebner, Rosenzweig), Selbst (Heidegger), Hoffnung (Bloch), Wahrnehmung (Merleau-Ponty) an.¹⁵ Rombach zufolge hat man diese Phänomene zwar schon immer gekannt, aber nicht als

¹¹ Vgl. Rombach, Heinrich: Drachenkampf: der philosophische Hintergrund der blutigen Bürgerkriege, Freiburg 1996, 26. (Dk)

¹² ebd. 27.

¹³ ebd. 27.

¹⁴ vgl. ebd. 29.

¹⁵ vgl. Rombach, Heinrich: Phänomenologie des gegenwärtigen Bewußtseins, Freiburg 1980, 319 (PhdgB); und ders.: Die Gegenwart der Philosophie: Die Grundprobleme der abendländischen Philosophie und der gegenwärtige Stand des philosophischen Fragens, Freiburg 1988, 168ff. (GdP).

jeweilige Dimension des Daseins, d. h. als Grundphänomen erkannt, dessen „untrügliches Merkmal“ darin besteht, „daß es entgegen Objektivismus und Subjektivismus als der *Grund* für die Konstitution bestimmter Ichformen, bestimmter Wirklichkeitsformen, Handlungsformen, Sozietätsformen usf., also als Grund *vor* der Subjekt-Objekt-Spaltung, diese erst erklärend, erfaßt wird, kurz: als ‚konstitutiver Lebensgrund‘ (Husserl).“¹⁶ Die Gegenwart sei nun vor allem durch das Bewusstsein der Pluralität dieser Grundphänomene als den die menschliche Existenz bestimmenden Strukturen und durch die pluralen Bemühungen ihrer jeweiligen Erhellung bestimmt.

Die Aufgabe der Philosophie bestünde deswegen darin, die Tiefenstrukturen zu erkennen und präsent zu halten, d. h. Höhen- und Tiefenstrukturen füreinander durchlässig zu machen. Dabei kann es nicht darum gehen, Tiefenstrukturen in Höhenstrukturen zu überführen, sondern sie in ihren jeweils eigenen Formen von Bewusstheit anzuerkennen und füreinander zu öffnen („jeder Dimension ihr eigenes Bewußtsein, ihre eigene Helle und Erhellbarkeit zusprechen“).¹⁷ Eine derartige Durchlässigkeit und Vertiefung „setzt aber ‚Übung‘ voraus, Lockerung und Befreiung der Seinsschichten, die in uns gewöhnlich vergessen und verdrängt sind.“¹⁸ Die Notwendigkeit des Übens erwächst somit aus der Einsicht, dass der Mensch „sich in seinem Sein ändern (muss), nicht nur in seinem Erkennen und Bewußtsein“¹⁹, wo bei Rombach auch der Anknüpfungspunkt und das Interesse für „östliche Wege“ zu finden ist.

Raumgestaltung als Selbstgestaltung

Auch wenn bei einer pauschalisierenden Rede über modernes japanisches Design und den Rekurs auf kulturspezifische Wahrnehmungsweisen Vorsicht geboten ist bzw. die These genauerer Untersuchung bedürfte, eröffnet Uchidas weites Verständnis von Design als Gestaltung und Strukturierung von Lebensformen²⁰ Möglichkeiten philoso-

¹⁶ PhdgB 319.

¹⁷ So 309.

¹⁸ Sa 308.

¹⁹ Sa 313.

²⁰ vgl. Innenraum und die Japaner, 55

phischer Weiterführung. Gestaltung von Innenräumen bedeutet ihm zufolge Gestaltung menschlicher Lebensräume, des menschlichen Miteinander, von Innenräumen des Menschen und basiert auf der Auffassung eines wechselseitigen Wirkungsverhältnisses von Innen- und Außenraum. Seine Teerräume stehen in einem komplexen Spannungsraum von Tradition und Moderne, westlicher und japanischer Kultur, und können als schöpferischer Austrag dieses Spannungsgewebes verstanden werden. Er lässt sich weder einfach Vertretern des Nihonjinron zuordnen und deren Kritik an der westlichen Moderne, noch gehört er zu den Befürwortern derselben. Sein gedanklicher und gestalterischer Ansatz bietet auch insofern Anlass zur Auseinandersetzung, da sein Verhältnis zur japanischen und zur westlichen Tradition ein mehrfach gebrochenes ist, das keine einfachen Lösungen zulässt, sondern einen vielschichtigen experimentellen Umgang erfordert.

Er ermöglicht, wie die Ausführungen zum Aspekt der Durchlässigkeit zu zeigen versuchten, Anknüpfungspunkte philosophischer Vertiefung vor dem Hintergrund einer umfassenderen Theorie der Selbstgestaltung und eröffnet damit Gesprächsmöglichkeiten zwischen Architektur, Design und Philosophie. Diese sollen an anderer Stelle eingehender erörtert werden.

Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der musikalischen Analyse

Am Beispiel von Beethovens *Fünfter Symphonie*

IKEGAMI Ken'ichiro
Universität Würzburg

Einleitung

Die Musikwissenschaft, die sich bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als eigenständiger wissenschaftlicher Bereich etablierte, ist heute immer noch ziemlich unbekannt. Immer wenn ich mich als Musikwissenschaftler vorstelle, bekomme ich fast ausnahmslos die folgenden Fragen zu hören: „Was ist Musikwissenschaft?“ bzw. „Was macht ein Musikwissenschaftler?“ Es ist im Rahmen dieses kleinen Beitrags unmöglich, das ganze System einer Fachdisziplin lückenlos darzustellen. Stattdessen soll hier anhand eines Werkes ein wichtiger Aspekt der Musikwissenschaft, nämlich die musikalische Analyse, präsentiert werden, um die Fragen teilweise zu beantworten. Dies geschieht am Beispiel einer der bekanntesten Kompositionen unserer Zeit, die nicht nur in Deutschland, sondern auch in Ostasien häufig zur Aufführung gebracht wird: Die *Fünfte Symphonie c-Moll* op. 67 (1808), oder die sogenannte *Schicksalsymphonie* Ludwig van Beethovens (1770–1827).

Analyse: Hauptthema des 1. Satzes

Für unseren Zweck, also für die Darstellung des Verfahrens der musikalischen Analyse, ist es ausreichend, unsere Betrachtung auf das Hauptthema des 1. Satzes (*Allegro con brio*) zu beschränken. Jeder Analysierende, der mit einem musikalischen Thema umgeht, beginnt

zunächst mit den folgenden Fragen: Wie ist das Thema gestaltet? Und: Was sind seine musikalische Besonderheiten?

Der Satz beginnt mit dem bekannten, viertönigen „Manifest“. Der geläufige Beiname *Schicksalsymphonie* stammt übrigens aus Beethovens Kommentar zu den ersten Takten: „So pocht das Schicksal an die Pforte!“¹ Hier sollte aber solch anekdotische Überlieferung besser beiseite gelassen werden, denn die musikalische Analyse zielt in erster Linie darauf, rein musikalische Züge des Werkes zu ermitteln. Musiktheoretisch wird die kleinste melodisch-rhythmische Einheit *Motiv* genannt. Ein Motiv erscheint normalerweise als Teilmoment einer mehrtaktigen Melodie, in dieser Symphonie wird es jedoch völlig isoliert. Der zweimaligen Aufstellung des Anfangsmotivs (T. 1–5) folgt ein Abschnitt, der dem traditionellen Formschema nach als Hauptthema bezeichnet würde. Bemerkenswert ist dabei, dass das Thema ausschließlich aus dem Anfangsmotiv konstruiert wird (siehe Notenbeispiel 1).

Notenbeispiel 1: Beethoven, *Fünfte Symphonie*, 1. Satz, T. 1–21



Hier ist also nicht von einer singenden Melodie, die zumindest das damalige Publikum erwartet haben muss, die Rede, sondern eher von einem potenzierten Baustein.² Dieses Gestaltungsprinzip, das vor und

¹ Anton Schindler: Biographie von Ludwig van Beethoven (Münster, ³1860), 1. Teil, S. 158.

² Aus dem 1826 im *Allgemeinen musikalischen Anzeiger* erschienenen Konzertbericht ist klar ablesbar, dass gerade das von der Konvention weit abweichende Kompositionsverfahren dem damaligen Publikum erschwert, die Symphonie als schön zu rezipieren: „Er [der Verfasser] ist viel zu bescheiden, es beurtheilen zu wollen. Nur sein *Gefühl* sey ihm erlaubt auszudrücken, wie es jedem Layen erlaubt ist. Dass diese, so wie alle Compositionen *Beethovens*, genial und originell ist, erkennt er in voller Demuth an. Ist aber auch alles Originelle in der Kunst *schön*? Dieses bezweifelt er. Ob nun gleich die heutige Sinfonie ihm klarer und fasslicher war, als die meisten *neueren* ihres Schöpfers, so hat sie

zu Beethovens Zeit nie zu finden ist, trägt zur musikalischen Einheitlichkeit des Hauptthemas bei.

So deutlich das Motiv einen bausteinartigen Zug aufweist, so subtil ist andererseits seine Variabilität. Das Thema wird in vier Gruppen gegliedert (Notenbeispiel 2):

Notenbeispiel 2: Beethoven, *Fünfte Symphonie*, 1. Satz, Motivische Variabilität

- 1) T. 1–5: Die zweimalige Aufstellung des Motivs. Wegen der Tonkonstellation wird hier das erste als x^1 , das zweite als x^2 bezeichnet.
- 2) T. 6–9: Dreimaliger Einsatz des Motivs. Das erste ist mit x^1 vollkommen identisch. Beim zweiten wird der repetierte Ton erhöht, und der „Abstand“ zwischen dem repetierten Ton und dem letzten Ton beträgt eine Sekunde. Das dritte stimmt mit x^2 überein, was das Verhältnis zwischen den Tönen betrifft, allerdings ist der Einsatzton ebenfalls erhöht.
- 3) T. 10–13: Der letzte Ton von x^1 wird durch d ersetzt. Das zweite bleibt unverändert, darauf folgend setzt x^2 eine Oktave höher ein, ohne das Tonverhältnis zu ändern.

doch viele Stellen, die so barok und wild sind, dass sie dem Ref. nicht ästhetisch schön, mithin dem guten Geschmack zuwider zu seyn schienen.“
(Die Kursive aus dem originalen Text.) Zitiert nach Stefan Kunze (Hrsg.):
Ludwig van Beethoven: Die Werke im Spiegel seiner Zeit, S. 95.

4) T. 14 ff.: Zunächst wird x^1 um eine Oktave aufwärts versetzt, wobei der dritte Ton vertieft wird. Darauf folgt die verkehrte Form in einer tieferen Lage.

Festzustellen ist also, dass das Viertonmotiv, das einerseits zur Einheit des Themas beiträgt, andererseits ständigen Veränderungen unterworfen ist. Diese Ambivalenz des Motivs lässt sich über das Hauptthema hinaus erkennen. An den im Notenbeispiel 3 angeführten Stellen wird das rhythmische Merkmal des Motivs samt der Tonrepetition beibehalten, trotzdem zeigt sich jeweils ein anderer Charakter.³

Notenbeispiel 3:

1) Beethoven, *Fünfte Symphonie*, 1. Satz, T. 59 ff. (Seitenthema)

2) Beethoven, *Fünfte Symphonie*, 3. Satz, T. 19 ff.

Die nähere Betrachtung der Form und Dynamik bringt ein anderes Charakteristikum des Hauptthemas zutage. Unter dem musiktheoretischen Gesichtspunkt wird das Beethovensche Hauptthema als *Satz* bezeichnet. Der Satz wird in einen Vordersatz und Nachsatz untergliedert, und der Vordersatz wiederum in zwei auf demselben Gedanken beruhende Abschnitte. Der Nachsatz endet normalerweise mit einer harmonischen Zäsur, die die Geschlossenheit des Themas ausmacht. Dieses Formschema ist sehr üblich in der Musik des späten 18.

³ Dass die angeführten Stellen aus dem Hauptthema abgeleitet werden, ist keine unzweifelbare Tatsache, sondern – wie im nächsten Abschnitt erörtert werden soll – im Prinzip eine Interpretation. Allerdings weisen die betreffenden Stellen so deutliche Gemeinsamkeiten mit dem Anfangsmotiv auf, dass die Plausibilität nicht in Frage gestellt werden muss.

und frühen 19. Jahrhunderts. Die Besonderheit der *Fünften* liegt jedoch gerade in der Gestaltung nach der Zäsur in T. 21. Der damaligen Konvention nach würde ein Thema, das *piano* anfängt, nach einer mit *forte* markierten Zäsur wieder in die Anfangsphase zurückfallen. Bei Beethoven hingegen steigert sich die Musik trotz der Zäsur weiter: Vom angezielten Ton g^2 (T. 14-21) erreicht die Melodie as^2 , und in diesem Moment erreicht die Musik auch den dynamischen Höhepunkt im *fortissimo* (T. 22). Der Anfang des neuen Abschnitts (Überleitung zum Seitenthema) ist nämlich gerade der Höhepunkt des Themas, oder anders formuliert: Die musikalische Spannung geht über den Rahmen der Themenaufstellung hinaus (Notenbeispiel 4).

Notenbeispiel 4: Beethoven, *Fünfte Symphonie*, 1. Satz, T. 1–24

Probleme der musikalischen Analyse

Ausgehend von den Fragen, wie das Thema gestaltet ist und was seine Besonderheit ist, habe ich auf zwei Aspekte hingewiesen: 1) Einheit und Variabilität des Anfangsmotivs, 2) merkwürdige Höhepunktbildung. Nun möchte ich die an Musikwissenschaftler häufig gestellten Fragen ein wenig umformulieren: „Was ist Musikanalyse?“ und „Was kann ein Musikanalytiker machen, und was nicht?“ Das sind eigentlich die Fragen, mit denen ein Musikanalytiker ständig umgehen muss.

Wie durchgeführt, ist die Analyse das Verfahren, in dem ein musikalisches Werk zunächst zergliedert, aufgelöst, abstrahiert und dann als sinntragender Zusammenhang rekonstruiert wird. Dabei sind schon einige Voraussetzungen enthalten, die Grenzen oder Unmög-

lichkeiten der musikalischen Analyse andeuten. Im Folgenden stelle ich drei Aspekte skizzenhaft dar.

a) Musik und Raum – Analyse und Notentext

Ein Musikwerk ist natürlich ein zeitliches Phänomen, das nur in seinem Verlauf – also von vorne nach hinten – wahrgenommen werden kann. Im Gegensatz dazu lässt sich die Analyse zumeist so ausüben, als wäre die Musik ein räumlicher Gegenstand. Bei der Analyse der *Fünften* wurden ebenfalls verschiedene räumliche Begriffe stillschweigend zur Anwendung gebracht; „Baustein“, Abstand, Disposition, hoch – tief, aufwärts – abwärts usw. Die Abhängigkeit von räumlichen Begriffen stammt wohl daher, dass die Analyse eigentlich ohne Notentext schwer durchführbar ist. Zwar wird die Analyse oft vom Höreindruck angeregt, doch steht der Notentext im Mittelpunkt des analytischen Verfahrens.⁴

b) Musik und Sprache

Die Musik ist auch eine klangliche Erscheinung. Die Analyse eines Musikwerks darzustellen heißt, dass sie in zweierlei Hinsichten auf einem anderen Medium, nämlich der Sprache, beruhen muss. Die Sprache kommt nämlich erstens als Beschreibungsmittel zur Anwendung, und zweitens wegen ihrer Analogie zur Musik. Es ist kein Zufall, dass musiktheoretische Begriffe oft aus der Terminologie der Sprache, insbesondere der „redenden Kunst“ stammen (z. B. Takt, Thema, Satz, Zäsur usw.) Dass wir mit einem musikalischen Werk nicht umgehen könnten, ohne uns auf die Sprache zu berufen, mag positiv wirken, weil wir damit über das Niveau des bloßen Hörens und Spielens hinausgehend über das Werk reden können. Jedoch liegt die Grenze der Analyse gerade darin, dass die analysierte Musik nicht als solche übermittelt werden kann.

c) Musik und ästhetisches Urteil

Die Besonderheiten der *Fünften*, die wir zu klären versuchten, können mit dem ästhetischen Wert des Werkes gleichgesetzt werden. Die

⁴ Die Analogie zur Architektur lässt sich bei der Beschreibung der Musik besonders häufig einführen. Rudolph Reti beispielsweise versucht in seiner nach den motivisch-thematischen Zusammenhängen orientierten Analyse, den „*architectural plan*“ der *Fünften* darzustellen. Rudolph Reti: *The Thematic Process in Music*, S. 170.

Analyse zielt nämlich auf den ästhetischen Wert des Werkes. Allerdings ist der Wert nicht *a priori* im Werk selbst enthalten, sondern hängt eigentlich von der Stellung des Analysierenden ab, was wertvoll ist, was verdient beschrieben zu werden usw. Auch das Instrument der Analyse, das rein technisch-mechanisch zu sein scheint, ist entsprechend der ästhetischen Stellung des Analysierenden orientiert. Um mit Carl Dahlhaus zu sprechen: „Die Idee einer voraussetzungslosen Deskription ist ein Phantom.“⁵

Etwas konkreter: Der oben durchgeführten Analyse liegen mindestens zwei ästhetische Voraussetzungen zugrunde: erstens, dass motivischer Zusammenhang oder Einheit aufgrund eines Motivs wertvoll sei⁶; zweitens, dass Abweichung von der Konvention oder Neuheit wertvoll sei. Eine andere denkbare Auffassung wäre die, dass Beethoven trotz unkonventionellen Verfahrens immer noch das traditionelle Schema beibehält. Man könnte ja auch von Beethovens Traditionsbewusstsein sprechen. Worauf der Akzent gesetzt wird, ist nämlich von dem Analysierenden abhängig. Natürlich hätte dabei eine willkürliche Stellungnahme keinen Sinn. Die Rechtfertigung und Gültigkeit einer ästhetischen Position und einer daraus abgeleiteten Methode der Analyse ist gerade der Diskussionspunkt der Musikwissenschaft, wie Wolfgang Horn klar formuliert: „[...] wenn man Analysen durchführt oder präsentiert, sollte man sich nicht damit begnügen, daß sie ‚richtig‘ vollzogen werden (dies kann man von jeder Analyse verlangen), sondern zugleich begründen können, weshalb man für seine Analyse gerade *diesen* Rahmen gewählt hat. Nicht nur über Analysen, sondern auch und gerade über ihre Voraussetzungen lohnt es sich zu reden.“⁷

⁵ Carl Dahlhaus: *Analyse und Werturteil*, S. 16.

⁶ Das auf dem motivischen Zusammenhang basierende Urteil lässt sich auf den Anfang des 19. Jahrhunderts zurückführen. Ernst Theodor Amadeus Hoffmann analysiert in seiner berühmten Rezension in der *Allgemeinen musikalischen Zeitung* (1810) musikalische Zusammenhänge der *Fünften* und kommt zu folgendem Schluss: „Es giebt keinen einfacheren Gedanken, als den, welchen der Meister dem ganzen Allegro [1. Satz] zum Grunde legte [...] und mit Bewunderung wird man gewahr, wie er alle Nebengedanken, alle Zwischensätze, durch rhythmischen Verhalt jenem einfachen Thema [gemeint ist hier das Anfangsmotiv] so anzureihen wusste, dass sie nur dazu dienten, den Charakter des Ganzen, den jenes Thema nur andeuten konnte, immer mehr und mehr zu entfalten.“ Zitiert nach Stefan Kunze, a. a. O. (Anm. 2), S. 106.

⁷ Siehe Wolfgang Horn: *Satzlehre, Musiktheorie, Analyse. Variationen über ein ostinates Thema*, S. 16. Kursive im Original.

Schluss

Die musikalische Analyse enthüllt weder das „wahre Gesicht“ des Werkes, noch zwingt sie den Musikliebhaber oder den Spieler zur „richtigen Interpretation“. Der Versuch aber, sich durch die Analyse dem Werk zu nähern, kann zumindest dazu führen, von verschiedenen Standpunkten Facetten des Werkes zu beleuchten, die durch bloßes Hören nicht zu erkennen sind oder denen bisher kaum Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Wenn das Kunstwerk durch Unererschöpfbarkeit und Facettenreichtum bestimmt wird, so ist dieser Versuch von nicht geringer Bedeutung. Es ist auch nicht zu leugnen, dass die Analyse das Werkverständnis, die Interpretation sowie die Art und Weise des Genießens aktualisieren bzw. sogar ändern kann. Die musikalische Analyse ermöglicht uns also, „an die Pforte zu pochen“ – zur tieferen Einsicht in das musikalische Kunstwerk.

Literatur

- Dahlhaus, Carl: *Analyse und Werturteil*. Mainz: Schott, 1970.
- Gülke, Peter: „... immer das Ganze vor Augen.“ *Studien zu Beethoven*. Stuttgart: J. B. Metzler u. Kassel: Bärenreiter, 2000.
- Horn, Wolfgang: *Satzlehre, Musiktheorie, Analyse. Variationen über ein ostinates Thema*. In: Nico Schüller (Hrsg.): *Zum Problem und zu Methoden von Musikanalyse*. Hamburg: Bockel, 1996.
- Kunze, Stefan (Hrsg.): *Ludwig van Beethoven: Die Werke im Spiegel seiner Zeit. Gesammelte Konzertberichte und Rezensionen bis 1830*. Laaber: Laaber-Verlag, 1987.
- Reti, Rudolph: *The Thematic Process in Music*. New York: Macmillan, 1951.
- Riethmüller, Albrecht, Carl Dahlhaus u. Alexander L. Ringer (Hrsg.): *Beethoven. Interpretation seiner Werke*. 2 Bde. Laaber: Laaber-Verlag, 1994.

Weberin Jelinek

INOUE Momoko
Universität Münster

1. Einführung

Was ist Literaturwissenschaft? Diese Frage ist umfangreich und sie zu beantworten ist fast unmöglich. Sicherlich beschäftigen sich Literaturwissenschaftler mit Literatur, nicht nur um bei der Lektüre Spaß zu haben. Sie interpretieren literarische Medien, die auf eine ganz eigene Weise strukturiert sind. In diesem Beitrag geht es um diese literatur-spezifische Struktur und die Frage, warum und wie man Literatur in der Wissenschaft liest. Als Beispiel beziehe ich mich auf den 1972 publizierten Text *Michael: Ein Jugendbuch für die Infantilgesellschaft* von Elfriede Jelinek.

2. Zitat als Andeutung

Elfriede Jelinek ist eine der bekanntesten zeitgenössischen Schriftstellerinnen im deutschsprachigen Raum. Kurz nach der Nachricht, dass sie zur Literatur-Nobelpreisträgerin 2004 auserwählt wurde, schrieb der japanische Theaterwissenschaftler Itaru Terao in einer Zeitschrift einen Essay, dessen Titel „Elfriede Jelinek: Provozierende Weberin“¹ lautet. Das Thema Provokation bei Jelinek schneide ich hier nicht an, aber warum lautet der Titel „Weberin“ statt Schriftstellerin?

Ein Weber ist ein Handwerker, der Stoffe oder Teppiche webt, ein Weber stellt Textilien her. Der Anknüpfungspunkt, Weberin statt Schriftstellerin zu sagen, findet sich in dieser Etymologie. Das Wort *Text* heißt auf lateinisch *textus*, Gewebe. Aus diesem Grund sieht man in den europäischen Sprachen eine parallele Bedeutung zwischen

¹ Terao, 2005. Die Wortwahl tritt in diesem Essay nicht ausdrücklich in Erscheinung.

„ein Tuch weben“ und einen „Text schreiben“.² Wie kann man einen Text weben? Und wie sieht dieser Text aus?

Bevor ich diese Fragen beantworte, skizziere ich zuerst kurz das Buch *Michael*. Was mir in diesem Jugendbuch wichtig erscheint, ist nicht die Handlung der „Figuren“, sondern der Schreibstil mit vielen Zitaten. „Zitat“ bedeutet hier nicht, dass etwas in Anführungszeichen geschrieben ist oder explizit auf eine bestimmte Quelle verweist, wie es bei wissenschaftlichen Schriften üblich ist, sondern es handelt sich hier vielmehr um eine Art Andeutungen, mit Hilfe derer man an bestimmte Diskursfragmente zurückverwiesen wird. *Michael* fängt an:

guten tag meine lieben ich freue mich euch endlich persönlich kennenzulernen! (Jelinek, S. 7)

Der Satz klingt wie die Anrede eines Moderators im Fernsehen. Schon die erste Zeile deutet also an, dass es in diesem Buch um das Fernsehen geht, gleichzeitig ist er ein Beispiel für die oben erklärte Zitierweise. Wie schon in einigen Rezensionen und Aufsätzen geschrieben wurde, verweist *Michael* offensichtlich auf Fernsehsendungen, und zwar nicht auf irgendwelche, sondern vor allem auf das Vorabendprogramm wie die aus den USA importierte und von der ARD ausgestrahlte Serie *Lieber Onkel Bill* oder die vom NDR produzierte Serie *Ida Rogalski*.³ Dass *Michael* sich besonders auf einen bestimmten Zeitrahmen konzentriert, erkennt man nicht nur am Zitat, sondern auch am vorletzten Satz des Buchs. Es endet nämlich mit „bevor ‚kommissar‘ anfängt“ (Jelinek, S. 142).⁴ *Der Kommissar* ist ein Kriminalfilm im

² Text als Gewebe zu betrachten, diese Sicht findet man nicht nur in der Literatur und nicht nur in Europa.

³ *Lieber Onkel Bill* (Original: *Family Affair*) ist ein in den USA ab 1966 ausgestrahltes 25-minütiges Fernsehprogramm mit 138 Folgen. In Deutschland wurde es zum ersten Mal zwischen 1968–1972 in 72 Folgen in der ARD gesendet.

Ida Rogalski – Mutter von fünf Söhnen wurde zuerst 1969 in 6 Folgen, im folgenden Jahr in 7 Folgen in der ARD ausgestrahlt. Regisseur war Tom Toelle, bekannt durch die Regie des provokativen Spielfilms *Das Millionenspiel* (WDR, 1970), das Drehbuch war von Curth Flatow.

Die letzte Serie mit 13 Episoden konnte ich mir anlässlich des kurzen Aufenthalts in Deutschland 2007 (unterstützt vom DAAD) im Archiv beim NDR ansehen. Ich bedanke mich bei Frau Vera Herbst, Frau Heinicke, Herrn Dr. Bernhard Gleim und ihren Kollegen für die Gelegenheit, die dieser Beitrag ermöglichte.

⁴ *Der Kommissar* lief zwischen 1968 und 1976 in 97 Folgen.

Abendprogramm des ZDF. Warum zitiert Jelinek in ihrem literarischen Werk aus den Vorabendprogrammen? Möchte sie eine neue mediale Tendenz um 1970 als ein verkleinertes Dokument archivieren?

Zunächst zitiere ich eine Passage von *Michael* vermutlich aus der Serie *Ida Rogalski*, in der sich ein Schlüsselmotiv versteckt:

nervöl (sic) schreit michael seine sekretärin zusammen aber die mutter legt gut und beruhigend ihre kühle hand auf seine stirn. aber micha sagt sie nur. dieser kosename aus kleinkindertagen bringt ihn wie(|)der zur besinnung. verzeih mutter ich bin einfach überlastet. soll ich ein anderes mal kommen junge? aber nein mutter ich freue mich doch. wir wollen gleich gehen. (Jelinek, S. 97)

In dieser Szene geht Frau Rogalski, die Protagonistin in der Fernsehserie und eine Figur in *Michael*, zur Rösterei des großen Kaffeebetriebs, der ihrem Sohn gehört. Eine dieser Handlung ähnliche Szene findet man auch in der 9. Episode der Serie *Ida Rogalski*.⁵ Die Schauspielerin, die in der Serie die Mutter darstellt, ist Inge Meysel, die so genannte „Mutter der Nation“. Wenn sie seit Ende der 60er Jahre im Fernsehen auftaucht, verbindet man sie sofort mit einer Mutterrolle. Tatsächlich spielte sie in dieser Serie, wie ihr Untertitel andeutet, die „Mutter der fünf Söhne“. Kurz nach der Szene in der Sendung wird erwähnt, wie kritiklos Konsumenten angeregt durch die Werbung neue Produkte kaufen. In dieser Szene stecken einige wichtige Eigenschaften der Vorabendprogramme, nämlich die Hervorhebung der Familie als typisches Fernsehthema und Werbeelemente in der Serie. So möchte ich die Jelineksche Zitierweise verstehen.

3. Vorabendprogramm und Kritik

Wie definiert man das Vorabendprogramm? Eine juristische Definition findet man im Staatsvertrag über die Errichtung der Anstalt des Öffentlichen Rechts „Zweites Deutsches Fernsehen“ vom 6. Juni

⁵ Allerdings möchte ich hier nicht behaupten, dass die Handlungen in den Bild- und Printmedien leicht vergleichbar waren, sondern dass die Handlung im Buch in gewissem Maße das Fernsehprogramm wiedergibt.

1961, § 22, Abs. 3. Danach ist das Vorabendprogramm die im Fernsehen ausgestrahlte Zeit zwischen 18 und 20 Uhr außer an Sonntagen und an bundesweiten Feiertagen. Das heißt, um 1970 gab es nur in diesen zwei Stunden Werbung (insgesamt ca. 20 Minuten).⁶ In den Richtlinien für die Werbesendungen des ZDF § 2 (1) steht, dass „Das Werbeprogramm (hier: Werbung) (...) vom übrigen Programm deutlich zu trennen“ ist.

Schon 1972 stammte fast die Hälfte der Einnahmen des ZDF aus der Fernsehwerbung. Im Laufe der Zeit sind die Werbeprogramme für die Sender immer wichtiger geworden, wohingegen die Kritik an diesem Programmrahmen zunahm, die sich vor allem auf die Konsumgesellschaft bezieht. In *Der tägliche Sündenfall: Fernsehen und Werbung* finden sich Argumentationen zwischen Fernsehkritikern und Mitarbeitern der Fernsehsender. Dieses Werk zeigt die damaligen Kritikpunkte am Werbefernsehen. So wird zum Beispiel trotz juristischer Richtlinien in der Praxis der Wettbewerb um höhere Einschaltquoten, nach denen sich der Preis für die Werbungen errechnet, verstärkt. Die Kritiken müssen von der Adornoschen Massenmedienkritik, „Kulturindustrie: Aufklärung als Massenbetrug“ (urspr. 1944), beeinflusst gewesen sein, ein Werk, das den Geisteswissenschaftlern auf diesem Gebiet noch immer als einer der wichtigsten Texte gilt. Dieser Text betont immer wieder eine Parallelität zwischen der Nazi-Propaganda und den Massenmedien in der Nachkriegswelt, die beide den selben Effekt der Verdummung des Zuschauers durch die Kulturindustrie erzielten. Unter diesem Blickwinkel zielt man darauf ab, dass das Fernsehen dem Zuschauer als eine Einrichtung der Gesellschaft vermittelt werden solle. Wie kann man unter diesen Bedingungen Werbung doch rechtfertigen? Wie der Titel schon deutlich zeigt, betrachten die Autoren der Kritiken die Werbezeit abwertend und für beide Positionen geht es im Prinzip nur um organisatorische Probleme.

Neben der Kritik am Programmrahmen gehen aber nur wenige Forscher auf seinen Inhalt ein, verweisen nur darauf, dass Familienserien typisch für Werbeprogramme seien.⁷ Man musste sich

⁶ In Deutschland entstanden die Privatsender erst Mitte der 80er Jahre, das heißt dieses Werbeprogramm war die einzige Möglichkeit für ein Unternehmen im Fernsehen, dem Medium, das viele Zuschauer erreichen konnte, für seine Produkte zu werben.

⁷ Fernsehkritiker berührten um 1970 sehr selten den Inhalt der Fernsehsendungen. Friedrich Knillis Analyse weist darauf hin, dass die Zuschauer durch die Unterhaltung mit scheinbar heilen Familien zum Konsum

in dieser Zeit viele unvollständige Familien aber im Grunde doch heile Familienmodelle ansehen.

4. Fazit

Im Unterschied zu diesen Kritiken schreibt Jelinek mittels vieler Andeutungen zum Zeitrahmen über den Inhalt der typischen Serien und entlarvt, was diese Serien mit ihrer scheinbar heilen Welt verhüllen, indem sie vor allem Stimmung und Handlung der Sendungen mimend umschreibt. Sie entdeckt hinter den Fernsehsendungen die familiären Herrschaftsstrukturen, denen sich die Zuschauer träumend unterwerfen sollten. Ihr Text entsteht aus lauter Mustern unterschiedlicher Materialien, im *Michael* insbesondere durch zitierte Fernsehserien. Dazu interpretiert sie den Text Adornos ironisch, indem sie die durch Fernsehen verdummten Zuschauer und die ständig wiederholte Seriengeschichte übernimmt. Dadurch kritisiert sie auch die Fernsehkritiker, die das extreme Weltbild Adornos naiv wiederholen.

Daher ist der Text als Gewebe nicht als ein Dokument, sondern als ein Muster aus ineinander gefügten Fragmenten zu verstehen. Gewiss ist er ein Gewebe, aber man sieht in dieser Textur nicht Farben, sondern komplexe, mehrschichtige Farben. Der Leser muss also die für ihn passende unter den verschiedenen Bedeutungen herausfinden. In diesem Punkt gewinnt die diskursanalytische Kritik an Bedeutung. Wenn man seine Kenntnis des Vorabendprogramms einbringend den Jelinekschen Text liest, erkennt man, dass er als Gesellschaftskritik der von den Bildmedien beherrschten Welt lesbar ist. Das heißt, je mehr Kenntnisse man hat, desto dichter wird das Gewebe. Ein solcher literarischer Text verändert also je nach den Kenntnissen und Assoziationen des Lesers seine Gestalt. Gleichzeitig fügt die Weberin immer weiter zweifelhafte Aspekte hinzu, dadurch schreibt sie vorherige Fernsehgeschichten um, damit diese nicht harmonisch bleiben, so dass ihr Leser ständig über den Effekt der Unterbrechungen im Text nachdenken muss.

erzogen werden, was die Serien hoch politisch macht. Es zeigt den Zusammenhang zwischen „Fernsehfamilie“ und Werbeprogramm: „Zwischen 18 und 20 Uhr bilden Vater-Mutter-Kind eine heilige Werbeeinheit.“ (Knilli, S. 19)

Wenn man auf diese Weise einen literarischen „Text“ wissenschaftlich betrachtet, kommt man zu dem Ergebnis, dass Literatur-Lesen nicht bedeutet, der Handlung eines Buchs zu folgen, sondern die Welt durch ein schillerndes Gewebe kritisch zu betrachten. Wenn man Literatur so liest, stellt sich die Frage, ob man in der Gesellschaft den sozialkritischen Aspekt benötigt. Falls eine solche Interpretation vernachlässigt würde, bleibt aber immer noch die Frage offen, ob man sich von der kritischen Perspektive wirklich verabschieden sollte. Mir scheint doch, dass *Michael*, ein auf den ersten Blick scheinbar undeutlicher Text, mehr Kritikpunkte als jene expliziten Fernsehkritiken enthält und eine klare Kritik an den populären Bildmedien vermittelt. In diesem Sinne vergilbt das Gewebe auch nach 35 Jahre noch nicht, es erzählt vielmehr mehrere bisher unerkannte Farben.

Literatur

- Adorno, Theodor W.: Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug. In: Horkheimer, Max; Adorno, Theodor W.: Dialektik der Aufklärung, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main, 1988, S. 128–176.
- Evangelische Konferenz für Kommunikation: Der tägliche Sündenfall: Fernsehen und Werbung. Verlag Haus der Evangelischen Publizistik, Frankfurt am Main, 1972.
- Jelinek, Elfriede: *Michael*: Ein Jugendbuch für die Infantilgesellschaft. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg, 2004 (1. Auflage 1972).
- Knilli, Friedrich: Die heilige Fernsehfamilie: eine Konsumgemeinschaft. In: Knilli, Friedrich (Hg.): Die Unterhaltung der deutschen Fernsehfamilie. Ideologiekritische Untersuchungen, Carl Hanser Verlag, München, 1971, S. 19–28.
- Lehr, Wolfgang; Berg, Klaus: Rundfunk und Presse in Deutschland, Hase & Koehler Verlag, 1976 (1. Auflage 1970).
- Terao, Itaru: Elfriede Jelinek. Chōhatsu-no-orihime. In: *DeLi* Nr. 4, Chūseki-Sha, Tōkyō, 2005, S. 5–13.

„Got weis, wie es faren wirt“
Krankheiten und die Kranken in der Geschichte

INOUE Shuhei
Universität Bonn
Universität Tōkyō

Einleitung

Krankheit ist seit jeher eine vom alltäglichen Leben untrennbare Angelegenheit in der Gesellschaft. Allerdings sind ihre Wahrnehmung und Deutung sowie die soziale Stellung der Kranken unterschiedlich von Zeit zu Zeit, auch von Ort zu Ort. Vor allem in der Vormoderne, in der sich die medizinischen Fachkenntnisse im modernen Sinne noch nicht durchgesetzt hatten, spielten dabei sozio-kulturelle Faktoren wie Religion bzw. Volksglaube, gesellschaftliche Normvorstellungen oder Kommunikation eine große Rolle.

In meinem Beitrag soll es daher um die folgenden Fragen gehen: 1. Wie wurde Krankheit in der Gesellschaft wahrgenommen? 2. Welchen sozialen Status hatte man durch die Erkrankung? und 3. Wie beeinflusste die Kultur den Umgang mit Kranken und Krankheiten?

Auf diese Themen möchte ich anhand zweier Beispiele näher eingehen: die Leprakrankheit als Beispiel für eine körperliche und der Irrsinn als Beispiel für eine geistige Krankheit. Zunächst betrachte ich die Situation im vormodernen Deutschland, anschließend die Geschichte Japans. Dabei sollen nicht nur Unterschiede, sondern auch Gemeinsamkeiten beachtet und skizziert werden.

Lepra

Lepra ist eine chronische Infektionskrankheit, die durch ein Bakterium verursacht wird. Sie ruft viele auffallende Symptome an Haut, Nerven und Knochen wie Geschwüre oder Knoten hervor. Heute bezeichnet man die Krankheit nach dem Entdecker ihres Erregers als Hansen-Krankheit und weiß, dass die Kranken durch ein Arzneimittel leicht geheilt werden können. Bevor man das wusste, galt die Lepra aber als unheilbar und man fürchtete sich vor Ansteckung.¹

In manchen Gebieten schloss man die Personen, die an dieser Krankheit erkrankt waren, von der Gemeinde aus.² Vor allem in der städtischen Gesellschaft errichtete man sozusagen ein „Lager“ außerhalb der Stadt, um die Kranken aufzunehmen und sie damit von „Gesunden“ zu isolieren. In Köln, der größten Stadt im deutschsprachigen Raum der Vormoderne, gab es spätestens seit dem 13. Jahrhundert ein großes Leprosenspital „Melaten“, das bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts stand.³

Sobald jemand durch eine Untersuchung in einem Leprosorium oder bei Doktoren der Universität Lepra diagnostiziert bekam, musste er die bittere Konsequenz hinnehmen. Er galt fortan als unrein oder tot und verlor alle seine Rechte in der Gesellschaft.

Das Leben der Kranken stand im Allgemeinen unter strenger Kontrolle durch die Obrigkeit⁴: Die Insassen des Spitals durften ohne Erlaubnis des Direktors nicht woanders übernachten. Wenn sie in die Stadt gingen, mussten sie sich nach der Vorschrift anziehen, damit sie in der Öffentlichkeit als Leprose erkannt werden konnten. In Köln bedeutete dies: ein weißer Mantel, weiße Handschuhe, ein großer Hut und eine Klapper in der Hand.⁵ In der Stadt war es den Kranken

¹ Nicht zu übersehen ist dabei, dass man unter „Lepra“ nicht nur die Krankheit im heutigen Sinne, sondern auch noch weitere Hautkrankheiten verstanden haben könnte. Vgl. Jankrift (2003), S. 114f.

² Auf Deutsch heißt die Leprakrankheit deshalb „Aussatz“, weil die von der Lepra Befallenen von der Gesellschaft „uzsetzic“ (ausgesetzt) waren. Kästner (1999), S. 90.

³ Der Name „Melaten“ lässt sich ableiten vom französischen „malade“ (krank), ursprünglich vom lateinischen „male habitus“ (schlechter Zustand). Irsigler/Lassotta (1989), S. 69.

⁴ Irsigler/Lassotta (1989), S. 74f. (anhand der Beispiele von Lübeck und Trier). Vgl. Dethlefs (1989), S. 6; Jankrift (2003), S. 124ff; Kästner (1999), S. 99f.

⁵ Uhrmacher (2005), S.100.

untersagt, z. B. beim Einkauf Waren mit der Hand zu berühren, oder Körperteile wie ihre Hände in Quellen bzw. im Fluss zu waschen. Wenn sie mit Gesunden sprechen wollten, mussten sie auf der Lee-seite bzw. im Windschatten sein. Sexuelle Kontakte waren ihnen sowohl mit anderen Leprakranken als auch mit Gesunden verboten, selbst wenn sie miteinander verheiratet waren.

Die Leprosen verloren den Kontakt mit den Gesunden jedoch nicht völlig. Sie wurden vielmehr als Objekt der Aufklärung des Volks ausgenutzt, indem sie durch Stigmatisierung anschaulich an den Rand der Gesellschaft gestellt wurden. Im Mittelalter wurde die Lepra zunächst als Strafe Gottes für schwere Sünden wie Wollust oder Sodomie angesehen.⁶ So dienten die Leprakranken als Beispiel für ein Schicksal, dem man bei Abweichen von der christlichen Ethik ausgeliefert war. Da die Krankheit von Gott als Strafe auferlegt wird, bedeuten die Heilung und Rettung, die in der Regel nur durch Wunder erreicht werden, nicht nur die Buße des Geheilten und seine Bekehrung zum rechten Glauben, sondern belegen auch die Frömmigkeit des Heilenden. Das frühe Christentum missionierte durch solche Geschichten von Wunderheilung einer unheilbaren Krankheit. So kommen diese Geschichten nicht nur in der Bibel, sondern häufig auch in Lebensgeschichten (Viten) von Heiligen vor.

Die Einstellung zu Leprosen hat sich jedoch im Laufe der Zeit verändert. Die schwere, aber nicht sofort zum Tod führende Krankheit wurde allmählich zum Zeichen einer Prüfung durch Gott. Dabei erinnert man sich an die beiden Figuren in der Bibel, Hiob und Lazarus, und schließlich an die Passion Christi. Infolgedessen galt für alle Christen der Dienst am Aussätzigen als Wohltätigkeit Gott zu Gefallen. Kurz: Während die Leprakranken als eine „abscheuliche“ Randgruppe diskriminiert wurden, dienten sie gleichzeitig als ein Gegenstand der christlichen Barmherzigkeit.

Irrsinn

Wie war es bei jener Krankheit, die keine äußerlichen Symptome am Körper hat und nur dem Verhalten nach als „anormal“ beurteilt wurde? Es ist zwar fraglich, ob man in der Vormoderne Psychose für

⁶ Kästner (1999), S. 100. Vgl. Jankrift (2003), S. 116.

eine Krankheit hielt, aber es gab eine Kategorie, in die man wegen Wut, Gewalttätigkeit oder Idiotie eingeordnet wurde. Deshalb sprechen wir hier zunächst von „Geisteskrankheit“, obwohl es keinen klaren wissenschaftlichen Maßstab dafür gab.

In der vormodernen Gesellschaft wurde die Versorgung des Geisteskranken hauptsächlich im Rahmen der Hausgemeinschaft durchgeführt. In der Regel kümmerte sich die Familie oder Verwandtschaft um den Kranken und ernährte ihn. Soweit er keine Bedrohung für die Öffentlichkeit darstellte, konnte er ohne Einschränkung in der Stadt herumlaufen, wobei er eventuell eine bestimmte Kleidung zum Zeichen seines Wahnsinnes tragen musste. Dies galt auch für die Stadt Köln.⁷

Ein öffentliches, institutionelles Engagement für Geisteskranken gab es in Köln erst seit 1462.⁸ Durch eine große Stiftung von Johan Rinck wurden zunächst sechs Zimmer, dann später noch zwei, zusätzlich zum Spital St. Revilien eingerichtet, um jeweils einen Geisteskranken aufzunehmen.

Für die Erledigung der Formalitäten zur Aufnahme von Wahnsinnigen war der Stadtrat verantwortlich. Er fasste beispielweise 1524 einen Beschluss, einen Bürger wegen seines Irrsinns im Spital unterzubringen. Allerdings musste die Einweisung in der Anstalt nicht von Dauer oder lebenslang sein. Manchmal war sie nur kurzfristig: Ein Schwachsinniger, der im Winter 1610 zum Spital gebracht wurde, wurde in März des nächsten Jahres entlassen. In einem anderen Fall im Jahr 1563 wurde ein Mann schon vier Tage nach seiner Aufnahme wieder entlassen.

Dass diese acht Kammern in Akten manchmal als „Hundehäuschen (hundthuysen)“ bezeichnet werden, impliziert die Art von Behandlung der dorthin aufgenommenen Personen. In der Tat wurde das Essen auf einer eisernen Pfanne serviert. Die Bewohner schliefen auf Stroh, das viermal pro Jahr erneuert wurde. Wenn jemand „wild“, gefährlich und unkontrollierbar zu sein schien, wurde er festgebunden, angekettet oder sonst wie in Fesseln gelegt.

Solche wild wütenden Personen betrachtete man damals als vom Teufel besessen. Hier hatte wiederum das religiöse Deutungsschema des Christentums einen Einfluss auf das Ursachendenken der Krankheit. Natürlich gab es in der damaligen wissenschaftlichen Medizin keine klare Grenze zwischen organischem und psychischem

⁷ Irsigler/Lassotta (1989), S. 88f.

⁸ Zur Situation der Stadt Köln im Folgenden: Irsigler/Lassotta (1989), S. 90f.

Unwohlsein. So wurden auch Krankheiten, die aus heutiger Sicht hauptsächlich als eine organische Störung zu verstehen sind, wie z. B. Epilepsie, in der vormodernen Gesellschaft dem Teufel zugeschrieben.

Daher versuchte man durch Exorzismus den bösen Geist auszutreiben oder ließ den Betroffenen eine Pilgerfahrt zu einem heiligen Ort machen. Der Kölner Bürger Hermann Weinsberg berichtet: „Im Jahr 1585, den 15. Juli hat man eine junge Person genannt Aletgin, die mit dem bösen Geist besessen sein sollte, zu St. Revilien in die Kirche gebannt. [...] Die Jesuiten und anderen haben sie unter Händen gehabt, viel Gebet getan und gebannt. [...] Das Volk hat den Jammer angesehen und weinend angehört, aber schließlich hat alles nicht geholfen und ist so geblieben. [...] Gott weiss, wie es fahren wird. Man sagt, man kann sie nach St. Hubert gehen lassen.“⁹ Die Anomalität wurde auch hier im Rahmen der religiösen Mentalität interpretiert, die durch Dichotomie zwischen Gut und Böse ausgeprägt war.

Die Situation im vormodernen Japan

In Japan war die Lepra nicht unbekannt und zählte zu den unheilbaren Krankheiten. Anders als in Europa, wo die Leprosen durch das Leprakrankenhaus gewissermaßen ins gesellschaftliche System integriert waren, gab es im mittelalterlichen Japan kein institutionelles Hospitalwesen. Die Aussätzigen wurden aus der Gemeinde völlig vertrieben und lebten als unreine Unmenschen an einem abgelegenen Ort oder waren unterwegs als fahrende Bettler.

Auch hier spielte im Hintergrund eine Religion eine große Rolle: der Buddhismus. Er legte die Krankheit aus als eine himmlische Strafe (tenkei-byō 天刑病) oder als Folge von Übeltaten im vorangehenden Leben oder der Vorfahren des Betroffenen (gō-byō 業病).

⁹ „A. 1585 den 15. jul. hat man disser tage ein jonge person, Aletgin genant, die mit dem boissen geist besessen solt sin, zu sant Revilien in der kirchen gebannet. [...] Die Jesuiten und andern haben sie underhanden gehat, vil gebet getain und gebannen. [...] Das folk hat den jammer angesehen und weinent angehoirt, aber uffs lest hat alles nit helfen mogen und ist also pliben anstain. [...] Got weis, wie es faren wirt. Man sagt, man moist sie nach s. Hupert foiren.“ Weinsberg (2000), S. 283.

Vor dem Hintergrund derartiger Krankheitsvorstellung entstand im 8. Jahrhundert eine Legende von der Wunderheilung eines Leprosen, was bei der Verbreitung des Buddhismus dazu diente, seine Legitimität zu betonen: Die Kaiserin jener Zeit, Kōmyō (光明皇后), hatte, um eine buddhistische Wohltat zu leisten, geschworen, den Schmutz von tausend Kranken abzuwaschen. Als der letzte der tausend und der schlimmste trat ein Leproser auf. Als die Kaiserin seinen Eiter heraussaugte, verwandelte sich der Kranke in die Gestalt Buddhas und fuhr in den Himmel auf.¹⁰

Als neue buddhistische Schulen im 13. Jahrhundert begründet wurden, wurde die Lepra wiederum als Mittel zur Mission ausgenutzt. Zum einen behaupteten die führenden Mönche, dass die Erkrankten nur dadurch gerettet werden konnten, dass sie an das richtige Dogma glaubten, das allerdings je nach Schule unterschiedlich war. Zum anderen wurde auch gepredigt, dass die Laien eine Wohltat leisten konnten, indem sie Mitleid mit den leprakranken Personen hatten.

Wir können in dieser Doppel-Position der Kranken, dass sie einerseits als unrein aus der Gesellschaft vertrieben und andererseits ins System zur Verstärkung des Glaubens eingeordnet wurden, eine Gemeinsamkeit mit der europäischen Geschichte sehen. Jedoch gab es einen Unterschied: In Japan war der Buddhismus keine allein herrschende Religion. Im Laufe seiner Übernahme verschmolz er mit dem heimischen Animismus. Also gab es kein einheitliches Erklärungsmuster für ungewöhnliche Begebenheiten und keine klare Grenze zwischen Gut und Böse.

Dass es keine Dichotomie gab, hatte auch Einfluss auf die Interpretation der Geisteskrankheit. Anders als der Teufel im Christentum, der als Gegner Gottes versucht, die Menschen vom rechten Glauben zum Irrweg zu führen, wurde das besitzergreifende Subjekt im mittelalterlichen Japan als „*mono*“ verstanden: d. h., etwas Unklares, Dämonisches und Unfassbares, dessen Begriffsinhalt sich von Gottheiten über Dämonen bis zu tier- oder menschengestaltigen Geistern erstreckte.¹¹ Diese Existenzen wurden keineswegs so verstanden wie der monotheistische Gott, der auf dem unerreichbaren Überniveau über den Menschen steht und einseitig auf sie einwirkt. Die Geister standen vielmehr auf der gleichen Ebene mit den Menschen und konnten gelegentlich von Menschen in ihren Dienst genommen werden.

¹⁰ Vgl. Tachikawa (2007), S. 61.

¹¹ Vgl. Hiruta (1985), S. 72f.

Unter solchen Geistern war seit der Frühen Neuzeit überwiegend der Fuchs populär. Er wurde ursprünglich als Symbol für Fruchtbarkeit verehrt und man glaubte, dass er seinen Gläubigen Wohlstand bringe. Als sich der Glaube an Fuchs-Geister im Volk verbreitete und zu einem Deutungsschema in der Gesellschaft wurde, entstand dementsprechend auch der Glaube, dass man durch einen solchen Geist nicht nur andere erkranken lassen, sondern auch ihr Vermögen stehlen lassen könnte: Der plötzliche Irrsinn als Besessenheit bedeutete nun eine Verzauberung von anderen. Wenn eine Familie plötzlich reich wurde oder eine reiche Familie neu in die Gemeinde kam, kam sie daher leicht in den Verdacht der Zauberei und wurde aus der Gemeinde ausgeschlossen oder sogar verfolgt. So fungierte hier die Geisteskrankheit als Begründung für die Diskriminierung einer Familie, die das gesellschaftliche und wirtschaftliche Gleichgewicht in der Gemeinde zu stören schien. Der Irrsinnige selbst wurde hingegen nicht ausgewiesen, soweit er für die Gemeinde keine Gefahr war.

Interessant ist, dass nicht nur das betroffene Individuum, sondern auch seine ganze Familie zum Opfer der Diskriminierung wurde. Denn man glaubte, diese Fähigkeit zur Zauberei vererbe sich innerhalb einer Blutsverwandtschaft. Mit dieser Vorstellung verband sich im Laufe der Zeit die Vorstellung von der Leprakrankheit als Folge eines schlechten Karmas. So wurden Familien, in denen ein Mitglied einmal an Lepra erkrankt war, durch Generationen hindurch aus der Gemeinde ausgeschlossen.¹² Im Hintergrund stand die Tatsache, dass das Haus als gesellschaftliche Einheit von entscheidender Bedeutung war.

Schluss

Soweit haben wir die Umstände der Krankheiten und der Kranken überflogen. Während die Vorstellung von Krankheiten bzw. von Kranken in Europa hauptsächlich durch das Christentum geprägt war, hatte die Gesellschaft in Japan, in der kein Monotheismus vorherrschte, ihr eigenes Schema zur Deutung. Grundlegend war die Gleich-

¹² Vgl. Namihira (1984), S. 107ff.

heit in der Gemeinde. Dort galt Krankheit als Indiz für die mögliche Störung des Friedens in der Gemeinde.

Das europäisch-deutsche Denkmuster tendierte hingegen dazu, alle Phänomene in die einheitliche Welt einzuordnen, die der einzige Gott beherrscht.¹³ Dabei spielte die christliche Ethik eine Rolle bei der Entwicklung einer institutionellen Versorgung der Kranken.

Literatur

- Weinsberg (2000): Das Buch Weinsberg: Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert, Bd. 3, bearb. v. Friedrich Lau, Düsseldorf (Nachdruck der Auflage Bonn 1897).
- Dethlefs (1989): Gerd Dethlefs: Pest und Lepra: Seuchenbekämpfung in Mittelalter und früher Neuzeit, Münster.
- Guazzo (1988): Francesco Maria Guazzo: *Compendium Maleficarum*: The Montague Summers Edition, transl. by E. A. Ashwin, New York (Nachdruck der Auflage London 1929).
- Hiruta (1985): 昼田源四郎『疫病と狐憑き』みすず書房 [Hiruta Gen-shirō: Hayari yamai to kitsune-tsuki (Epidemie und Fuchs-Besessenheit)], Tōkyō
- Irsigler/Lasotta (1989): Franz Irsigler/Arnold Lassotta: Bettler und Gaukler, Dirnen und Henker. Außenseiter in einer mittelalterlichen Stadt: Köln 1300–1600, München (erstmalig: Köln 1984).
- Jankrift (2003): Kay Peter Jankrift: Krankheit und Heilkunde im Mittelalter, Darmstadt.
- Kästner (1999): Ingrid Kästner: „Der Aussatz in der Geschichte“, in: Ortrun Riha (Hg.): Seuchen in der Geschichte, 1348–1998, Aachen, S. 89–108.

¹³ Als Europäer in der Frühen Neuzeit andere Kulturen in Fernost trafen, versuchten sie diese nach ihrer Denkweise auszulegen. So zitiert Francesco Maria Guazzo, ein Jesuit am Anfang des 17. Jahrhunderts, in seinem Buch *Compendium Maleficarum* (Handbuch der Hexerei, 1608) mehrere Berichte über Besessenheit aus Japan als Beweise dafür, dass der göttliche Kampf gegen den bösen Teufel überall in der Welt stattfindet. Guazzo (1988), S. 184, 192f.

- Namihira (1984): 波平恵美子『病気と治療の文化人類学』海明社
[Namihira Emiko: Byōki to chiryō no bunka-jinrui-gaku (Kultur-
anthropologie von Krankheiten und Heilungen)], Tōkyō.
- Tachikawa (2007): 立川昭二『病気の社会史』岩波現代文庫 [Tachi-
kawa Shōji: Byōki no shakai-shi (Sozialgeschichte der Krankhei-
ten)], Tōkyō (erste Auflage 1971).
- Uhrmacher (2005): Martin Uhrmacher: „Die Lepra in Köln, vom 12.
bis 18. Jahrhundert“, in: Thomas Deres (Hg.): krank – gesund,
2000 Jahre Krankheit und Gesundheit in Köln, Köln, S. 98–113.

Makroökonomische Modelle

Komplexe Wirtschaftssysteme und Soziale Interaktion

JANG Tae-Seok
Christian-Albrechts-Universität, Kiel

Zusammenfassung

Die klassische Volkswirtschaftslehre geht davon aus, dass rationale Agenten unter der Nebenbedingung der Budgetrestriktion ihren Nutzen maximieren. Der Kritik von Lucas (1976) und Sims (1980) folgend, hat die neukeynesianische Makroökonomie rationale Erwartungen einbezogen, um realitätsnähere Modelle zu schaffen. Obwohl allgemeine Gleichgewichtsmodelle – mit ihrem Reduktionismus – eine Bezugsnorm und Intuition im ökonomischen Denken liefern, vermögen sie nicht Friktionen wie Preisrigiditäten und begrenzte Rationalität zu erklären. Um diese Diskrepanz zwischen Theorie und Realität zu vermeiden, versuchen Ökonomen soziale Interaktionen im Markt mit einzubeziehen. Diese Arbeit vergleicht zwei verschiedene Ansätze bei der offenen makroökonomischen Modellierung. Eine Schlussfolgerung ist, dass Modellierungen mit komplexen sozialen Interaktionen eine wohlgestaltete politische Regel für wirtschaftliche Veränderungen darstellen, obwohl sie auf die Partialanalyse beschränkt sind.

1. Einleitung

Die wirtschaftlichen Modelle sind sowohl kognitiv ausgerichtet als auch politikorientiert. Deswegen enthalten Sie das Erklärungsziel, das Vorhersageziel und das Gestaltungsziel. (Felderer und Homburg, 1984) Vor allem ist es der Zweck der Modellsimulation, makroökonomische Fragestellungen zu beantworten (Heilemann, 2004). Aber wenn ein Modell die Realität immer genauer abbildet, wird das System größer und komplexer.

Zum Beispiel in Bezug auf makroökonomische Modelle führte die sogenannte Lucas- und Sims-Kritik zum Bau von „Computable General Equilibrium“ (CGE) Modellen und „Real Business Cycle“

Modellen. Mit Hilfe ökonometrischer Strukturmodelle zur Politiksimulation haben Ökonomen theoretische ad hoc-Spezifikationen über die wirtschaftliche Dynamik vermieden und die Modelle enthalten strukturelle Parameter. Aber das System wird immer mit vielen Gleichungen entwickelt.

Die Erklärungskraft der größeren und komplexen Systeme wird immer besser, wenn rationale Agenten in die Struktur eingeführt werden, aber die Mikrofundierung in der neukeynesianischen Makroökonomik mit der Annahme von Fixpreisen hat Schwierigkeiten, hohe Volatilität in den Aktienkursen und Persistenz bei Inflation und Output zu erklären. Deswegen wird in neuen Modellen eine Methode mit heterogenen Agenten im Markt verwendet und es entwickelt sich im Modell eine soziale Interaktion. Die größere Komplexität in dem Modell kann jetzt mit der Entwicklung von Computersimulationen verstanden werden.

2. Wirtschaftssystem in neukeynesianische Modell: Reduktionismus und Mikrofundierung

2.1 Dynamische Methode: Synthese der konkurrierenden Schulen

Man kann fragen, warum und wie die wirtschaftlichen Systeme modelliert werden können.

Erstens bildet ein theoretisches Modell eine Grundlage für die Wirtschaftspolitik. Wenn zum Beispiel Preis- oder Nachfrageschwankungen in einem geldpolitischen Modell stabilisiert würden, könnte damit der Wohlstand einer Gesellschaft erhöht werden. Deswegen wird ein Modell als das wesentliche Instrument für die Analyse der Wirtschaftspolitik angesehen. Zweitens hat ein Modell wissenschaftliche Ziele. Damit werden die verschiedene Formen der Kausalität analysiert. Diese beiden Punkte werden mit einer großen Anzahl von Modellen überprüft.

Heute ist die klare Unterscheidung zwischen Mikro- und Makroökonomik nicht mehr gültig, weil die Makroökonomik durch mikroökonomische Untersuchungen ergänzt wird. In der Wirtschaftstheorie haben die keynesianische und die klassische Schule unterschiedliche Ansichten vom wirtschaftlichen System. Diese unter-

schiedlichen Ansichten sind in der neukeynesianische Modellentwicklung miteinander verbunden. Diese Synthese enthält die Bausteine der Mikrofundierung und rationale Erwartungen, nachdem das IS-LM-Phillips-Kurven-Paradigma Mitte der 70er Jahre kritisiert wurde.

Die Idee hinter der Lucas-Kritik ist Folgende: Bis dahin hatte man mit Gleichungen gearbeitet, die nur auf der Beobachtung der Realität basierten. Diese Gleichungen sind daher nur gültig in der Zeit, in der die Beobachtungen gemacht worden sind, das heißt sie sind nicht allgemein gültig. Die neukeynesianische Richtung versucht die wirtschaftlichen Zusammenhänge mikroökonomisch zu fundieren, das heißt, sie aus dem rationalen Verhalten der wirtschaftlichen Subjekte abzuleiten. Die Modelle, mit denen man heute arbeitet, sind somit besser fundiert als die traditionelle Makroökonomik. Allerdings sind die Modelle mathematisch aufwendiger.

Zum Beispiel wird die Annahme von Fixpreisen als eine Eigenschaft der keynesianischen Modellwelt bezeichnet. Ein Marktteilnehmer maximiert seinen Nutzen unter Beachtung der Budgetbeschränkung; demzufolge hängt der Nutzen vom Konsum, der Freizeit und dem vorhandenen Geld ab. Das ist eine Annahme der klassischen Welt, das Modell des *homo oeconomicus*. Diese Synthese von keynesianischen und klassischen Elementen bei den Haushalten wird ergänzt durch Gewinnmaximierung der Unternehmen unter Beachtung der Produktionsfunktion. Sie betont rationale Agenten mit perfekten Erwartungen im Wirtschaftssystem.

Die Modellspezifikation mit mikroökonomischer Fundierung hat sich als Methode der Makroökonomik entwickelt. Hier verlieren wir mit der Aggregation die Information über die Heterogenität der Agenten, die es in der Wirklichkeit gibt. Wenn die vorliegende Modellspezifikation Ökonomen erlaubt, klare Beziehungen zwischen Variablen zu erklären, kann ein Erklärungsziel erreicht werden. Der Zielkonflikt zwischen Inflation und Grenzkosten ist mit rationalen Erwartungen über die Inflationsentwicklung zu erklären. Zum Beispiel sieht man die Inflationsrate steil ansteigen, während die Arbeitslosenquote ständig fällt. Die Steigerung der Inflation bewirkt eine niedrigere Arbeitslosigkeit, weil die Haushalte die Preissteigerung erst später wahrnehmen, die Unternehmen merken sie aber sofort. Das ist die sogenannte Phillips-Kurve, die man empirisch beobachten kann.

Die derzeitige Inflation hängt von den Inflationserwartungen und den realen Grenzkosten bei den Unternehmen ab. Mit Annahmen zur Preisänderung, z. B. dass in einer Periode nur ein Teil der Unter-

nehmen ihre Preise verändern kann, kann das Model Preisrigiditäten nachbilden. Man kann das intuitiv so erklären, dass wenn die Konjunktur boomt, das Bruttoinlandsprodukt steigt. Dies bewirkt, dass die Arbeitslosigkeit sinkt und die Preise steigen. Die Phillipskurve ist eine rein empirische Beobachtung. Wenn die Agenten eine Inflationssteigerung in der Zukunft erwarten, setzen einige Firmen die Preise fest und andere verändern den Preis. Sie beziehen die hohe Erwartungsinflation in ihre Preisentwicklung ein.

2.2 Paradigmenwechsel: Soziale Interaktion in der Realität

Die Gleichungen mit Mikrofundierungen im neukeynesianischen Modell werden in der theoretischen Diskussion oft verwendet, wodurch sie auch wirtschaftspolitisch relevant werden. Aber das neukeynesianische Modell ist nur ein Teilerfolg, weil es die soziale Interaktion ignoriert. Die Annahme, dass alle die gleichen Erwartungen und die gleiche Zielfunktion haben, ist unrealistisch. Dieser Eindruck ist jedoch immer vorhanden, wenn man die Realität mit einfachen Modellen erklären möchte. Aktuell versuchen viele Forschungsprojekte in der Makroökonomie, die Realität im Konsumverhalten und in der Arbeitsentscheidung besser ins Modell aufzunehmen.

Dieses Erklärungsziel ist aktuell in der Finanzmarkttheorie mit heterogenen Agenten zu erreichen, da agentenbasierte Modelle unterschiedliches Verhalten von Anlegern erlauben. Mit Hilfe heterogener Agenten kann das psychologische Verhalten und die Interaktion von Agenten in Finanzmärkten besser beschrieben werden.

3. Soziale Interaktion und Chaos in der Finanzmarkttheorie

Die Untersuchung der Mikroebene ist auch in der Finanzmarkttheorie populär geworden, aber sie geht in eine andere Richtung. Die traditionelle Finanzmarkttheorie nimmt an, dass die wirtschaftlichen Subjekte rational und logisch handeln. Das ist in der Realität nicht immer der Fall. Die agentenbasierten Modelle können scheinbar irrationales Verhalten der Anleger erklären. Die Untersuchung der Mikroebene ist daher sinnvoll wenn man die Finanzmarkttheorie betrachtet.

Wenn Sie z. B. an eine Mode denken, können Sie sich soziale Interaktion besser vorstellen. Zum Beispiel haben Ihre Freunde neue Fußballtrikots gekauft. Danach haben Sie sich entschieden, das gleiche Trikot zu kaufen. Bei der Mode ist, was die anderen machen, wichtiger als der eigener Geschmack. Sie folgen der Mode, weil es Ihren Nutzen steigert.

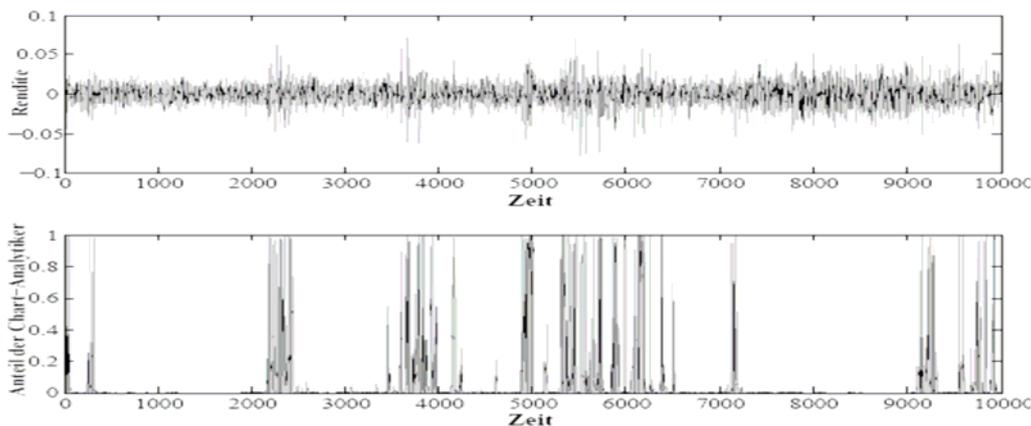
3.1 Soziale Nutzfunktion

Der evolutionäre Ablauf in den Märkten kann mit Hilfe von heterogenen Agenten, die unterschiedliche Erwartungen haben und sich unterschiedlich verhalten, modelliert werden. Hier ist das Vorhandensein der sozialen Norm betont, weil Märkte nicht von einem Agenten, sondern von einer soziale Situation abhängig sind.

Um soziale Interaktion und die Entscheidungen der Wirtschaftssubjekte zu betrachten, kann man z. B. eine Nutzfunktion verwenden, um systematisch privaten Nutzen und Erwartungen über sozialen Nutzen zu berechnen. Hier haben die Agenten eine heterogene Nutzenzielfunktion und ihr Verhalten im System kann analysiert werden. Durch Annahmen über die Verteilung der Agenten, die die soziale Komponente der Nutzenfunktion beschreibt, ergibt sich eine Komplexität im Modell. Dieses System verändert sich stetig, so dass sein Verhalten zufällig und ungeordnet erscheint.

Die Untersuchung auf der Mikroebene vertieft besonders das Verständnis von der Interaktion von Agenten auf Finanzmärkten. Hier werden zwei verschiedene Anleger angenommen. Es gibt die Unterscheidung zwischen Analytikern, die bei ihren Anlageentscheidungen auf technische Analysen der Kursverläufe vertrauen (Chart-Analysiker) und Analytikern, die sich auf Fundamentaldaten wie Umsatz, Gewinn, Ertragserwartungen und Preistendenz konzentrieren. Der sogenannte Fundamentalist trifft seine Anlageentscheidungen durch Beobachtungen von Gewinn, Umsatz, etc. Diese Anlagestrategien sind für ein Verständnis von Finanzmärkten geeignet.

Dieses verschiedene Verhalten in der Anlagestrategie beeinflusst die Preis- und Renditedynamik auf Finanzmärkten. Zum Beispiel ist bekannt, dass es bei Aktienkursen große Schwankungen gibt (siehe Graphik; 10.000 Beobachtungen). Diese Schwankungen entsprechen dem Anteil der Chart-Analysiker im Markt. Je mehr Chart-Analysiker es gibt, desto höhere Schwankungen entstehen.



zu 3.1: Die Simulation im Gaunersdorfer und Hommes Modell (2005)

In der Simulation kann man diese empirische Entwicklung nachbilden. Viele Aktien folgen diesem Muster. Die Kursverläufe vieler Aktien sehen ähnlich aus. In der Rendite gibt es häufiger Beobachtungen kleiner Veränderungen, nahe am Mittelwert der Renditen, und auf der anderen Seite extreme Schwankungen. Das ist auf fast allen Finanzmärkten so und steht im Gegensatz zu einer Normalverteilung der Renditen.

3.2 Dynamik und Vergleich

Die folgende Tabelle fasst die zwei unterschiedlichen Modelle im Vergleich zusammen. Die bemerkenswerten Unterschiede liegen darin, dass die neukeynesianischen Modelle wirtschaftspolitisch orientiert sind und agentenbasierte Modelle vor allem Erkenntnisse liefern sollen.

Ein weiterer Unterschied liegt darin, dass neukeynesianische Modelle einen Gleichgewichtsmechanismus verwendet. Das heißt, dass in dem Modell einige Märkte wie der Arbeitsmarkt, der Gütermarkt und der Finanzmarkt eingeführt werden. Das Agentenbasierte Modell hat nur den Zweck, den Finanzmarkt als einzigen Markt zu betrachten. Andere Märkte werden vernachlässigt.

	Neukeynesianische Modelle	Agentenbasierte Modelle
Annahme	<ul style="list-style-type: none"> • Fixpreise • Rationales Verhalten mit Aggregation 	<ul style="list-style-type: none"> • Heterogenes Verhalten und Abhängigkeiten von anderen Individuen
Vorteile	<ul style="list-style-type: none"> • Gleichgewichtsmechanismus • politikorientiert • erkennbare Beziehungen zwischen Variablen 	<ul style="list-style-type: none"> • die Verbindungen zwischen der Mikro- und der Makroebene werden explizit modelliert • kognitiv ausgerichtet
Nachteile	<ul style="list-style-type: none"> • große Systemdynamik • ignoriert soziale Interaktion 	<ul style="list-style-type: none"> • Partialanalyse • Rechenaufwand bei Simulation

Vergleich zwischen neukeynesianischen und agentenbasierten Modellen

4. Zusammenfassung und Perspektiven

Hier wurden zwei verschiedene Modelle dargestellt. Neukeynesianische Modelle versuchen mit realistischen Annahmen die Erklärungskraft des Modells zu erhöhen. Der Versuch hat viele Aspekte der Praxis ins Modell integriert. Zwar wird das Modell komplexer, je mehr Variablen es darin gibt, aber seine wirtschaftspolitische Anwendungen sind erfolgreich. Dennoch fehlt diesem großen Modell eine exakte Vorstellung der Mikroebene der Märkte.

Besonders die hohe Volatilität und Persistenz der Aktienkurse wird nicht so einfach erklärt. Neue Ansätze mit heterogenen Agenten in der Finanzmarkttheorie erlauben es zu erklären, warum die Preise so stark steigen und oder abstürzen. Soziale Interaktion und soziale Normen erhöhen die Erklärungskraft des Modells. Mit Hilfe von Computersimulationen kann die Preisentwicklung auch vorhergesagt werden.

Das wirtschaftliche Modell gilt als ein Instrument, um wirtschaftliche Gedanken bzw. Intuition zu formalisieren. Aber wenn man mit Modellen arbeitet, muss man den Zielkonflikt beachten, einerseits die Realität genauer zu erklären und andererseits das Modell nicht zu kompliziert zu machen. Die Untersuchung der Mikroebene gilt als eine Lösung und als Ausgangspunkt für zukünftige Forschungen.

Literaturverzeichnis

- Axelrod, R.: *The Complexity of Cooperation: Agent-Based Models of Competition and Collaboration*, Princeton University Press, 1997
- Felderer, B. und S. Homburg: *Makroökonomik und neue Makroökonomik*, Springer, 1984
- Gandolfo, G.: *Economic Dynamics*, 2nd Edition, Springer: Berlin, 1997
- Gaunersdorfer, A and C. Hommes: *A Nonlinear Structural Model for Volatility Clustering*, G. Teyssiere and A. Kirman (eds.): *Long Memory in Economics*, Springer, 2007, pp. 265–288
- Heilemann, U. und S. Renn: *Simulation mit makroökonomischen Modellen*, in: W. Gaab, U. Heilemann, J. Wolters (Hrsg.), *Arbeiten mit ökonomischen Modellen*, Heidelberg, 2004
- Lucas, Robert E.: “Econometric Policy Evaluation: A Critique.” *Carnegie-Rochester Conference Series on Public Policy* 1, 1976: 19–46
- Sims, Christopher A.: “Macroeconomics and Reality.” *Econometrica* 48, 1980: 1–48

Die Erforschung populärer Medien und das Problem nichtwissenschaftlicher Quellen – Das Beispiel der Wikipedia

Björn-Ole KAMM
Universität Leipzig

Der vorliegende Beitrag bezieht sich zwar eher indirekt auf mein bisheriges Forschungsfeld der *manga* (japanische Comics), stellt jedoch ein Thema dar, mit dem ich mich während meiner Forschungen wiederholt auseinandersetzen musste. Meine Magisterarbeit ist ein Versuch, Prozessmodelle der Mediennutzung, wie sie in der Medienwirkungs- und -nutzungsforschung entwickelt wurden, mit regionalwissenschaftlichem Wissen über Medienlandschaften zu verschränken. Es ging um die Frage, wie (und letztendlich auch, warum) viele heterosexuelle Frauen in Japan und Deutschland *boys' love manga*¹ konsumieren.

Eine Schwierigkeit bei dieser und anderen Untersuchungen zu zeitaktuellen Phänomenen ist häufig ein Mangel an Vorgängerstudien, deren Ergebnisse als intersubjektiv bezeichnet werden können². Intersubjektiv bedeutet, dass klar nachvollziehbar ist, wie der Betreffende zu seinen Ergebnissen gekommen ist, welche Methode er anwandte etc. Mediennutzungsforschung ist ein zeitintensives Unternehmen, da z. B. das Verhalten der Rezipienten über Monate oder gar Jahre hinweg beobachtet werden muss, um zu validen, das heißt gültigen Ergebnissen zu gelangen. Auch qualitative und quantitative Interviews können nicht über Nacht durchgeführt werden. Daher ist es leicht nachvollziehbar, dass bei neueren Phänomenen nicht sofort Daten vorliegen, auf die sich aktuelle Studien beziehen können.

Im Falle von *boys' love* gibt es jedoch in Japan seit den 1990er Jahren einen ausgeweiteten Diskurs über die Frage, warum Frauen

¹ Geschichten über die (Liebes-) Beziehung zwischen zwei Männern. In der Regel von Frauen für ein weibliches Publikum produziert.

² So z. B. bei den als Marketing gedachten und in den USA extrem erfolgreichen Alternate Reality Games, zu denen die Analyse McGonigals (2003) lange Zeit die einzige wissenschaftliche Arbeit war.

manga ohne weibliche Protagonisten lesen (vgl. Nakajima 2005; Mizuma 2005; Yamada 2007). Dieser Diskurs besteht zum einen aus *hyōron*³, Kritiken und Essays unter anderem von den Zeichnerinnen oder Journalisten, und zum anderen aus Myriaden von Webseiten von Fans und von Wikipedia-Einträgen. Da es sich bei den erstgenannten Texten zum Großteil um persönliche Eindrücke und Verallgemeinerungen handelt, die nicht empirisch überprüft wurden und auch oft mit politischen Absichten verknüpft sind, konnten sie keine Grundlage für eine Mediennutzungsanalyse in dem Sinne darstellen, dass die Aussagen als Tatsachen akzeptiert werden konnten. Auch vielen englischsprachigen Analysen zu *boys' love* mangelt es an *belegten* Hypothesen zur Mediennutzung und -aneignung (vgl. Kinsella 2000, McLelland 2000).

Da mich aber gerade die Rezeption und der Umgang mit dem Medium *manga* interessierten und ich die Aussagen der Praktiker nicht ignorieren wollte, verwendete ich ihre Texte im Sinne von Experteninterviews und setzte sie zu meinen selbst durchgeführten Interviews in Beziehung.

Während meiner Untersuchung nutzte ich nicht selten die japanischsprachigen Seiten der Online-Enzyklopädie Wikipedia. Bei vielen aktuellen Themen bietet sie einen ersten und schnellen Zugang zu Informationen. Während es aber anerkannt ist, auf gedruckte Quellen zu verweisen, wird dies bei Internetquellen selten gern gesehen. Besonders im Falle der Wikipedia fällt die Ablehnung zuweilen heftig aus, wie beispielsweise das Nutzungsverbot am Middlebury College, Vermont, zeigt (Landwehr 2007). Auch ich verwendete die Wikipedia nicht als Quelle, sondern suchte publizierte Substitute für z. B. Genre-Definitionen, denen es jedoch nicht selten an Griffigkeit im Vergleich zu betreffenden Wikipedia-Einträgen mangelte.

An diesem Punkt stellte sich mir die Frage, warum die Nutzung der Wikipedia derart von Seiten des geisteswissenschaftlichen Diskurses hinterfragt wird. Diese Vorsicht gegenüber der Internet-Enzyklopädie erscheint, wie in der Diskussion zu diesem Beitrag angesprochen wurde, dahingehend übertrieben, dass nicht selten gegenüber publizierten Quellen ein Mangel an Kritik herrscht. Im Bereich von *boys' love* werden beispielsweise von Forschern außerhalb Japans mehrfach andere, nicht-japanischsprachige Quellen zitiert, die

³ Nicht als *hyōron* zu bezeichnen sind z. B. die Analysen von Kaneda (2007), Nagakubo (2005) oder Watanabe (2007), da sie intersubjektiv nachvollziehbar sind.

teilweise bereits lange überholt sind oder nichts zum Thema beitragen (vgl. Allison 1996, Kinsella 2000).

Zu den üblichen Vorwürfen gegen die Wikipedia gehören Aussagen wie: Man kenne den Autor nicht. Jeder Beliebige könne den Inhalt verändern. Man könne auf nichts verweisen, da sich der Inhalt ständig ändere. Als Reaktion auf diese teilweise inkorrekte Kritik haben sich bereits Wehn/Welker (2006) mit der Frage nach einem sinnvollen Umgang mit der Wikipedia auseinandergesetzt. Im Hinblick auf die Möglichkeiten, die die Wikipedia insbesondere in einem internationalen wissenschaftlichen Kontext bietet, möchte ich ebenfalls eine Diskussion über eine „Wikipedia-Kompetenz“ anstoßen. Auf der Grundlage, dass einige wenige Studierende „Copy-Paste“-Patchwork-Arbeiten aus zusammengeflackten Wikipedia-Artikeln abliefern, die Nutzung der Enzyklopädie zur Recherche zu verbieten, erscheint zu indifferent und übersieht den gegenwärtigen Informationsalltag.

Auf der „Wikipedia Academy“ *W wie Wissen – Wikipedia trifft Geisteswissenschaftler*, die im August 2007 in Kooperation mit der „Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur“ stattfand, wurden viele Kritikpunkte gegenüber der Enzyklopädie angesprochen. Viele der Anwesenden waren von dem durch die Wikipedia praktizierten Qualitätsmanagement überrascht und beeindruckt.

Auf die entsprechenden Einträge in der Wikipedia-Hilfe und dem Meta-Wiki verweisend sollen einige Aspekte des Qualitätsmanagements kurz vorgestellt werden. Eine gegenüber der Wikipedia geäußerte Sorge ist der vermeintliche Mangel an „wahrem“ bzw. „korrektem“ Wissen, da jeder Beliebige dort etwas verändern könne. Die Wikipedia hat tatsächlich mit „Vandalismus“ zu kämpfen: mutwilligen Falschangaben. Von jedem Artikel bleiben aber alle früheren Versionen erhalten, was bedeutet, dass fehlerhafte Einträge rückgängig gemacht werden können. Zudem wird Nutzern, die durch Fehlverhalten auffallen, der Zugang zum Portal gesperrt. Auch gehört zu jedem Artikel eine Diskussionsseite, auf der man nachschauen kann, wenn man sich unsicher ist, ob der Inhalt richtig ist. Als weiteren Schritt testet man seit Ende 2007 auch von Wikipedia-Veteranen überprüfte, „gesichtete“ und „geprüfte Seiten“, wobei dem Normalbenutzer auf Vandalismus gesichtete Seiten bzw. inhaltlich auf Fehler geprüfte Seiten angezeigt werden. Aktuellere, aber noch nicht überprüfte Seiten bleiben weiterhin für alle zugänglich.

Was die durchschnittliche Fehlerquote bei der Wikipedia anbelangt, zeigte das Magazin *Nature* in einer Studie (Giles 2005), dass die Wikipedia im Hinblick auf Genauigkeit nicht allzu weit hinter der *Encyclopædia Britannica* angesiedelt ist.

Während man bei anderen Internetquellen nie weiß, ob sie seit dem letzten Besuch verändert wurden, ist in der Wikipedia jede Veränderung dokumentiert, jede Version mit einem Permalink versehen. Daher kann ohne Probleme auf eine bestimmte Version verwiesen werden.

Die Wikipedia ist keine wissenschaftliche Zeitschrift – das kann jeder in dem Artikel „What Wikipedia is not“ nachlesen, der ursprünglich vom Wikipedia-Gründer Jimmy Wales formuliert wurde. Sie will es auch nicht sein. Aber sie ist ein Medium, das meiner Ansicht nach aus zwei Gründen nicht ignoriert werden sollte:

1. Unabhängig von Verboten, die Wikipedia als Quelle zu nutzen, wird es von vielen Studierenden getan – und wie ich bei meiner eigenen Forschung feststellte, zitieren auch renommierte Forscher aus ihr (z. B. Ueno 2007).

Die Nutzung allein soll natürlich nicht die Nutzung rechtfertigen, aber es scheint angebracht, die Nutzung als Tatsache zu behandeln. Einer Studie des Online Computer Library Center (OCLC 2007) im vergangenen Jahr zufolge, gehören Google, Wikipedia und andere Suchmaschinen bzw. Informationsseiten sowie Social-Network-Seiten heute zur kommunikativen Infrastruktur, das heißt, die Nutzung ist alltäglich – und das ist in allen untersuchten Staaten (Kanada, USA, Großbritannien, Frankreich, Deutschland und Japan) der Fall, unabhängig von ländlichen und urbanen Bevölkerungskreisen. Besonders Studierende verbringen viel Zeit im Internet, aber auch Forschende und Lehrende nutzen die Suchmaschinen vermehrt. Für die wissenschaftliche Nutzung ist daher viel weniger eine Diskussion sinnvoll, die um ein Für oder Wider kreist, sondern eine, die sich mit dem Wie beschäftigt. Wikipedia-Kompetenz: das heißt, eine Einigung darüber, wie man produktiv mit der Enzyklopädie arbeiten kann und welche Art von Artikel nutzenswert ist.

2. Es gibt bestimmte Themenfelder, für die mit Ausnahme eines Eintrags in der Wikipedia keine Quellen existieren. Was mein Forschungsgebiet anbelangt kann man in der japanischen Wikipedia gut das Qualitätsmanagement in Aktion sehen, denn die Fans von *manga* achten akribisch darauf, dass keine falschen Informationen in den Artikeln zu ihrem Interessensgebiet stehen. Dies erlaubt es nach-

zuvollziehen, welche Aspekte des Themas umstritten sind. Die einfachste Lösung in Bezug auf die Handhabung ist, solchen Artikeln einen ähnlichen Status zuzuschreiben wie Experteninterviews, denn auch in anderen Bereichen gibt es „Special-Interest-Leser“, deren akademisches Wissen und Kenntnis des Forschungs(gegen)standes an das von Universitätsangehörigen heranreicht (Schulenburg, Raschka, Jungierek 2007:226).

Generell halte ich die Hinweise in dem Artikel „Researching with Wikipedia“ (Teil der Hilfe des Portals) für eine sinnvolle Richtlinie für den Umgang mit der Online-Enzyklopädie. Diese gleichen weitgehend den Anmerkungen von Wehn und Welker (2006): Man sollte die Wikipedia nicht als einzige Quelle für wissenschaftliche Arbeiten verwenden und in der Historien- und Diskussionsseite des betreffenden Artikels nachschauen, um sich der Qualität zu vergewissern. Im Artikel angegebene Primärquellen sollten zudem konsultiert werden.

Auch wenn man sich eventuell mit sogenannten Edit-Wars⁴ konfrontiert sieht, kann eine aktive Teilnahme von Akademikern zusätzlich die Qualität der Artikel anheben – was nicht unehonoriert bleibt (vgl. Verleihung der Zedler-Medaille⁵). Die für die Wissenschaften fruchtbarste Variante erscheint jedoch die Nutzung der der Wikipedia zu Grunde liegenden „wiki“-Software⁶ zu sein, um Wissen schnell und einfach zugänglich zu machen. Der hohe Grad an Zugänglichkeit ist es, was Google und Wikipedia so erfolgreich im Alltag macht. Es gibt derartige Projekte im akademischen Feld bereits, die aber noch auf wenige Themenfelder beschränkt sind (z. B. www.scholarpedia.org) und keinen Gebrauch der Multilingualität machen – eine der größten Stärken der Wikipedia. Dies ist aber gerade ein Bereich, der für die Regionalwissenschaften bzw. interkulturelle Forschung von Interesse sein könnte. Die Möglichkeiten der Vernetzung und des Austauschs sowie die nötigen Kompetenzanforderun-

⁴ „Wortgefechte“ über einen bestimmten Sachverhalt auf der Diskussionsseite zu diesem Sachverhalt.

⁵ Johann Heinrich Zedler verlegte im 18. Jahrhundert das *Universal-Lexicon*, bei dem Artikel eingesandt werden konnten, was es mit der heutigen Wikipedia vergleichbar macht (siehe Schneider 2008). Die Medaille wurde zum ersten Mal 2007 verliehen und soll ein Anreiz für eine breitenwirksame Aufbereitung wissenschaftlicher Themen sein.

⁶ Diese Software erlaubt das Verändern des Inhalts durch viele Nutzer, speichert aber alle Versionen.

gen halte ich weiterhin für diskussionswürdig – und nicht nur in den Computer-, Kommunikations- oder Bibliothekswissenschaften.

Links

- de.wikipedia.org/wiki/Hilfe:Gesichtete_und_geprüfte_Versionen
(Zugriff: 29.06.2008)
- de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Vandalismus (Zugriff: 29.06.2008)
- en.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Researching_with_Wikipedia
(Zugriff: 29.06.2008)
- en.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:What_Wikipedia_is_not
(Zugriff: 29.06.2008)
- www.mediawiki.org/wiki/Extension:FlaggedRevs (gesichtete Seiten;
Zugriff: 29.06.2008)

Quellen und weiterführende Literatur

- Allison, Anne (1996): *Permitted and Prohibited Desires: Mothers, Comics, and Censorship in Japan*. Boulder (Colorado), Westview Press.
- Giles, J. (2005): „Internet Encyclopaedias Go Head to Head. In: *Nature* 438: 900–901.
- Kamm, B.-O. (2008): FUJOSHI – Nutzen und Gratifikation bei Boys' Love Manga in Japan und Deutschland. Unveröffentlichte Magisterarbeit.
- Kaneda, J. 金田淳子 (2007): やおい論、明日のためにその2 (Yaoi-ron, asu no tame ni sono 2; Ein yaoi-Diskurs für morgen, Teil 2) In: *EUREKA* (2007) 総特集*BL (ボーイズラブ)スタディーズ (Sōtokushū – BL (boys' love) Studies; Komplett-Feature: BL (boys' love) Studies). Spezialausgabe 39/16. Tōkyō: Seidosha: S. 48–54.
- Kinsella, S. (2000): *Adult Manga: Culture and Power in Contemporary Japanese Society*. Richmond: Curzon.
- Landwehr, T. (2007): Wikipedia: Zitieren verboten. In: *Sternenjäger* 25.04.2007 URL: <http://www.dominiklandwehr.net/weblog/archives/000108.html>; Zugriff: 29.06.2008.

- McGonigal, J. (2003): This Is Not A Game: Immersive Aesthetics and Collective Play. Präsentiert auf der Digital Arts & Culture Conference 2003. Melbourne, Mai 2003. URL: <http://www.seanstewart.org/beast/mcgonigal/notagame/paper.pdf>; Zugriff: 31.10.2005.
- McLelland, Mark (2000): Male Homosexuality in Modern Japan—Cultural Myths and Social Realities. Richmond: Curzon Press.
- Mizuma, M. 水間碧 (2005): 隠喩としての同性愛—女性の少年愛嗜好という現象 (Inyu toshite no dōseiai – josei no shōnen-ai-shikō to iu genshō; Homosexualität als Metapher – Das Phänomen der Lust an der Knabenliebe bei Frauen). Ōsaka: Sōgensha.
- Nagakubo, Y. 永久保陽子 (2005): やおい小説論 女性のためのエロス表現 (Yaoi-shōsetsu-ron: Josei no tame no erosu-hyōgen; Yaoi-Romantheorie: Eros-Darstellungsformen für Frauen). Sendai: Senshū.
- Nakajima, A. 中島梓 (2005): タナトスの子供たち 過剰適応の生態学 (Tanatosu no kodomotachi – kajōtekiō no seitaigaku; Die Kinder des Tanatos – Ökologie der Überanpassung) (Original 1998). Tōkyō: Chikuma.
- OCLC (2007): Sharing, Privacy and Trust in Our Networked World. A Report to the OCLC Membership. URL: <http://www.oclc.org/reports>; Zugriff: 15.06.2008.
- Schneider, U. J. (2008): „Das Universallexikon von Johann Heinrich Zedler oder Die Wikipedia des 18. Jahrhunderts“. In: *Gegenworte* 19 (Frühjahr 2008). URL: <http://www.gegenworte.org/heft-19/schneider19.html>; Zugriff: 29.06.2008.
- Schulenburg, F., Raschka, A. und Jungierek, M. (2007): „Der ‚McDonald’s der Informationen‘? Ein Blick hinter die Kulissen des kollaborativen Wissensmanagements in der deutschsprachigen Wikipedia.“ In: *Bibliothek* 31.2007.2: 225–229.
- Schweiger, W. (2007): Theorien der Mediennutzung. Eine Einführung. Wiesbaden, VS.
- Ueno, C. 上野千鶴子 (2007): 腐女子とはだれか? (Fujoshi to ha dare ka?; Wer wird fujoshi genannt?). In: *EUREKA* (2007) 腐女子マンガ大系 (Fujoshi-manga taikai; Kompendium der fujoshi-manga). Spezialausgabe 39/7: S. 30–36.
- Watanabe, M. 渡辺守雄 (2002): 戦後日本のサブカルチャーにおける蟲の主題系 (Sengo nihon no sabukaruchā ni okeru mushi no shudaikei; Insekten als Themenfeld in Japans Nachkriegssubkulturen). In: Yoshimi, S. et al. 吉見俊哉他集: 岩波講座 – 近代

- 日本文化史9：冷戦体制と資本の文化 (Iwanami kōza – Kindai nihon bunkashi 10: Reisen taisei to shihon no bunka; Iwanami-Kurs – Kulturgeschichte des modernen Japan 9: Das System des Kalten Krieges und die Kultur des Kapitals). Tōkyō: Iwanami.
- Watanabe, Y. 渡辺由美子 (2007): 青少年漫画から見る「やおい」 (Seishōnen manga kara miru ‚yaoi‘; ‚Yaoi‘ von Jungen- und Männermanga aus gesehen) In: *EUREKA* (2007) 腐女子マンガ大系 (Fujoshi-manga taikai; Kompendium der fujoshi-manga). Spezialausgabe 39/7, S. 69–76.
- Wehn, K. & Welker, M. (2006): Weisheit der Massen – Wikipedia: Quelle für wissenschaftliche Arbeiten? URL: <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/23/23435/1.html>; Zugriff: 15.06.2008.
- Yamada, T. 山田田鶴子 (2007): 少女マンガにおけるホモセクシュアリティ (Shōjo manga ni okeru homosekushuariti; Homosexuality in Girls' Comics. Tōkyō: Wides.

Barmherzigkeit und Armut im Dokumentarfilm

„Da Sein“

28'00", Farbe, DV, 2008

Joon KIM
Fachhochschule Bielefeld

Als Verfasser dieser Arbeit und zugleich Autor des Dokumentarfilms „Da Sein“ (28 Min., Farbe, 2008) konnte anhand der Produktion dieses Filmes die soziologischen visuellen Artefakte der in Armut lebenden Menschen und ihren hilfsbereiten Mitmenschen in Deutschland, besonders mit Blick auf Bielefeld, einer eingehenden Untersuchung unterziehen. Diese Untersuchung diente dem Zweck gesellschaftliche Phänomene wie beispielsweise Obdachlose in Bielefeld, Armut in Deutschland, Kinderarmut u. a. zu beleuchten und als Autor mit Hilfe der Lebensgeschichten dreier Protagonisten in dem Dokumentarfilm ihren gesellschaftlichen Aktivitäten eine gewisse Bedeutung zukommen zu lassen. Ferner soll eine genaue Beschreibung und Analyse der im Film auftretenden gesellschaftlichen Phänomene es ermöglichen, mit dem Zuschauer gemeinsam über bestehende gesellschaftliche Probleme und mögliche Alternativen nachzudenken.



Ein Dokumentarfilm, Da Sein, 28'00", Farbe, 2008, Joon Kim

Das Thema des hier vorgestellten Dokumentarfilms ist „Barmherzigkeit und Armut in Deutschland“.

Inhalt des Filmes ist die Begegnung mit drei Menschen, deren Gemeinsamkeit darin besteht ihr alltägliches Leben anderen Menschen in Armut zu widmen. Als Erstes wird der Alltag von Pfarrer Geymeier geschildert, der als Mitarbeiter der Heilsarmee in Bielefeld die Rolle des Seelsorgers übernimmt und den Menschen eine große Hilfe ist, indem er sich ihre Geschichten anhört. Der „Mensch“ selbst steht hier im Mittelpunkt und die geistige Fürsorge wird als wichtiger erachtet als eine finanzielle Unterstützung. Als Zweites treffen wir auf die Ärztin Barbara Kroll von „Streetmed“, die zusätzlich zu ihren täglichen Pflichten Obdachlose betreut und sich um ihre gesundheitlichen Bedürfnisse kümmert. Und als Drittes geht es um Herrn Schuster, der Leiter des betriebsamen Vereins Bielefelder Tisch, der stets darum bemüht ist, Obdachlosen sowie Kindern aus zerrütteten Familien oder Waisen eine warme Mahlzeit anbieten zu können.



Pastor Geymeier, Heilsarmee in Bielefeld



Ärztin Barbara Kroll, Streetmed in Bielefeld

Die Hilfe und Fürsorge dieser drei Personen sind keine einmaligen guten Taten in ihrem Leben, die lediglich auf Mitleid beruhen, sondern zeigen ein deutliches Mitgefühl für ihre Mitmenschen in Armut, die sie persönlich aufsuchen und aktiv unterstützen. Die in dem Film auftretenden Hauptfiguren sind Menschen, die seit Jahrzehnten – allen anfallenden Problemen und Schwierigkeiten zum Trotz – Obdachlosen und anderen sozial unterversorgten Menschen bereitwillig den größten Platz in ihrem Leben einräumen. In den 1990er Jahren, besonders nach der Wiedervereinigung Deutschlands, kam die Frage nach der Armut, bedingt durch die weit auseinander klaffende wirtschaftliche Situation der geteilten Länder (West- und

Ostdeutschland), als wichtigstes Thema der deutschen Gesellschaft auf.

Die „Armut“, die in dem Dokumentarfilm ihren Ausdruck findet, ist nicht nur eine finanzielle Armut, wie sie im Wettstreit der Globalisierung vermehrt auftritt und die meistens die Menschen am Rande der Gesellschaft betrifft, sondern meint ebenso die Armut in Form von Einsamkeit der Menschen, vor allem derer, die wie zum Beispiel die Älteren von der Gesellschaft beinahe gänzlich ausgeschlossen werden. Um den Dokumentarfilm zu drehen, musste ich vor Ort sein und mit vielen Obdachlosen, älteren Menschen und Kindern aus zerrütteten Familien oder Waisen reden und sich ihre Geschichten anhören. Aus den einzelnen Geschichten dieser Menschen erfuhr ich, dass sie alle sehr persönlich sind und jeweils ihre eigene Bedeutung haben.



Herr Schuster, Leiter des Bielefelder Tisches e.V.

Der Obdachlose, der einsam sein Leben fristet, die verzweifelten Eltern, die darauf warten, dass ihre Kinder zu ihnen zurückkehren, die jungen Erwachsenen, ständig auf der Suche nach Arbeit, der Alkoholsüchtige, der sogar im Winter auf der Straße lebt, sie alle senden eine Botschaft, nämlich ihre Dankbarkeit, dass ihnen jemand zuhört. Anhand der drei Hauptfiguren des Dokumentarfilms versuche ich, mich dem Thema „Die Barmherzigkeit gegen Armut“ zu nähern. Die Protagonisten sind nicht persönlich von der Armut betroffen, sie sind jedoch für die hilfsbedürftigen und einsamen Menschen da und kämpfen somit gegen die Armut. Sie betrachten die „Barmherzigkeit gegen Armut“ als größte Tugend in ihrem Leben und begegnen anderen Menschen mit Respekt und Nächstenliebe. In der Hoffnung auf eine bessere Gesellschaft suchen sie arme Menschen auf und bieten ihnen ihre stete Hilfe an. Herr Schuster, Barbara Kroll und Pfarrer

Geymeier unterstützen die Armen tatkräftig, nicht nur in finanzieller Hinsicht, sondern vielmehr füllen sie die Leere in den Herzen der Betroffenen aus und helfen ihnen dabei, ihr verloren geglaubtes Leben wiederzufinden.

Die Darstellung von Barmherzigkeit und Armut in dokumentarischen Fotografien

Einhergehend mit der Produktion des Dokumentarfilms „Da Sein“ dienen insbesondere die im Anhang dieser Arbeit angefügten Fotoserien „Portrait einer Barmherzigkeit“ und „Pension Plus, meine neue Wohnung“ der Veranschaulichung der gesellschaftlichen Phänomene „Barmherzigkeit und Armut in Deutschland“ in realitätsgetreuer sowie detaillierter Form. Die Fotoserie „Portrait einer Barmherzigkeit“ beruht auf Bildern von Menschen, die in ihrer Vergangenheit selbst arbeitslos und Drogen- und/oder Medikamenten abhängig waren und erzählen, wie sie durch den „Bielefelder Tisch e.V.“ ein neues Leben und Arbeit gefunden haben. Nun helfen sie anderen notleidenden Menschen. „Pension Plus, meine neue Wohnung“ enthält Bilder, auf denen Menschen zu sehen sind, die früher obdachlos, krank und arm gewesen waren, nun aber durch die „Pension Plus“ eine neue Bleibe und somit einen Platz für ihr neues Leben gefunden haben.

Fotoserie 1: „Portraits der Barmherzigkeit“ – Bielefelder Tisch e.V. und Heilsarmee in Bielefeld



50x50, Digital-Image, Hahnemühle FineArt Papier, Inkjet-Druck

Fotoserie 2: „Pension Plus, meine neue Wohnung“ – Pension Plus in Bielefeld



30x20, Digital-Image, Hahnemühle FineArt Papier, Inkjet-Druck

CV Joon Kim

Web: www.thirdphoto.com

Ausbildung

1995–2004 B.A. Mass Communication, Yonsei University, Seoul
09/2006–08/2008 Fotografie und Film, Master of Arts in Gestaltung,
Fachhochschule Bielefeld
Seit 2008 Visuelle Kommunikation, Kunsthochschule Kassel

Ausstellungen(Auswahl)

08/2008 Fotowettbewerb (Volksverein Mönchengladbach), „Sehen,
was man sonst nicht sieht!“, Citykirche in
Mönchengladbach
07/2008 Masterarbeiten, „Barmherzigkeit und Armut im
Dokumentarfilm“, FH Bielefeld
09/2007 DAAD, „Hyper Cities“, Museum für Ostasiatische Kunst,
Berlin
09/2004 Ausstellung, „Euro Road & Window“, Green Photo-
Galerie, Seoul, Korea
09/2003 Dong-gang Photo Festival, Youngwol, Korea
06/2003 “The Month of Photography 2003”, Tōkyō

Activities

09/2003–02/2004 Photojournalist, University News Network
(www.unn.net), Seoul

Preis and Stipendium

2007–2008 Studienstipendien für ausländische Künstler von
DAAD(Deutscher Akademischer Austausch Dienst)
08/2002 Documentary Main Line advance, Digital Video & Film
Festival of SAMSUNG Co. Ltd., Korea

Autobiographien als Mittel der Verständigung zwischen Ost und West: Das Modell der „Dresdner Erzählwerkstatt“

KINOSHITA Emi
TU Dresden
Hitotsubashi Universität, Tōkyō

Einleitung

Seit der Wende sind fast 19 Jahre vergangen. Die Folgen sind immer noch spürbar. Um die Jahrtausendwende beschäftigten sich die Massenmedien verstärkt mit den Themen DDR und „Wende“. Es gab viele Fernsehshows und Artikel im Kontext der „Ostalgie“. Diese werden aber in Ost- und Westdeutschland unterschiedlich aufgenommen.

Innerhalb der Wirtschafts-, Politik- und Geisteswissenschaften erschienen bis ca. 1994 viele Studien über die systemische Transformation. Danach wurde diese immer weniger erforscht. Einerseits wurden die plötzlichen Änderungen des Systems oft fokussiert, andererseits etwa Kontinuitäten in der Lebenswelt vernachlässigt. Einige Studien zeigen dennoch eine gesellschaftliche Spaltung zwischen Ost- und Westdeutschland von heute. Als Beispiele sind die unterschiedlichen Arbeitslosenquoten, Ausländeranteile, Bildungssysteme und politischen Neigungen zu nennen.

Diese Arbeit behandelt zwei verschiedene Ansätze, mittels Autobiographie auf die heutige gesellschaftliche Situation wie auch auf die „Ostalgie“ zu reagieren und damit ein Modell zur Verständigung zwischen Ost und West vorzustellen.

Publikation der Autobiographien

Es gibt ca. seit dem Jahr 2000 in Ostdeutschland einen Trend, DDR- bzw. „Wende“-Biographien zu publizieren. Interessant ist, dass viele von jüngeren Autoren geschrieben wurden. Beispiele sind „Mein erstes T-Shirt“ (Hein 2001=2003), „Zonenkinder“ (Hensel 2002=2004) und „Meine freie deutsche Jugend“ (Rusch 2003).

Eines der bekanntesten dieser Bücher ist „Zonenkinder“ von Jana Hensel (2002). Um den Buchinhalt wurde vor allem in Ostdeutschland heftig diskutiert, weil die Autorin das Subjekt „Wir“ verwendete und damit ihre Erlebnisse verallgemeinerte (Vgl. Kraushaar 2004).

Warum schrieb Hensel aber ihre Lebensgeschichte in so jungem Alter? Die folgenden Zitate versuchten Antwort darauf zu geben.

„In dieser Zeit ist aus unserer Kindheit ein Museum geworden, das keinen Namen und keine Adresse hat und das zu eröffnen kaum noch jemanden interessiert.“ (Hensel 2002, S. 20)

„Die Soziologen haben sich, vermutlich aus diesem Grund, nicht viel mit unserer Generation beschäftigt. Entweder sie erforschen die Identität der letzten ‚echten‘ DDR-Generation – sie meinen die der sechziger Jahre –, oder sie besuchen unsere Nachfolger in den Schulen der fünf neuen Bundesländer (...).“ (ebd., S. 155f.)

Diese Aussagen verdeutlichen ihren (Nach-)Wendefrust. Junge Autoren vermissten zum einen eine gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der „wahren“ DDR, speziell mit dem Alltag. Zum anderen fehlte ihnen eine Auseinandersetzung mit der Wendegeneration, ihrer DDR-Kindheit und ihren Identitätsproblemen. Meiner Deutung nach war dies das Hauptmotiv zur Publikation ihrer Autobiographien. Aber das bedeutet nicht, dass sie in der heutigen Gesellschaft nur unzufrieden wären.

Diese Autobiographien sind eine direkte Reaktion auf die verklärende Ostalgie innerhalb der Medien bzw. des Marktes. Im Folgenden wird eine andere Form vorgestellt.

Die Dresdner Erzählwerkstatt

Die Dresdner Erzählwerkstatt zielte auf die Annäherung zwischen Ost und West, und wurde bis jetzt drei Mal unter der Mitwirkung der Bürgerstiftung Dresden organisiert. Die Erzählabende fanden im „vortagespolitischen Opportunitäten, vor parteipolitischen Zwängen und vor sensationsfixierten Medien geschützten Raum“ (Amelung/Szalai 2004) statt. Dies ermöglichte es, private Erfahrungen frei zu äußern. Die Erzählwerkstatt setzte auf das Verstehen von anderen durch Meinungs- und Erfahrungsaustausch. Damit sollte das Zusammenwachsen von Ost und West gefördert werden.

Die Teilnehmer unterschieden sich in Geschlecht, Beruf, Alter, Geburts- und Wohnort, nämlich West- oder Ostdeutsche, politischer Einstellung, Haltung zur DDR u. a. (s. Tabelle). Alle hatten aber einen Bezug zur Stadt Dresden, das heißt, dass sie schon einige Zeit dort lebten bzw. arbeiteten. Dies war die einzige Voraussetzung für eine Beteiligung.

Die Erzählwerkstatt

1. Erzählwerkstatt		3. Erzählwerkstatt
März 1996–Oktober 1997	Zeit	September 2003–Oktober 2004
Wendegeschichte: „Erzähltes Lebens aus Ost und West“ (Ripp/Szalai 1998)	Thema	„Geschichten aus dem Wilden Osten: Rückblick ohne Zorn“ (Amelung/ Szalai 2004)
22 → 17/9 Männer und 8 Frauen/meistens zwischen 40 und 59 Jahren/je 7 Ost- sowie Westdeutsche und 3 Ausländer/Beruf: Führungspositionen (eher bei Westdeutschen), ehemalige Professoren, Studenten, Hausfrauen u.a.	Teilnehmer	20 → 18/11 Männer und 7 Frauen/meistens zwischen 50 und 69 Jahren/1 West- und 7 Ostdeutsche/Beruf: Ingenieure, Juristen, Lehrer, Journalisten, Sekretäre, Maler, Bäcker

Diese Tabelle ist nach Ripp/Szalai (1998) und Amelung/Szalai (2004) von der Autorin gestaltet. In der zweiten Erzählwerkstatt (von Friesen/Szalai 2002) wurden Erinnerungen an die Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg erzählt, daher legt diese Arbeit ihr Augenmerk auf die anderen beiden.

Jede Erzählwerkstatt wurde wie folgt organisiert: Von allen Teilnehmern wurde erwartet, sich an allen Sitzungen zu beteiligen. Es war ein langfristiges und „bürgerliches“ (Amelung/Szalai 2004) Projekt. Die Teilnehmer trafen sich alle drei bis vier Wochen. Jeweils einer von ihnen bereitete sich auf das Erzählen seiner Lebensgeschichte vor. Nach dem Vortrag redeten und diskutierten die Teilnehmer über das eben Gehörte. Eine Sitzung dauerte zwei bis drei Stunden.

Im Verlauf der ersten Erzählwerkstatt entstand die Idee, alle Ergebnisse in einem Buch zu veröffentlichen. Dies gelang bei den ersten beiden. Leider kam es bei der dritten aus finanziellen Gründen nicht mehr dazu.

Entwicklung der Dresdener Erzählwerkstatt

Der erste Erzählkreis beschäftigte sich mit der deutschen „inneren Einheit“. Rund um 1996 merkte man, dass die Nachwirkungen der Wende noch andauern könnten. Einer Umfrage nach betrachteten sich die Ostdeutschen damals als „Bürger zweiter Klasse“. Um das zu überwinden, wurden ganze Biographien behandelt.

Die Gruppe, eine „Interessengemeinschaft“ (Szalai 2004), versammelte sich aus Interesse am Zuhören und Erfahrungsaustausch. Das unterscheidet sie von den Autoren der publizierten Autobiographien. Obwohl jeder Teilnehmer bereit zum Zuhören war, brauchten alle etwas Zeit, um ihre eigenen Lebensgeschichten offen zu erzählen.

In den ersten beiden Erzählkreisen wurde oft auch diskutiert, wie man die Veranstaltung besser und effektiver organisieren könnte. Daher wurden im dritten Erzählkreis das Thema und der Zeitraum zum Erzählen begrenzt.

Der Schwerpunkt der dritten Erzählwerkstatt lag auf den Erfahrungen zwischen 1989 und 1993. Es wurde versucht, vernünftig, ohne „Zorn und Eifer“, etwas zu der noch heute andauernden Debatte um die „innere Einheit“ beizutragen.

Diese Gruppe verstand sich als „Erinnerungsgemeinschaft“ (Szalai 2004). Es ist interessant, dass die dritte Erzählgruppe auf die geschichtswissenschaftliche Methodologie der *Oral History* Bezug nahm. Jede persönliche Lebensgeschichte wurde als „kleine Geschichte“ aufgefasst. Dabei wurde erwartet, dass diese mit der „großen

Geschichte“ – hier mit dem systemischen Transformationsprozess – verknüpft wurde.

Trotz der zeitlichen Begrenzung des Erzählobjektes erzählten die meisten Teilnehmer auch über ihre Lebensverläufe vor der Wende. Damit wurde versucht, die eingeschlagenen Lebenswege, das Tun und Handeln sowie die durch die Wende bedingten persönlichen Lebensumbrüche als kontinuierlichen Prozess zu zeigen.

Die einzige Voraussetzung für die Teilnahme – Bezug zu Dresden – erleichterte vor allem den Zugezogenen aus dem Westen die aktive Beteiligung an der Diskussion. Im langfristigen Verlauf der Erzählabende entwickelten alle den Wunsch nach einer lokalen Gesellschaft, in der sie gemeinsam besser leben könnten, nämlich in Dresden und seinen kleinen Vororten. Das führte zu einer harmonischen Veranstaltung trotz mitunter sehr abweichender Einstellungen zur DDR, der Wende und dem Leben allgemein (Vgl. Ripp/Szalai 1998, S. 18ff, S. 28).

Die Dresdner Erzählwerkstatt entwickelte sich im Verlauf ihrer Veranstaltungen nicht nur als ein „bürgerliches Projekt“ sondern auch zu einem Beitrag zu den gesellschaftlichen Debatten.

Fazit

Die beiden Versuche setzen sich mit der heutigen – für jeden Autor manchmal verklärten – Wahrnehmung der „Wende“ auseinander. Die Absicht der jüngeren Autoren, ihre Autobiographien zu publizieren war eine direkte Reaktion auf die „Ostalgie“ innerhalb der Massenmedien und diente dazu, der heutigen Gesellschaft die Wendefrustration der Ostdeutschen zu verdeutlichen. Ähnliche Phänomene gab es auch in der Dresdner Erzählwerkstatt, aber das war nicht ihr Ziel. Die Erzählkreise können eher als eine Zivilbewegung gegen die verklärende Ostalgie betrachtet werden.

Die Erzählwerkstatt wurde zur Überwindung der gesellschaftlichen Spaltung zwischen Ost- und Westdeutschland gegründet. „Ostalgie“ und publizierte Autobiographien bildeten eine weitere Grundlage für die dritte Erzählwerkstatt als „Erzählgemeinschaft“. Ohne die gesellschaftliche Problematik wäre keine Erzählung über bestimmte Themen möglich (vgl. Plummer 1995).

Das Modell der Dresdner Erzählwerkstatt ist zwar klein (Ripp/Szalai 1998, S. 30; Amelung/Szalai 2004), bietet aber die Möglichkeit der Annäherung auf lokaler Ebene. Es wäre interessant, wenn diese „Zivilbewegung“ sich zum 20. Jahr nach der „Wende“ deutschlandweit verbreiten würde.

Literaturverzeichnis

- Amelung, Barbara/Wendelin Szalai (Hrsg.) (2004): Geschichten aus dem Wilden Osten. Rückblicke ohne Zorn. Dresden, CD-ROM (privat).
- Hensel, Jana (2004): Zonenkinder. Reinbek (Original 2002).
- Kraushaar, Tom (2004): Die Zonenkinder und wir. Die Geschichte eines Phänomens. Reinbek.
- Friesen, Astrid von/Wendelin Szalai (Hrsg.) (2002): Heimat verlieren – Heimat finden Geschichten von Krieg, Flucht und Vertreibung. Aus einer Erzählwerkstatt in der Bürgerstiftung Dresden. Dresden.
- Hein, Jakob (2003): Mein erstes T-Shirt. München (Original 2001).
- Plummer, Ken (1995): Telling Sexual Stories. Power, Change and Social Worlds. London.
- Ripp, Winfried/Wendelin Szalai (Hrsg.) (1998): Dreizehn Deutsche Geschichten. Erzähltes Leben aus Ost und West. Hamburg.
- Rusch, Claudia (2003): Meine kleine deutsche Jugend. Frankfurt/M: S. Fischer.
- Szalai, Wendelin (2004): „Erzählgemeinschaften“ – gute Erfahrung in der Bürgerstiftung Dresden.
<http://www.dekomnetz.de/e2/e66/40104html>; 25.06.2008

Heirat in Japan heute Japan – ein Heiratsparadies!?¹

Nora KOTTMANN
Heinrich Heine Universität Düsseldorf

1. Einleitung

Glaut man der Vielfalt an Informationen über Heirat im japanischen Alltag, dann ist es insbesondere für Frauen das höchste Glück auf Erden, einmal im Leben zu heiraten. Die Hochzeitsindustrie erfreut sich großer Umsätze. Dennoch wird gleichzeitig – vornehmlich seit den 1990er Jahren – von den japanischen (Massen-) Medien und Fachkreisen mit zunehmender Dramatik und Dynamik beklagt, dass immer weniger junge Menschen heiraten und dass die traditionelle Institution Ehe am zerbrechen ist. Diese gegensätzlichen Positionen spiegelten sich auch in persönlichen Gesprächen wider: So wurde einerseits die Heirat als „natürlicher Wunsch“ und Lebensideal bezeichnet, andererseits aber eine große Abneigung gegenüber einer baldigen Heirat und Angst vor den als teilweise beträchtlich bewerteten Einschränkungen durch das Eheleben geäußert.

Ohne an dieser Stelle auf den öffentlichen Diskurs und seine zahlreichen Facetten eingehen zu können², sollen drei zentrale Schlagwörter, die im Mittelpunkt des Diskurses stehen, kurz vorgestellt werden: Es handelt sich hierbei um die japanischen Begriffe *ban-*

¹ Überschrift eines Zeitschriftenartikels in *Neutral – Travel for Life* 4, Juli 2005, S. 48.

² Die populärwissenschaftlichen Medien und die Massenmedien weisen eine enorme Fülle unterschiedlichster Publikationen mit oftmals reißerischem und dramatisierendem Charakter auf. In Fachkreisen fanden die Veränderungen des Heiratsverhaltens zunächst in den Bevölkerungs- und Wirtschaftswissenschaften Beachtung, die sie als die Hauptursache für den deutlichen Rückgang der Geburtenrate diskutieren. Zunehmend beschäftigt sich auch die (Familien-) Soziologie Japans mit den Themen Heirat und Ehe. Neben der eher problemorientierten Herangehensweise aus obigen Blickwinkeln, sei auch auf die positive Bewertung des Wandels durch die Genderforschung hingewiesen.

konka, *mikonka* und *hikonka* (*shinguruka*). Diese Begriffe existieren im Deutschen weder als japanologische noch als soziologische Fachbegriffe. Sie werden im Folgenden als „Trend zum Heiratsaufschub“ beziehungsweise „Trend zur späten Heirat“ (*bankonka*), als „Trend zum Ledigsein“ (*mikonka*) und als „Trend zur (dauerhaften) Ehelosigkeit“ ins Deutsche übersetzt.

Es stellt sich nun die Frage, wie sich diese „Trends“ in der Realität bemerkbar machen und somit ob *heutzutage ein Bedeutungsverlust der Heirat in Japan zu verzeichnen ist?* Nach einem Überblick über einige zentrale Merkmale der Heirat in Japan soll der Wandel des Heiratsverhaltens. Dies geschieht hauptsächlich anhand statistischer Daten. Dabei liegt der Fokus auf der Bedeutung beziehungsweise dem Bedeutungswandel der Heirat. „Heirat“ wird hierbei als ein Begriff verstanden, der einerseits den Akt der Eheschließung (Hochzeit) bezeichnet, andererseits aber auch den Zustand der Ehe, nämlich das „Verheiratet-Sein“, impliziert. Das Thema ist nicht zuletzt deshalb aktuell und brisant, weil der Wandel des Heiratsverhaltens im öffentlichen Diskurs zumeist als direkte und zentrale Ursache für den Rückgang der Geburtenrate³ und die damit verbundene Problematik des demographischen Wandels in Japan verantwortlich gemacht wird.

2. Heirat in Japan – einige Charakteristika

Die Organisation von Lebenszyklen in Japan gilt als besonders konsistent und verbindlich (Brinton 1992: 79). Unter Lebenszyklen versteht man verschiedene Sequenzen eines standardisierten Lebenslaufes, die von der Mehrheit der Bevölkerung durchlaufen werden. Klassische Sequenzen für eine Frau sind hierbei die Geburt, der Schulabschluss, die Heirat, die Geburt des ersten und des letzten Kindes, sowie das Alter. Dem Eintrittsalter in die jeweiligen Sequenzen kommt eine wichtige Bedeutung zu, wie im Zusammenhang mit

³ Der erste eklatante Rückgang der Geburtenrate in Japan fand in den zehn Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg statt. Die durchschnittliche Kinderzahl fiel von 4,5 auf 2,0 Kinder pro Frau. Danach hielt sie sich bis Mitte der siebziger Jahre – mit Ausnahme des Jahres 1966 – relativ konstant auf diesem Niveau. Im Jahr 1990 fiel die Geburtenrate bereits unter den Negativrekord von 1966 und 2003 belief sie sich auf gerade einmal 1,29 Kinder pro Frau.

der Heirat an folgender Rätsselfrage deutlich wird, die bis in die 1980er Jahre durchaus gängig war: „Warum ähneln junge Frauen einem Weihnachtsstollen?“ „Bis zum 24. verkaufen sie sich exzellent, danach will sie keiner mehr haben“ (Brinton 1992: u.a. Titel). In den 1990er Jahren wurde diese Metapher auf Neujahrskuchen ausgeweitet, die ja bekanntlich bis zum 31. Dezember (bzw. hier: Geburtstag) Absatz finden (Ochiai 1997: 121). Neben der Veränderung zeichnet sich hier also auch eine gewisse Kontinuität ab. So belegen auch neueste repräsentative Umfragen, dass der 30. Geburtstag weiterhin als eine Art magische Grenze für eine Heirat gilt (Matsuda 2005: 3).

Heutzutage stellt eine Ehe für Frauen dank verbesserter schulischer und beruflicher Möglichkeiten keine ökonomische Notwendigkeit mehr dar. Dennoch muss der ökonomische Aspekt einer Heirat in Japan hervorgehoben werden. Eine Heirat war sehr lange – im Grunde genommen bis nach dem Zweiten Weltkrieg – eine Angelegenheit der Familie, diente deren Fortbestand und wurde nach eher pragmatischen Gründen geschlossen. Der Charakter einer Ehe als ökonomische Verbindung ist auch heute nicht von der Hand zu weisen. Im Gegensatz dazu hat sich zum Beispiel in Deutschland bereits im 19. Jahrhundert – langsam und zunächst nicht in allen Schichten – das Konzept der romantischen Liebe durchgesetzt; die Ehe wurde individualisiert.⁴ Dieser Unterschied zeigt sich auch in der Bedeutung, die arrangierten Heiraten (*miai kekkon*) in Japan traditionell zukam. Erst seit den 1970er Jahren haben sogenannte Liebesheiraten (*ren'ai kekkon*) massiv an Bedeutung gewonnen (Ochiai 1997: 114). Dennoch besteht allgemein die Ansicht, dass bis in die Gegenwart auch „Liebesheiraten“ oftmals auf arrangierten oder vermittelten Treffen beruhen – man denke hierbei an sogenannte *gōkon* (informelle „Gruppen-Datings“) oder an die wachsende Beliebtheit, der sich Partnervermittlungsagenturen jeglicher Couleur erfreuen.

Innerhalb der gelebten Ehe besteht weiterhin eine eher traditionelle Rollenverteilung. Auch wenn Männer und Frauen gleichermaßen der Gleichstellung der Geschlechter in der Familie zunehmend eine große Bedeutung beimessen, sieht die gelebte Realität anders aus.⁵ In den meisten Fällen ist auch heute noch das männliche Ernährermodell gültig und angesichts der sehr langen Arbeitszeiten

⁴ Zur Vertiefung: Lenz, Karl (2006, 3. Auflage): *Soziologie der Zweierbeziehung – Eine Einführung*. Wiesbaden: VS, S. 264ff.

⁵ Zum Beispiel: Möhwald, Ulrich (2002): *Changing Attitudes Towards Gender Equality in Japan and Germany*. München: Iudicium.

und der Einbindung des Ehemannes in soziale Aktivitäten mit den Kollegen ist die gemeinsame Zeit der Ehepartner sehr gering. Dank der Aufwertung der weiblichen Erwerbsarbeit seit den 1980er Jahren zeichnen sich hier jedoch Veränderungen ab. Dennoch geben die meisten Frauen auch heute noch ihren Beruf nach der Heirat oder spätestens nach der Geburt des ersten Kindes zumindest zeitweise auf. Viele steigen später – wenn die Kinder älter sind – wieder in Teilzeitarbeit ein. Weitere, weitreichende Veränderungen, die einen großen Einfluss auf das traditionelle Familienbild (Familie der Mittelschicht) haben, ergeben sich aus der Umstrukturierung der Wirtschaft: ehemalige Selbstverständlichkeiten für männliche Vollzeitbeschäftigte wie die lebenslange Beschäftigung oder das Senioritätsprinzip⁶, die das Ernährermodell stützen, werden zunehmend rar.

Zuletzt noch ein Blick auf die Normen, die mit einer Heirat verbunden werden: Trotz eines Wertewandels seit den 1970er Jahren (vgl. Nennstiel 2001), unterliegen die Auffassungen zur Heirat bislang keinem radikalen Wandel – in den letzten Jahren ist sogar ein rückläufiger Trend hin zu konservativen Denkweisen zu verzeichnen. Ein Wertewandel ist am deutlichsten im Zusammenhang mit den Sexualnormen und der Forderung nach einer individuelleren Lebensweise vor und in der Ehe zu beobachten. Konservative Normen in Bezug auf das System Heirat zeigen sich hingegen in der Ablehnung des unverheirateten Zusammenlebens (Kohabitation)⁷, in dem Verwei-

⁶ Das Senioritätsprinzip ist eng mit der lebenslangen Beschäftigung verbunden und bezeichnet die Entlohnung und den Aufstiegs in der betrieblichen Hierarchie nach Alter. Zur Vertiefung zum Beispiel: Kevenhörster, Paul/Pascha, Werner/Shire, Karen (2003): Japan. Wirtschaft, Gesellschaft, Politik. Opladen: Leske und Budrich.

⁷ Anders als zum Beispiel in Deutschland verbleiben junge Menschen in Japan meist sehr lange – oft bis zur Eheschließung – im Haushalt der Eltern. Das Verlassen des Elternhauses (und der Aufbau eines eigenen Haushaltes sowie der Eintritt in die Selbstständigkeit) fallen somit oftmals mit der Hochzeit zusammen und verleihen dieser ein zusätzliches (ökonomisches) Gewicht. Das Zusammenwohnen mit dem Partner oder der Partnerin wird tendenziell abgelehnt, aber auch das Wohnen in Wohngemeinschaften oder eine eigene Wohnung sind eher ungewöhnlich. In diesem Kontext hat der Familiensoziologe Yamada Masahiro, dessen Bücher teilweise einen Bestsellerstatus in Japan erreichten, 1996 den Begriff *parasite single* geprägt. Er bezeichnet damit zumeist junge Frauen, die trotz eigenen Gehaltes im Haushalt der Eltern verbleiben, um sich so ein bequemes und luxuriöses Leben zu ermöglichen (siehe Kapitel 4).

sungszusammenhang von Ehe und Kindern⁸, sowie der weitläufigen Annahme, dass zumindest die Kleinkinderbetreuung und die Pflege der (Schwieger-)Eltern im Alter in den Aufgabenbereich der Frauen fällt (Kokuritsu shakai hoshō jinkō mondai kenkyūjo 2005: u.a. 16).

3. Die statistische Bedeutung von Heirat

Auf der statistischen Ebene kann die Bedeutung der Heirat anhand der Variablen Heiratsverhalten (wer bzw. wie viele heiraten in welchem Alter) und Heiratsneigung ermittelt werden; (wer bzw. wie viele möchten heiraten). Eine Auswertung der zwei größten japanischen Umfragen, die seit den 1950er Jahren regelmäßig durchgeführt werden⁹, lässt folgende Schlüsse zu:

Verglichen mit den zwei Heiratsbooms der 1950er und 1970er Jahre, kann heute durchaus von einem deutlichen Rückgang der Eheschließungen gesprochen werden. Bei einer genaueren Betrachtung der Daten zeigt sich jedoch, dass die Heiratsrate, das heißt die Anzahl der Eheschließungen pro tausend Einwohner, bis in die 1980er Jahre gesunken ist, dann aber stagnierte und sogar erneut leicht anstieg. Seit den 1990er Jahren ist die Heiratsrate relativ konstant und unterliegt nur leichten temporären Schwankungen nach oben und unten. Ein deutlicher oder gar dramatischer Rückgang der Eheschließungen seit den 1980er Jahren ist somit nicht zu verzeichnen.

Weitaus deutlichere Veränderungen zeigen sich dagegen beim Heiratsalter, das besonders bei Frauen signifikant anstieg (*bankonka*): Während 1975 japanische Frauen durchschnittlich noch mit 24,7 und

⁸ Einerseits wird erwartet, dass nach einer Eheschließung Kinder gezeugt werden. Andererseits liegt hier die Hauptursache für die Ablehnung unehelicher Kinder. Die Anzahl unehelicher Kinder in Japan ist im internationalen Vergleich erstaunlich gering (siehe Kapitel 4). Sie werden auch heute noch mit Diskriminierung und Ausgrenzung verfolgt.

⁹ *Dai 13 kai kekkon to shussan ni kansuru zenkoku chōsa* (13. Landesweite[n] Umfrage zur Heirat und Geburt) von 2005, durchgeführt durch das Staatliche Forschungsinstitut für soziale Sicherheit und Bevölkerungsfragen. Siehe Literaturverzeichnis unter Kokuritsu shakai hoshō jinkō mondai kenkyūjo; und *Kekkon ni kansuru tokei* (Statistik zur Heirat) von 2006, durchgeführt vom Ministerium für Gesundheit, Arbeit, und Wohlfahrt. Siehe Literaturverzeichnis unter Kōsei rōdō shō.

Männer mit 27 Jahren heirateten, lag das durchschnittliche Heiratsalter 2005 bei Frauen bereits bei 28 und bei Männern bei 29,8 Jahren. Dieser Anstieg um 3,3 beziehungsweise um 2,8 Jahre ist im internationalen Vergleich als eher rasant, das Heiratsalter an sich jedoch als weiterhin eher niedrig zu bewerten.¹⁰

Eine natürliche Folge des ansteigenden Heiratsalters ist die Zunahme lediger Menschen in den jüngeren Altersgruppen. Ein Trend zur Ledigkeit (*mikonka*) ist somit nicht zu leugnen, dies ist jedoch weniger auf eine Entscheidung gegen eine Ehe zurückzuführen, als vielmehr darauf, dass die Menschen später heiraten. Aussagen über einen angeblichen Trend zur dauerhaften Ehelosigkeit (*bikonka*) sind sehr schwierig, da das Phänomen neu und die Datenlage unklar ist. Unbestritten ist, dass der prozentuale Anteil von Personen, die nie in ihrem Leben heiraten, zunimmt. Dies ist aber – vor allem bei den Frauen – quantitativ betrachtet geringfügig. Hingegen scheint sich die Anzahl der dauerhaft ehelosen Männer seit zehn Jahren durchaus deutlicher zu erhöhen, allerdings geht man davon aus, dass dies in der Regel keine freiwillige, bewussten Entscheidung ist (Nennstiel 2001: 256; Yamada 2004).

Es zeigt sich also, dass weiterhin die absolute Mehrheit der Japaner und Japanerinnen heiraten – wenn auch in fortgeschrittenerem Alter als früher. Ein Blick auf die Heiratsneigung untermauert diese Ergebnisse: Im Jahr 2005 bestätigten 87 Prozent der ledigen Männer und 90 Prozent der ledigen Frauen ausdrücklich, einmal in ihrem Leben heiraten zu wollen. Dies ist prozentual etwas weniger als in den vorangegangenen Jahrzehnten. Forschungen belegen aber, dass die Japaner und vor allem die Japanerinnen auch im internationalen Vergleich weiterhin den größten Heiratswunsch äußern¹¹ – paradoxerweise obwohl das sich anschließende Eheleben in anderen Ländern deutlich positiver als in Japan bewertet wird (Tsuya/Mason/Bumpass 2004: 42–22, 46, 51f).

¹⁰ Zum Vergleich: Deutsche Frauen heirateten im Jahr 2005 im Durchschnitt erst mit 29,3 und Männer sogar erst mit 32,4 Jahren (Statistisches Bundesamt (2006): *Statistisches Jahrbuch 2006*).

¹¹ Zum Vergleich: In Deutschland wollten zur gleichen Zeit 69 Prozent der ledigen Männer und 76 Prozent der ledigen Frauen eine Ehe eingehen. Zur Vertiefung: Scholz, Wolf-Dieter/Busch, Friedrich/Briedis, Kolja (2006): *Ehe – Familie – Partnerschaft*. Oldenburg: BIS (Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg), S. 38.

4. Die Heirat als Lebensform – Welche Alternativen existieren?

Die Diskussion über den „Zerfall der Familie“ oder die „Entstehung einer Single-Gesellschaft“ wird nicht nur in Japan, sondern auch in Deutschland und anderen Industrieländern geführt. Der Fokus zum Beispiel der deutschen Debatte richtet sich jedoch auf die Entstehung alternativer Lebensformen. Die zwei wichtigsten in diesem Zusammenhang diskutierten Lebensformen sind die nichteheliche Lebensgemeinschaft und das Single-Dasein, die in Deutschland heute weit verbreitet sind.

Anders als in Deutschland ist die nichteheliche Lebensgemeinschaft in Japan praktisch nicht existent. Die Mehrzahl der jungen Menschen lehnt die uneheliche Kohabitation, also das unverheiratete Zusammenleben mit dem Partner oder der Partnerin, ab (siehe Kapitel 2). Trotz deutlicher Veränderungen seit den 1980er Jahren, standen in den oben erwähnten Umfragen aus dem Jahr 2005 nur knapp die Hälfte der jungen Menschen der Kohabitation positiv gegenüber und konnten sich theoretisch vorstellen, unverheiratet mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin zusammenzuleben. Weiterhin zeigte sich, dass in der Realität weniger als acht Prozent der Befragten über Erfahrungen im Zusammenleben mit dem Partner oder der Partnerin verfügten.¹² Ganz anders gestaltet sich die Situation zum Beispiel in Deutschland, wo nur circa fünf Prozent der jungen Menschen heiraten, *ohne* davor mit ihrem Partner zusammen gelebt zu haben.¹³

Ein Anstieg der Anzahl von Einpersonenhaushalten und „Singles“ in Japan ist nicht zu leugnen, auch wenn sie – vor allem im Vergleich mit zum Beispiel Deutschland – gering ist (Nennstiel 2001: 253). Wie bereits erwähnt, finden die Trends zum Ledigsein (*mikonka*) und zur (dauerhaften) Ehelosigkeit (*bikonka* oder *shinguruka*) große Beachtung in diversen japanischen Medien, und zahlreiche Lebenshilfebücher und Erfahrungsberichte zur Problematik von Singles

¹² Tatsächlich lebten zum Zeitpunkt der Untersuchung sogar nur knapp zwei Prozent der Befragten in einer (temporären) nichtehelichen Lebensgemeinschaft.

¹³ Zur Vertiefung: Nave-Herz, Rosemarie (2006, 2. Auflage): *Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde*. Weinheim und München Juventa Verlag, S. 104–106.

erfreuen sich seit einigen Jahren größter Beliebtheit.¹⁴ Diese legen ihren Schwerpunkt vornehmlich auf weibliche Singles im städtischen Milieu. Einerseits findet also eine Diskussion über die Lebensform Single – anders als über die Lebensform nichteheliche Lebensgemeinschaft – statt. Andererseits hält nur weniger als die Hälfte der jungen, ledigen Japaner und Japanerinnen ein dauerhaftes Leben als Single grundsätzlich für „wünschenswert“¹⁵, und der Heiratswunsch ist – wie oben gezeigt – beinahe ungebrochen hoch. Dennoch sammeln immer mehr junge Menschen dank einer längeren Phase des Ledigseins Erfahrungen mit der Lebensform Single. Ab einem gewissen Alter wird diese jedoch in den meisten Fällen zugunsten einer Heirat aufgegeben. Das heißt die Lebensform Single gilt nicht für die Dauer als Alternative zur Lebensform Ehe (Nennstiel 2001: 261). Der Lebensform Single (beziehungsweise eher dem Lebensstil Single) kommt jedoch zumindest als Phase der Postadoleszenz vermehrt Bedeutung zu.¹⁶

Im Zusammenhang mit der Diskussion um alternative Lebensformen in Japan muss abschließend ein weiterer zentraler Faktor berücksichtigt werden: Traditionell ist die Geburt unehelicher Kinder in Japan äußerst selten. Auch heutzutage werden nur circa zwei Prozent aller Kinder außerhalb der Ehe geboren (Yamada 2004: 19)¹⁷, weshalb eine Schwangerschaft oder ein Kinderwunsch beinahe immer zu einer Heirat führt.

¹⁴ Eine der bekanntesten Veröffentlichung in diesem Zusammenhang ist der 2003 erschienene Roman *Makeinu no toobōe* [Das Heulen der Verliererhündin] von Sakai Junko, in dem die Autorin in ironischer Weise junge ledige Frauen in den Dreißigern als gesellschaftliche Underdogs definiert und eben diesen Frauen zu einem neuen Selbstbewusstsein verhalf. Der Roman wurde ein Bestseller und wird derzeit verfilmt.

¹⁵ Nennstiel weist in ihrer Untersuchung nach, dass die bewusste und freiwillige Entscheidung zum dauerhafter Ledigsein äußerst selten ist (2001: 279).

¹⁶ Eine Besonderheit stellt die (relativ kleine) Gruppe der sogenannten Karrierefrauen (*kyaria ūman*) dar.

¹⁷ Zwischen 1980 und 2003 ist laut dem Kabinettsministerium ein prozentualer Anstieg unehelicher Kinder von 0,80 auf 1,93 zu verzeichnen. Dies ist im internationalen Vergleich sehr gering: Im Jahr 2005 wurden in Deutschland 27,9 Prozent, in den USA 35,8 Prozent, in England 42,3 Prozent und in Frankreich 47,4 Prozent aller Kinder außerehelich geboren. Die Spitzenpositionen nehmen Schweden mit 55,4 Prozent und Island mit 63,6 Prozent ein (Kōsei rōdō shō 2006: 27).

5. Fazit und Schluss

Hat die Heirat in Japan heutzutage an Bedeutung verloren? Was verbirgt sich hinter dem im öffentlichen Diskurs immer wieder angeführten „Trend zur späten Heirat“ (bankonka), dem „Trend zum Ledigsein“ (mikonka) und dem „Trend zur dauerhaften Ehelosigkeit“ (bikonka)? Dies waren die grundlegenden Fragen, die weiter oben gestellt wurden. Abschließend lässt sich – zumindest anhand der hier verwendeten statistischen Daten – festhalten, dass ein deutlicher Wandel des Heiratsverhaltens nicht zu leugnen ist. Dennoch: Dieser Wandel spielt sich fast vollständig innerhalb des Systems Heirat ab. Mit anderen Worten: Die Heirat an sich wird nicht in Frage gestellt – dies zeigt sich am Heiratsverhalten, der Heiratsneigung, dem Fortbestand traditioneller Denkmuster und dem Mangel an Alternativen. Die Veränderung, die sich am deutlichsten abzeichnet, ist der Anstieg des Heiratsalters und die Lockerung der gesellschaftlichen Pflicht, im „geeigneten Heiratsalter“ zu heiraten. Dies hat eine Verlängerung der Phase des Ledigseins zur Folge, in der besonders den Frauen dank gesamtgesellschaftlicher und normativer Veränderungen neue Möglichkeiten offenstehen. In dieser Single-Phase werden durchaus innovative und individuelle Lebensstile und Lebensweisen ausprobiert. Die Geschlechterforschung betont das Potential dieser Veränderungen.

Als eine Neuerung, die sich nicht innerhalb des Systems Heirat abspielt, sondern dessen Grundstrukturen betrifft, wird immer wieder der Anstieg der Scheidungen angeführt. Forschungen zu diesem Thema verweisen darauf, dass Scheidungen in Japan im Mittelalter wesentlich häufiger und weiter verbreitet waren als allgemein angenommen – vor allem im Vergleich zu westlichen Ländern.¹⁸ Im Zusammenhang mit Scheidungen müsste darüber hinaus die Anzahl der Wiederverheiratungen betrachtet werden. Die steigende Zahl der Wiederverheiratungen deutet darauf hin, dass auch nach einer Scheidung eine Ehe dem ledigen Leben vorgezogen wird.

Um einen differenzierteren Einblick in die Thematik zu erhalten, müssen neben der statistischen Ebene selbstverständlich auch die Mikroebene sowie gesellschaftliche, strukturelle Entwicklungen in die Untersuchung einbezogen werden. Dies ermöglicht es, den Fokus statt auf die hier dargestellte Kontinuität auf bereits existie-

¹⁸ Zur Vertiefung: Fuess, Harald (2004): *Divorce in Japan. Family, Gender, and the State. 1600–2000*. Stanford: Stanford Universität.

rende oder sich abzeichnende Veränderungen und (allem voran) deren innovatives Potential zu richten. Denn es stellt sich die Frage, was zu der dramatisierenden Darstellung des statistisch vergleichsweise geringen Wandels führt. Warum werden die hier dargestellten Veränderungen im öffentlichen Diskurs mehrheitlich als Krise und nicht auch als Chance verstanden? Und weiter: Welche Möglichkeiten können sich aus der Aufweichung des starren Ehekonzepts und der Akzeptanz von neuen Familien- und Partnerschaftsformen ergeben? Wie sind junge Menschen und deren Lebens- und Familienplanung von den Veränderungen der wirtschaftlichen Situation betroffen, welche Lebensentwürfe und Identifikationsmöglichkeiten stehen ihnen zur Verfügung?

Es wurde bereits mehrfach erwähnt, dass die Veränderungen des Heiratsverhaltens in den siebziger Jahren über den Umweg des demographischen Wandels wahrgenommen wurden. Der hierbei häufig behauptete, kausale Zusammenhang ist sicherlich nicht gänzlich von der Hand zu weisen. Dennoch muss die Ausschließlichkeit dieser Argumentation überdacht werden, da die gegenwärtigen Umschichtungen in der Bevölkerungsstruktur auf vielfältige Ursachen zurückzuführen sind. Man denke hierbei an die finanzielle Belastung, welche die Schul- und Universitätsausbildung der Kinder mit sich bringt, die normative Ablehnung der unehelichen Geburt und alternativer Lebensformen, ungenügende politische und rechtliche Rahmenbedingungen oder die Umstrukturierung der Wirtschaft und der Beschäftigungsverhältnisse und die sich hieraus ergebenden Folgen für die Gesellschaftsstruktur.

Literatur

- Brinton, Mary (1992): Christmas Cakes and Wedding Cakes: The Social Organization of Japanese Women's Life Course. In: Lebra, Takie Sugiyama (ed.): *Japanese Social Organization*. Honolulu: Hawaii Press, S. 79–107.
- Kokuritsu shakai hoshō jinkō mondai kenkyūjo [Staatliches Forschungsinstitut für soziale Sicherheit und Bevölkerungsfragen] (2005): *Dai 13 kai kekkon to shussan ni kansuru zenkoku chōsa* [13. Landesweite Umfrage zur Heirat und Geburt]. Tōkyō:

- Kōsei tōkei kyōkai. Abrufbar im Internet. URL: <http://www.ipss.go.jp/>, Zugriff am 08.04.2008.
- Kōsei rōdō shō [Ministerium für Gesundheit, Arbeit und Wohlfahrt] (2005): *Kekkon ni kansuru tōkei* [Statistik zur Heirat]. Tōkyō: Kōsei tōkei kyōkai. Abrufbar im Internet. Zugriff am 08.04.2008. URL: <http://www.mhlw.go.jp/toukei/saikin/hw/jinkou/tokusyu/konin06/index.html>.
- Matsuda, Shigeki (2005): Japanese Young People's Marriage Intentions and the Growth in the Trend of Remaining Single. In: *Social Science Japan* 33, Dezember, S. 3–5.
- Nennstiel, Ulrike (2001): Singles in Japan: Motor gesellschaftlicher Veränderungen, Protagonisten neuer Lebensformen? In: Deutsches Institut für Japanstudien (Hg.): *Japanstudien. Jahrbuch des Deutschen Instituts für Japanstudien der Philipp Franz von Siebold Stiftung (Band 13)*. München: Iudicium, S. 253–284.
- Ochiai Emiko (1997): *The Japanese Family System in Transition – A Sociological Analysis of Family Change in Postwar Japan*. Tōkyō: International Library Foundation.
- Tsuya, Noriko/Oppenheim Mason, Karen/Bumpass, Larry (2004): Views of Marriage among Never-Married Young Adults. In: Tsuya, Noriko/Bumpass, Larry (ed.): *Marriage, Work, and Family Life in Comparative Perspective: Japan, South Korea, and the United States*. Honolulu: University of Hawaii Press, S. 39–53.
- Yamada Masahiro, 2004: *Parasaito shakai no yukue* [Die Zukunft der parasitären Gesellschaft], Tōkyō: Chikuma shinsho.

Ökonomische Strategie in der japanischen Lyrik – doppelsinnige Wörter *kakekotoba*

KUROGO (AOKI) Yoko
Universität Tōkyō
Universität zu Köln

1. Einleitung

In diesem Beitrag geht es um rhetorische Wirkung doppelsinniger Wörter *Kakekotoba* in der japanischen Lyrik *Tanka*. Das *Tanka* ist eine traditionelle Gedichtform Japans. Es besteht aus 31 Moren¹ (5-7-5-7-7) und bildet keinen Reim. *Kakekotoba* sind eine der rhetorischen Strategien in *Tanka*, die mithilfe lautlicher Gemeinsamkeit zweier bzw. mehrerer Wörter dem Leser den Zugang zu einer zweiten Interpretation ermöglichen. Diese Rhetorik ermöglicht große Kreativität in einer rhythmisch streng beschränkten Gedichtform. In dieser Hinsicht möchte ich im Folgenden zuerst historische Entwicklung japanischer Lyrik darstellen und anschließend ein paar Beispiele aus *Tanka* vorstellen. Zudem wird dabei auf die Übersetzungsmöglichkeit japanischer Poesie ins Deutsche eingegangen unter Berücksichtigung phonologischer Unterschiede zwischen den beiden Sprachen.

2. Historische Entwicklung japanischer Lyrik – Chōka, Tanka und Haiku

Tanka bedeutet Kurzgedicht. Demgegenüber gibt es in der japanischen Lyrik auch das Genre Langgedicht (*Chōka*), das im Altertum entstand. *Chōka* finden sich z. B. in den ältesten noch existierenden Geschichtswerken *Kojiki* (im Jahr 712 niedergeschrieben) und *Nihonshoki* (720 vollendet) und bestehen aus mindestens zweimal wieder-

¹ Auf die phonologische Einheit von Moren gehe ich im Abschnitt 4 näher ein.

holter 5-7 und abschließender 5-7-7 Metrik. Dazu wird manchmal ein zusammenfassendes Kurzgedicht (*Hanka*) mit dem Muster 5-7-5-7-7 hinzugefügt. Zum Beispiel zeigt das in (1a) angegebene Chōka, das von Yamabe no Akahito (729–749) gedichtet und in die erste großen japanischen Gedichtzusammenstellung *Man'yōshū* (759) aufgenommen wurde, ein achtmal wiederholtes 5-7 und abschließendes 5-7-7 Pattern. Der Inhalt des Gedichts lässt sich mit dem sehr berühmten Hanka in (2a) in der Form 5-7-5-7-7 resümieren, das sich gleichfalls in *Man'yōshū* findet.

- (1) a. 天地の 分かれし時ゆ 神さびて 高く貴き 駿河なる
 富士の高嶺を 天の原 振り放け見れば 渡る日の 影も隠らひ
 照る月の 光も見えず 白雲も い行きはばかり 時じくぞ
 雪は降りける 語り継ぎ 言ひ継ぎ行かん 富士の高嶺は
- b. Ametsuchi no/wakareshi toki yu/kami sabite/takaku tōtoki/suruga naru
 fuji no takane wo/amanohara/furisake mireba/wataru hi no/mo kakurai
 teru tsuki no/hikari mo miezu/shirakumo mo/iiki habakari/tokijiku zo
 yuki wa furikeru/kataritsugi/iitsugi ikan/fuji no takane wa
- (2) a. 田子の浦ゆうち出でて見ればま白にそ富士の高嶺に雪は降りける
 b. Tagonoura yu/uchiidete mireba/mashironi zo/fuji no takane ni/yuki wa
 furikeru
 c. Von Tagos Strand schweift weit mein Blick hinaus aufs Meer:
 Des Berges Fuji hohes Haupt strahlt wieder im Glanze frisch gefallenen
 Schnees.²

In der frühen Heian-Zeit (9. und 10. Jh.) verlor die Chōka-Form jedoch an Beliebtheit: Im *Kokin-wakashū* (905), einer Anthologie japanischer Poesie aus dieser Zeit, sind von 1111 Gedichten nur 5 Chōka. Die meisten anderen sind in Tanka-Form (5-7-5-7-7):

- (3) a. 人はいさ 心も知らず ふるさとは 花ぞ昔の 香ににほひける
 b. Hito wa isa/kokoro mo shirazu/furusato wa/hana zo mukashi
 no/ka ni nioikeru
 c. Ich kenne die Herzen der Leute hier nicht mehr.
 Doch im Heimatdorf duften die Blüten immer noch wie in
 alten Zeiten.³

² Exner, Walter (1990): Kirschblüten und Ahornlaub – Die Hundert Gedichte aus dem alten Japan. Bad Wildungen: Siebenberg Verlag.

(3a) ist ein Tanka von Ki no Tsurayuki (884–946), der auch als Verfasser des Reisetagebuchs *Tosa-nikki* und Mitherausgeber des *Kokin-wakashū* berühmt ist. Man achte hier darauf, dass die Form des Tanka mit der des Hanka wie in (2) identisch ist. Deshalb vermuten manche, dass sich das Tanka aus dem Hanka entwickelt hat.

Bei den Tanka ist eine Gliederung in zwei Teile möglich, die von verschiedenen Dichtern verfasst werden können: 5-7-5 als erster Teil (Oberstrophe) und 7-7 als zweiter Teil (Unterstrophe). Ein solches Tanka wird als *Renga* (Kettengedicht) bezeichnet und ist vor allem in der Muromachi-Zeit (1394–1573) als ein Spiel von Staatsmännern, Hofleuten, Kriegsherren und Samurai sehr populär geworden. Diese Übung führte aber mit der Zeit dazu, dass die Oberstrophe selber eine in sich abgerundete, selbständige Form der lyrischen Aussage wurde. Auf diese Weise entstand im 17. Jahrhundert die kleinste Gedichtform *Haiku*, das sich lediglich aus 17 Moren (5-7-5) zusammensetzt. Dazu ein Beispiel von Matsuo Bashō (1644–1694):

- (4) a. 五月雨を あつめて早し 最上川
b. Samidare o/atsumete hayashi/mogamigawa
c. Den Sommerregen/Hat rasch zusammengebracht/Der Fluss Mogami.⁴

Diese Entwicklungsgeschichte zeigt, dass japanische Lyrik metrisch immer kürzer und kompakter geworden ist.

3. Interpretationsmöglichkeiten

In diesem Abschnitt werden konkrete Beispiele der Interpretation von *Kakekotoba* vorgestellt. Wie in der Einleitung erwähnt, macht man bei dieser Rhetorik von Homonymen Gebrauch, die wegen des relativ einfachen Lautsystems der japanischen Sprache zahlreich sind.

³ Exner, Walter; Ebd.

⁴ Ulenbrook, Jan (1995): *Haiku – Japanische Dreizeiler*. Stuttgart: Reclam.

- (5) a. 花の色はうつりにけりないたづらにわが身世にふるながめせしまに
 b. Hana no iro wa/utsurinikeri na/itazurani/wagami yo ni furu/
 nagameseshi ma ni
 c. Der Blüten Farbenpracht verblasst im Dauerregen zum trüben
 Grau.
 Sinnend fühle jetzt auch ich ganz nutzlos alt zu werden.⁵

Zum Beispiel gibt es in diesem Gedicht, das das Verblassen von Kirschblüten und das Älterwerden der Dichterin Ono no Komachi (834–900) schildert, zwei Kakekotoba: *Furu* in der vierten Verszeile wird sowohl als *verbringen* (経る) wie als *regnen* (降る) interpretiert und *Nagame* bedeutet nicht nur *betrachten* bzw. *nachdenken* (眺め) sondern auch *anhaltender Regen im Frühling* (長雨). Dadurch werden dem Gedicht zwei semantische Dimensionen der Interpretation verliehen, nämlich, *die Blüten sind verblasst, während ich die Zeit mit dem nutzlosen Nachdenken übers Leben und die Liebe verbracht habe* und *während der Frühlingsregen unaufhörlich auf die Blüten hernieder geprasselt ist*.

- (6) a. いにしへの奈良の都の九重桜けふ九重に匂ひぬるかな
 b. Inishie no/Nara no miyako no/yaezakura/kyō kokonoe ni/
 nioinuru kana
 c. Die Blüten der „achtfachen Kirschen“ der alten Hauptstadt
 Nara
 verströmen im Kaiserpalast heute noch neunfachen Duft.⁶

Dieses Tanka ist sehr kunstvoll. Es wurde anlässlich einer prunkvollen Zeremonie im Kaiserpalast in Kyōto der damaligen Kaiserin gewidmet, um die Schenkung von Kirschbäumen aus der ehemaligen Hauptstadt Nara zu feiern. Die Dichterin Ise no Taifu (989?–1060?) bedient sich dabei folgender Rhetorik: *Kyō* ist ein Kakekotoba für *heute* (今日) und für *die Residenz in Kyōto* (京). Außerdem bezieht sich dieses Wort auf die Phrasen *inishie* und *Nara no miyako* und bildet zwei Gegensätze, d. h. *das Gestern und das Heute* sowie *die alte Residenz in Nara und die neue in Kyōto*. Das Wort *kokonoe* hat gleichfalls komplexe Bedeutungen, und zwar *neunfache Überlagerung* (九重), *den Kaiserpalast*⁷

⁵ Exner, Walter; Ebd.

⁶ Exner, Walter; Ebd.

⁷ Dieses Bild ist ein Symbol für die neun Burgmauern, die den Kaiserpalast im alten China umschlossen.

(九重) und *hierherum* (この辺). Darüber hinaus steht dies mit dem Begriff *yae* (八重) im Einklang, der wörtlich *achtfache Überlagerung* darstellt und hier eine Art von Kirschbäumen mit zahlreichen Blütenblättern bezeichnet. Die dadurch zustande kommende Interpretation lautet: *Die Kirschblüten mit vielfachen Blütenblättern aus der alten Hauptstadt Nara duften heute hier im Kaiserpalast in Kyōto überreichlich.*

Diese rhetorische Strategie, die in der japanischen Lyrik für die Bereicherung semantischer Inhalte eine sehr große Rolle spielte, ist jedoch im Laufe der Zeit klischeehaft und vulgär geworden. Infolgedessen versuchten Haiku-Dichter im 17. Jahrhundert wie Matsuo Bashō, die Tradition der japanischen Lyrik zu erneuern. Sie beabsichtigten, unabhängig von solcher Rhetorik eine neue Dimension der Poetik zu eröffnen, d. h. eine klare und unmittelbare Darstellung der Natur selbst. Damit soll idealerweise die Tiefe der Mentalität des Menschen erreicht werden.

4. Übersetzung ins Deutsche

Abschließend möchte die Möglichkeiten und Schwierigkeiten der Übersetzung japanischer Poesie in die deutsche Sprache aufzeigen. Phonologisch gesehen, ist die Grundeinheit des lautlichen Systems im Japanischen anders als im Deutschen: Im Japanischen spielen *Moren* eine entscheidende Rolle, im Deutschen dagegen *Silben*. Eine Mora entspricht ungefähr einem Kana-Zeichen⁸, z. B. das Wort ケルン (*Ke-ru-n* für *Köln*) besteht aus drei Moren und ベルリン (*Be-ru-ri-n* für *Berlin*) aus vier. Die Silbe bildet hingegen eine größere Einheit als die Moren, beispielsweise ist das Wort *Köln* einsilbig und *Berlin* zweisilbig (*Ber-lin*).

Daraus folgt, dass diese zwei Sprachen auch im Bereich der Poetik ganz andere Einheiten zur Verfügung haben: Wie schon erwähnt, liegen japanischer Lyrik bestimmte Rhythmen von Moren zugrunde, z. B. bei Tanka 5-7-5-7-7 und bei Haiku 5-7-5. Versucht man japanische Gedichte auf Deutsch wiederzugeben, muss man dies also mithilfe von Silben tun:

⁸ Ausnahmen sind *Yōon* wie *kyā* (きや), *kyū* (きゅ) und *kyō* (きょ), die alleine eine Mora bildet, obwohl dabei einem Kana-Zeichen ein weiteres, kleines Zeichen angefügt wird.

- (7) a. 夏草や 兵どもが 夢の跡
 b. Natsukusa ya/tsuwamono domo ga/yume no ato
 c. Das Sommergras, ach/Ist von den Kriegern nun noch/Der Rest der Träume.⁹

Zum Beispiel folgt die Übersetzung von Bashōs Haiku ins Deutsche in (7c) silbisch dem 5-7-5 Muster (das-som-mer-gras-ach/ ist-von-den-krie-ger-nun-noch/ der-rest-der-träu-me).

Semantisch betrachtet, sind natürlich mehrdeutige Lesarten durch Kakekotoba wie in (5a) und (6a) schwer auf Deutsch zu rekonstruieren, weil diese Sprache nicht so viele Homonyme wie das Japanische besitzt. Im Deutschen gibt es jedoch eine andere Möglichkeit, einem Gedicht eine gewisse Stimmung und einen Nachklang zu verleihen, nämlich den *Versfuß*¹⁰: Ulenbrook argumentiert, dass der Versfuß *Trochäus* etwas Schweres und Ernstes zeigt, wenn er langsam gesprochen wird. Dieser Eindruck komme daher, dass der Trochäus die Hebung bzw. die Betonung auf der ersten seiner beiden Silben aufweist. Wird er aber schnell gesprochen, zeige er etwas Laufendes, Voraus-Springendes und daher Unruhiges. Demgegenüber enthalte der Fuß *Jambus*, bei dem die Hebung auf der zweiten Silbe liegt, etwas ruhig Dahinfließendes und schmiegsam Gleitendes. Sein Rhythmus klinge deshalb ausgeglichener und modulationsfähiger als der des Trochäus.

- (8) a. 花の雲 鐘は上野か 浅草か
 b. Hana no kumo/kane wa Ueno ka/Asakusa ka
 c. Aus Blütenwolken/Die Glocken von Ueno?/Von Asakusa?¹¹
 d. Blütenwolken rings/tönt die Glock' aus Ueno?/Aus Asakusa?¹²

(8c) und (8d) sind Varianten der Übersetzung von Bashōs Haiku ins Deutsche. Auf den Effekten der Füße basierend, vergleicht Ulenbrook seine Fassung in (8c) mit der von Coudenhove in (8d). Seiner Meinung nach behält seine Übersetzung, die mit dem Jambus beginnt, die

⁹ Ulenbrook, Jan; Ebd.

¹⁰ Im Gegensatz dazu verfügt die japanische Sprache über keine Versfüße, weil sie auf Moren beruht und außerdem zu einem anderen Akzenttyp (*Pitch Accent*) als das Deutsche gehört.

¹¹ Ulenbrook, Jan; Ebd.

¹² Coudenhove, Gerolf (1955): Vollmond und Zikadenklänge. Bertelsmann: Gütersloh.

Atmosphäre und Stille des originalen Gedichts besser als die andere, die durchweg in Trochäen geschrieben ist.

5. Schluss

In dieser Arbeit wurde gezeigt, wie die japanische Poesie trotz der strengen rhythmischen Beschränkung der Reichtum der Interpretation gewinnt. Es scheint mir ein wichtiges Charakteristikum des Japanischen zu sein, viel Bedeutendes in wenigen Worten auszudrücken. Kakekotoba sind ein gutes Beispiel für dieses Charakteristikum.

Schattenmarkt Dōjinshi

Amateur-Publikationen und die japanische Manga-Industrie

LAM Fan-Yi
FU Berlin, Japanologie

Dieser Vortrag basiert auf einer gleichnamigen Magisterarbeit, die im Januar 2008 in der Japanologie der FU Berlin bei Frau Professor Blechinger-Talcott (Erstkorrektur) und Frau Professor Hijiya-Kirschner (Zweitkorrektur) eingereicht wurde. Dass diese Arbeit angesichts der insgesamt sehr spärlichen Literatur zu dem Thema überhaupt möglich war, ist einem vom DAAD geförderten, dreimonatigen Forschungsaufenthalt an der Universität Tōkyō zu verdanken.

Phänomen Dōjinshi

“I spent two days at Super Comic City. But an American intellectual property lawyer probably would not have lasted more than 15 minutes. After cruising just one or two aisles, he would have thudded to the floor in a dead faint.”

(Daniel H. Pink. In: Wired 15.11)

Seit Jahren finden japanische Comics (Manga) und Animationsfilme (Anime) weltweit ihre Leser und Zuschauer. Eines ihrer interessantesten Phänomene ist, dass junge Menschen überall auf der Welt sich kreativ mit ihnen auseinandersetzen, wie etwa durch das Schneiden von Kostümen, die Erstellung von Fansites oder das Zeichnen im „japanischen“ Stil. Für mich als Japanologen ist vor allem interessant, welche Aktivitäten japanische Fans selbst entfalten. Wer sich hier etwas umschaute, wird ganz schnell auf die als „Dōjinshi“ bezeichnete Eigendruckzeugnisse stoßen. Das Wort selber ist eine Abkürzung des Begriffes *dojin zasshi* (Zeitschriften von Gleichgesinnten), den

traditionellen Zeitschriften literarischer Zirkel in Japan, und bezeichnet Zeitschriften und Druckerzeugnisse im Eigenverlag.¹

Dōjinshi sind heute in der Mehrheit (aber nicht ausschließlich) zwischen 20 und 50 Seiten dicke Amateur-Manga im Format B5. Sie werden von sogenannten Zirkeln produziert und auf Fachmessen, in Fachgeschäften oder über den Versandhandel verkauft. Die Auflagen der um die 300 bis 800 Yen (derzeitiger Kurs: 100 Yen = 60 Cent) teuren Dōjinshi können von einer Handvoll Exemplaren bis zu mehreren zehntausend reichen.

Wer als unbedarfter Europäer oder Amerikaner in Japan auf eine öffentliche Dōjinshi-Verkaufsmesse geht, dürfte nicht nur von den vielen Besuchern überrascht sein, sondern auch von der sehr liberalen Auffassung, die viele Aussteller vom Urheberschutz haben. Der Großteil der dort verkauften Dōjinshi sind nämlich sogenannte „Parodie-Dōjinshi“ (*parodi dōjinshi* パロディ同人誌), die scheinbar schamlos und ohne Skrupel aus populären Manga, Spielen oder Filmen bekannte Figuren und Motive nutzen. Oft haben sie sexuelle oder andere völlig von der Vorlage abweichende Inhalte.

Ein derartiger Zustand wäre in Europa oder in den USA absolut undenkbar. Selbst bei nichtkommerzieller Nutzung und geringer Verbreitung können unpassende Inhalte schnell eine Abmahnung durch den Urheber zur Folge haben. Wie kann es daher sein, dass es ausgerechnet im Industrieland Japan, das seine Urheberrechte auch international gerne rigide durchsetzt², möglich ist, derartige Parodie-Dōjinshi zu produzieren und für Geld zu verkaufen? Haben die Rechteinhaber etwa besondere Gründe, sie gewähren zu lassen?

Der Dōjinshi-Markt

Als die Dōjinshi-Verkaufsmesse „Comic Market“ 1975 das erste Mal stattfand, hatte sie gerade einmal 32 Zirkel und 700 Teilnehmer. Heute

¹ Das Wort selber ist auch in Deutschland in der Fanszene geläufig, jedoch fast ausschließlich als Synonym für Fan-Manga. Es gibt sogar auf der Leipziger Buchmesse einen eigenen Dōjinshi-Bereich.

² So forderte die japanische Regierung über das Außenministerium (MOFA) in einer offiziellen Erklärung am 18.10.2007 die USA auf, mehr gegen Raubkopien von Anime zu unternehmen.

ist sie die größte dieser Messen und zählte im Sommer 2007 35.000 Zirkel und 550.000 Besucher. Verkaufsmessen wie sie waren Mitte der 70er eine Revolution für die Dōjinshi. Während sie früher nämlich nur innerhalb formeller Zirkel zirkulierten, entstand mit den Verkaufsmessen ein offener Markt für diese, was zu einem Boom der Szene führte.

Zwar rekrutierten Firmen aus dem Manga- und dem Anime-Bereich daraufhin talentierte Fans und produzierten selbst ähnliche Produkte³, was der Dōjinshi-Szene anfangs einen schweren Schlag versetzte, doch künstlerische Innovationen und technische Entwicklungen verhalfen ihr immer wieder zu neuen Booms. Hier spielten besonders die Parodie-Dōjinshi eine große Rolle, denn sie hatten keine direkte Konkurrenz durch professionelle Produkte.

Heute kann man Dōjinshi längst nicht mehr nur auf Druckwaren reduzieren. Mit dem Aufkommen der Personal-Computer Ende der 80er sind nicht nur digitale Dōjinshi, sondern auch selbst kreierte Computerspiele und Musik zu einem festen Bestandteil der Szene geworden.⁴ Populäre Dōjin-Produkte erreichen heute ähnliche Verkaufszahlen wie Profi-Titel und sind weit über die Szene hinaus bekannt. Heute ist die Comic Market zudem die wohl größte regelmäßig veranstaltete Messe in Japan und landesweit sollen laut Nomura Research Institute etwa 800.000 Menschen (2005: 63) Dōjinshi produzieren.

Der Dōjinshi-Markt weist zahlreiche Merkmale eines formalen Marktes auf. Neben den Messen dienen Fachgeschäfte als öffentliche Verkaufsräume für Dōjinshi, Hunderte spezialisierte Druckereien leben als eine Art Zulieferindustrie von diesem Markt und sogar regulative und institutionalisierende Tendenzen durch große Messen und Verbände sind zu beobachten.⁵ Dabei befindet sich fast der gesamte Markt in einer rechtlichen Grauzone: Denn der Großteil der Dōjinshi wird von den umstrittenen Parodie-Dōjinshi ausgemacht.

³ Beispielsweise verdrängten ab Ende der 70er Jahre zunehmend professionelle Anime-Fachzeitschriften die bis dahin in Fankreisen populären Anime-Fanzines.

⁴ Von daher wäre der Begriff Dōjin-Produkte eigentlich eher angebracht, wir bleiben aber beim bekannteren Begriff „Dōjinshi“.

⁵ Beispielsweise die seit 2000 bestehende „Landesweite Verbindungskonferenz der Dōjinshi-Verkaufsmessen“ (*Zenkoku dōjinshi sokubaikai renrakukai* 全国同人誌即売会連絡会, <http://sokubaikairenrakukai.com>).

Bedeutung des Dōjinshi-Marktes

Die große Zahl der in der Dōjinshi-Szene aktiven Menschen bedeutet ein in dieser Größenordnung einmaliges Potential an Nachwuchskünstlern. Laut einer Untersuchung des japanischen Wirtschaftsministeriums METI 2004, hat jeder zweite Manga-Zeichner in seinem Leben Dōjinshi verkauft. Viele Zeichner sind auch nach ihrer Professionalisierung noch in der Szene aktiv.

Für die Manga-Verlage bedeutet dies, dass sie dort aktiv nach neuen Talenten suchen können, statt passiv auf Bewerbungen zu warten. Diese Suche wird auch dadurch erleichtert, dass anhand der angebotenen Dōjinshi bereits Qualität und Verkaufbarkeit tendenziell erkennbar sind. Angesichts des derzeit angespannten Manga-Marktes ein Potential, auf das kein Manga-Verlag in Japan verzichten kann.

Die Informalität und im Vergleich zum Manga-Markt geringe Größe des Dōjinshi-Marktes machen ihn zu einem geeigneten Ort für Experimente und neue Ideen. Trotz der stetig besser gewordenen Produktionsqualität und der ständig fallenden Produktionspreise konnten Dōjinshi nie direkt mit professionellen Produkten konkurrieren. Die Dōjinshi-Zirkel mussten daher immer Produkte anbieten, die von der professionellen Industrie nicht angeboten wurden. Viele in der Szene populär gewordene Stile wurden später von Firmen in abgeänderter Form für ein allgemeines Publikum adaptiert.

Der Parodie-Dōjinshi als komplementäres Fanprodukt

Parodie-Dōjinshi sind heute ein fester Bestandteil der Fan-Szene in Japan. Für die Firmen kann dieser Markt einerseits als eine Art „Barometer“ für das eigene Angebot dienen. Andererseits sind hier durch die im Vergleich zum professionellen Angebot überproportional hohen Preise und Anforderungen besonders die kaufstarken Fans verbreitet. Denn wenn jemand bereit ist, für 30 Seiten Fan-Manga 500 Yen zu bezahlen, so dürfte er auch Luxus-Ausgaben und andere Produkte seiner Lieblingsserie kaufen.

Parodie-Dōjinshi bieten den Fans eine Vielzahl an alternativen Darstellungsmöglichkeiten, die das Original nicht liefern kann. Fans

können sich dadurch über den reinen Konsum hinaus kreativ und kommunikativ mit ihrer Lieblingsserie auseinandersetzen. Parodie-Dōjinshi sind daher primär an Fans gerichtet, die mit der Vorlage vertraut sind. Ein Außenstehender wird einen Parodie-Dōjinshi kaum komplett verstehen können, da ihm die nötigen Kenntnisse fehlen. Es besteht hier also die Möglichkeit, dass die Parodie sogar die Neugier auf das Original weckt.

Die große Bedeutung der kreativen Eigenleistung bleibt aber die ganze Zeit über bestehen. Parodie-Dōjinshi sollen weder das Original kopieren noch ersetzen. Plagiate und Kopien werden in der gut informierten und vernetzten Szene nicht geduldet.⁶ Parodie-Dōjinshi verhalten sich zur Vorlage also nicht ersetzend (substitutiv), sondern ergänzend (komplementär). Sie grenzen sich ab von klassischen Urheberrechtsverletzungen wie Produktfälschung (Darstellung eigener Werke als das anderer), Raubkopie (unrechtmäßige Kopie geschützter Werke) oder Plagiat (Darstellung fremder Werke als eigene).

Die Reaktion der Firmen

Für eine kreative Unterhaltungsindustrie die Manga-Industrie sind Urheberrechte essentiell für ihre Existenz. Sie kann daher gegen Verletzungen ihrer Rechte entschieden handeln und schreckt auch vor rechtlichen Schritten nicht zurück. Parodie-Dōjinshi haben für die Firmen bzw. für die die Urheberrechte innehabenden Manga-Zeichner und -Autoren aber wie oben ausgeführt vor allem positive Eigenschaften und sind darüber hinaus seit Jahrzehnten fester Bestandteil der Fanszene.

Problematisch wird diese Situation erst, wenn die breite Öffentlichkeit involviert wird, denn öffentlich können kommerziell gehandelte Parodie-Dōjinshi von den Firmen nicht geduldet werden. Dieses Problem wird besonders durch das Wachstum des Dōjinshi-Marktes und der Internationalisierung der Manga-Industrie verstärkt.

⁶ So werden etwa der populären Dōjinshi-Zeichnerin Shinagawa Kaoruko (品川かおるこ) seit Jahren Plagiate vorgeworfen. Zahlreiche Webseiten beschäftigen sich ausschließlich mit den Indizien zu dem Thema, und auf dem bekannten BBS-Portal 2channel gab es seit dem 7. Juli 2003 insgesamt 62 Threads dazu (Stand: Dezember 2007).

Öffentlicher Druck kann schließlich die Firmen zwingen, aktiv zu werden.

Der bekannteste Fall ist der „Pokemon-Fall“ von 1999, als der Spiele-Hersteller Nintendo eine Fanzeichnerin wegen Urheberrechts-Verletzungen an der Marke Pokemon anzeigte. Sie wurde verhaftet, was große mediale Aufmerksamkeit und Fanproteste auslöste. Als Auslöser wird die starke Positionierung der Marke in den USA vermutet (Mehra 2002). Ein weiterer Grund dürfte sein, dass bis dahin die Kenntnis von Parodie-Dōjinshi⁷ vor allem bei größeren Medien-Konzernen nicht überall verbreitet war. Dem Fall folgten weder eine Flut weiterer öffentlicher Fälle⁸, noch eine signifikante, daraus resultierende Abnahme oder Verfolgung von Pokemon-Dōjinshi. Dass 2006 schließlich der Verlag Shogakukan öffentlich gegen eine populäre Parodie-Dōjinshi vorging, lag daran, dass diese über die Fanszene hinaus bekannt geworden und der Verlag zu einer öffentlichen Reaktion gezwungen war.

Der Pokemon-Fall ist aus heutiger Sicht gesehen, möglicherweise ein Glücksfall für Dōjinshi-Szene und Manga-Industrie. Der Fall hat Aufmerksamkeit für die Urheberrechtsproblematik erzeugt und Grenzen für beide Seiten aufgezeigt. Schlussendlich zementierte er aber den Status quo der informellen Akzeptanz der Parodie-Dōjinshi. Die Hoffnung auf offizielle Richtlinien durch die Industrie hat sich bis heute jedenfalls nicht ergeben.

Fazit

Es gibt also zahlreiche interne wie externe Faktoren, die die Firmen davon abhalten, gegen Parodie-Dōjinshi vorzugehen. Sie dulden die Parodie-Dōjinshi, weil ein starres Bestehen auf die Einhaltung der jeweiligen Urheberrechte ihnen schlussendlich selbst mehr schaden als nützen würde. Es stellt sich jedoch die Frage, ob Regulierungen vonseiten der Firmen überhaupt notwendig sind. Die problematische Größe des Dōjinshi-Marktes könnte auch die Lösung sein. Schon

⁷ Trotz ihrer Verbreitung sind Dōjinshi noch immer ein spezielles subkulturelles Phänomen.

⁸ Es gab lediglich einzelne Fälle, in denen Firmen Zirkel informell kontaktiert haben, wobei die jeweiligen Hintergründe zu beachten sind.

lange gibt es Entwicklungen innerhalb des Dōjinshi-Marktes zu internen Regulierungen durch eigene Verbände und große Messen.

Ausgewählte Literatur

- Lam, Fan-Yi (2008): Schattenmarkt Dōjinshi – Amateur-Publikationen und die japanische Manga-Industrie. (Unveröffentlichte Magisterarbeit.)
- Mehra, Salil K. (2002): “Copyright and Comics in Japan: Does Law Explain Why All the Cartoons My Kid Watches are Japanese Imports?” In: *Rutgers Law Review*, Vol. 51 (87), S. 155–204.
- METI (2004): Komikku sakka no kyariapasuni kansuru ankēto chōsa kekka ni tsuite コミック作家のキャリアパスに関するアンケート調査結果について [Über die Ergebnisse einer Umfrage zum Karriere-Weg von Comic-Zeichnern].
- Nomura Research Institute (2005): Otaku shijō no kenkyū. Tōkyō: Tōyō Keizai Shinpōsha.
- Schodt, Frederik L. (1996): *Dreamland Japan. Writing on Modern Japan*. Berkeley: Stone Bridge Press.

Christlicher Sakralbau in Japan seit 1853

Beate LÖFFLER
TU Dresden

Im Sommer 2003, während ich in Tōkyō arbeitete, berieten sich meine männlichen Kollegen über Sinn und Nutzen einer Stellenausschreibung. Gesucht wurden *young caucasian males*, die als Priester in christlichen Hochzeitszeremonien fungieren sollten.

Ich empfand die Anzeige als merkwürdig. In meiner Vorstellung heiratet man entweder nur standesamtlich, wozu kein kirchlicher Beistand benötigt wird, oder zusätzlich kirchlich, was die Teilnahme eines Geistlichen automatisch einschließt. Da auch die Kollegen mehrheitlich verwundert reagierten, das Thema allerdings nicht vertieften, dachte ich jedoch nicht weiter darüber nach.

Zwei Monate später nahm ich Urlaub, um mir im Norden Japans moderne Architektur anzusehen; ich begann mit Andō Tadaos berühmter Kirche auf dem Wasser in Tomamu auf Hokkaidō. Ich besichtigte den Bau, machte eine Serie von Fotos und saß danach in der Lobby des daneben liegenden Hotels und fragte mich: Wer gibt so viel Geld für eine Kirche in der Mitte von Nirgendwo aus? Es schien unlogisch. Doch als ich meinen Blick durch die Halle schweifen ließ, sah ich ein weißes Brautkleid ausgestellt ... und verstand. Die „Kirche“ dient als Weddingchapel, ist kein Gottesdienstraum für eine christliche Gemeinde.

In den folgenden Monaten besuchte ich noch andere Bauten Andōs, darunter die Kirche mit dem Licht in Ibaraki (Ōsaka) und die Kapelle auf dem Rokkō-san (Kōbe): die erste eine protestantische Kirche, die zweite eine Weddingchapel.

In Raumorganisation und Material unterschieden sich Andōs Bauten nicht auffällig, liturgisch gehören sie verschiedenen Welten an. Wie konnte das passieren? Wie und warum wanderte das Zeichensystem christlichen Sakralbaus in eine profane Nutzung ab, ohne dass jemand in der westlichen Architekturpresse dies thematisierte? Und wie sehen eigentlich christliche Kirchen in Japan normalerweise aus?

Im Rahmen meines Promotionsprojektes erstelle ich eine handbuchartige Übersicht zum Kirchenbau in Japan während der letzten 150 Jahre, um einen Eindruck zu gewinnen, wie die abendländische Sakralraumtradition aufgenommen und akkulturiert wurde. Zudem stehen die japanischen Christen als Minderheitenreligion seit Wiedereinsetzen der Mission Mitte des 19. Jahrhunderts vor Herausforderungen im Umgang mit ihren Gottesdiensträumen, die sich in Folge der Säkularisation auch für Gemeinden des Abendlandes stellen. So können die japanischen Erfahrungen vielleicht einen Beitrag zur Weiterentwicklung des christlichen Sakralraums in Europa leisten. Und nicht zuletzt hinterfragt die Arbeit die Rezeption religiöser Symbolsysteme über Kulturgrenzen hinweg.

Mit Hilfe eines DAAD-Stipendiums reiste ich 2006 für sechs Monate durch das Land und besuchte 300 der ca. 7.000 Kirchen in Japan mit Schwerpunkt auf den Städten Sapporo, Sendai, Tōkyō und Yokohama, Ōsaka, Kyōto, Kōbe und Nagasaki. Ich erstellte mit Hilfe von Fotos, Skizzen und Fragebögen zur Entwicklung der Gemeinde eine Dokumentation von Bausubstanz und Geschichte, die jetzt als Datenbasis dient.

Die Studie ist dezidiert bauhistorisch angelegt, das Kapitel, das die Kirche als Bauwerk untersucht, definiert die Arbeit. Darin werden zunächst ca. dreißig ausgewählte Bauten ausführlich in Lage, Form, Baumaterial und Ausstattung beschrieben. Anschließend analysiere ich die baulichen Lösungen nach konstruktiven und stilistischen Kriterien sowie nach der liturgischen Organisation des Raumes. Besondere Beachtung finden dabei indigene Konzepte wie *genkan* und *tatami*-Boden sowie jene Unterschiede in der Gestaltung, die durch die konfessionelle Zugehörigkeit der Gemeinden bedingt sind.

Um dieses Kernstück herum sind drei weitere Kapitel gruppiert. Ganz traditionell vorangestellt ist ein historischer Abriss zur Geschichte der christlichen Mission in Japan, der im 16. Jahrhundert ansetzt und die Beziehung zwischen Religion und Politik bis zu Beginn des 21. Jahrhunderts nachzeichnet. Danach folgt eine ausführlichere Zusammenfassung der Missionsbemühungen der einzelnen christlichen Konfessionen, wie der russisch-orthodoxen und der römisch-katholischen Kirche, der protestantischen Kirchen und einiger indigener Bewegungen. Die Kirchen werden als soziale Organisationen betrachtet, deren Aktivitäten in enger Wechselwirkung mit der Gesellschaft stehen.

Ein weiteres Kapitel widmet sich der Kirche als Bauaufgabe, als Herausforderung für einen Architekten, und stellt drei Personen vor, die im 20. Jahrhundert einen Beitrag zur Ausbildung des japanischen Kirchenbaus leisteten. Zwei von ihnen, William Merrell Vories (1880–1964) und Karl Freuler (1912–2000), waren primär Missionare und machten ihr architektonisches Interesse zum Beruf, als vor Ort Planer für Sakralräume benötigt wurden. Der dritte, Antonin Raymond (1888–1976), war professioneller Architekt und einer der wichtigsten Vermittler zwischen westlicher Moderne und japanischer Bautradition. Jeder dieser Männer wird in einem biographischen Abriss eingeführt, an den sich eine Kurzbeschreibung ihrer Bauten anschließt. Den Abschluss bildet jeweils eine Analyse des Einflusses, welchen die Planer auf die Kirchenbauentwicklung in Japan nahmen.¹

Das letzte Kapitel widmet sich der Kirche als Zeichen, ihrer Rezeption und der Lesbarkeit ihrer Symbolik in Japan. Die Missionare brachten ihre Ideale von Kirchenbau als komplexes Bild mit sich und transportierten dabei auch Bedeutungsebenen, die nicht Bestandteil der Lehre sondern des regionalen Brauchtums ihrer Heimatregionen waren. Sie prägten in ihren jungen Gemeinden eine Vorstellung von Gottesdienstraum, die vielfach bis heute erhalten ist und nur zögernd hinterfragt wird. So wirken die christlichen Sakralräume für westliche Ausländer vertraut. Es bleibt aber zu fragen, wie weit ihre Bausymbolik innerhalb der nichtchristlichen japanischen Mehrheitskultur lesbar ist. Ist eine christliche Kirche in Japan westliche oder japanische Architektur, ist sie eigen oder fremd? Oder auch: soll sie eigen oder fremd sein?

Die Fragen interkultureller Kommunikation, die eher in den Aufgabenbereich der Ethnologie oder der vergleichenden Religionswissenschaft fallen, sind für mich methodologisch sehr schwierig zu greifen, so dass ich mich in diesem Kapitel nur drei stark architekturbezogenen Punkten widme: Welche Rolle spielt die Kirche im Stadtraum? Haben jene Bauformen, die eine Kirche in Europa oder Nordamerika als Kirche kenntlich machen in Japan die gleiche Bedeutung? Hast man sie adaptiert? Und schließlich: Wie kam es zur Entstehung der Weddingchapel und welche Rolle spielt sie in der Wahrnehmung des Christentums?

¹ Die Arbeit von Tetsukawa Yōsuke (1879–1976), der vor allem in der Präfektur Nagasaki viele Kirchen errichtete, konnte nicht berücksichtigt werden. Eine Besichtigung der weit verstreuten und oft abgelegenen Bauten hätte meine Zeit- und Finanzplanung gesprengt.

Die Arbeit am Text kommt gut voran und wird bis Ende des Jahres 2008 abgeschlossen sein. Um einen wissenschaftlichen Diskurs sowohl mit den japanischen Gemeinden und Denkmalexperthen als auch mit den amerikanischen Missionsforschern zu ermöglichen, halte ich es für sinnvoll, meine Ergebnisse auf Englisch zu publizieren. Zudem ist geplant, die Daten ins Internet zu stellen und über Stichworte auch in Japanisch und Englisch zu erschließen. Vielleicht ergibt sich dadurch eine zusätzliche Bearbeitung des Themas durch japanische Kollegen, die meiner Betrachtung des christlichen Sakralbaus eine andere Perspektive gegenüber stellen könnte.

Inhalt

Danksagung

1 Einleitung

2 Kirche als Organisation

2.1 Missionsgeschichte

2.1.1 Erste Mission 1549–1853

2.1.2 Zweite Mission 1853–1945

2.1.3 Dritte Mission 1945–

2.2 Konfessionen/Missionsgemeinschaften und deren Verbreitung seit 1853

2.2.1 Russisch-orthodoxe Kirche

2.2.2 Römisch-katholische Kirche

2.2.3 Protestantische Kirchen

2.2.4 Indigene Bewegungen

3 Kirche als Bauwerk

3.1. Baubeschreibungen

3.2. Auswertung der baulichen Lösungen

3.2.1 Formenkatalog

3.2.2 Material

3.2.3 Liturgische Gestaltung

3.2.4 Japanische Sonderlösungen

3.2.5 Konfessionelle Besonderheiten/Auffälligkeiten

4 Kirche als Bauaufgabe

- 4.3.1 William M. Vories
- 4.3.2 Antonin Raymond
- 4.3.3 Karl Freuler

5 Kirche als Zeichen

- 5.1 RAUM – Kirche und Stadt
- 5.2 FORM – Architektursymbolik
- 5.3 WAHRNEHMUNG – Kirche als Produkt: Hochzeitskapellen

6 Synthese und Zusammenfassung

7 ANHANG

- 7.1 Objektverzeichnis
- 7.2 Literatur und Quellen
- 7.3 Abbildungen

Nordkorea und Menschenrechte – Flucht als letzte Überlebungschance?

Irina MAIER
Universität Bonn

Seit Mitte der 90er Jahre wird die Anzahl der Flüchtlinge im chinesischen Grenzgebiet zwischen Nordkorea und China auf bis zu 300.000¹ geschätzt. Trotz der drohenden Gefahr einer Verfolgung durch den nordkoreanischen Staat, mehrjähriger Haftstrafen, Einweisungen in Arbeitslager sowie Hinrichtungen, werden wöchentlich Hunderte von Flüchtlingen durch chinesische Behörden nach Nordkorea zurückgeführt.

Um die Ursachen einer solchen Massenbewegung besser zu verstehen, ist es in erster Linie notwendig, auf die Entwicklung der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage des Landes einzugehen. Seit Mitte der 1980er Jahre wurde die nordkoreanische Volkswirtschaft mit einer Reihe von veränderten Bedingungen konfrontiert. Die Sowjetunion verlangte Devisen für ihre Exportgüter, die Nordkorea nicht liefern konnte. Dadurch brachen die Außenhandelsbeziehungen förmlich zusammen (mit Ausnahme jener zur VR China), wovon der Import von Erdöl, Maschinen, Technologie und Lebensmitteln stark betroffen war. Der nordkoreanische Energieimport ging seit 1990 auf etwa ein Viertel zurück, und der Import von Brennstoffen aus Russland sank um 94 Prozent. Der Energiemangel wirkte sich nicht nur auf die Schwerindustrie aus, sondern gleichwohl auf Bewässerung, Transportwesen und die Lebensbedingungen der Menschen.

Im Jahre 1994 folgte mit dem Tod des Gründers und der ideologischen Leitfigur des Landes, Kim Il Sung, ein weiterer Schock,

¹ Die Bestimmung einer verlässlichen Zahl der Flüchtlinge bleibt problematisch. Die meisten fliehen in die autonome koreanische Präfektur Yanbian, wo etwa 854.000 ethnische Koreaner mit chinesischer Staatsangehörigkeit leben. Da China sich weigert offizielle Daten zu veröffentlichen, beruft man sich auf die Daten der Hilfsorganisationen an der chinesischen Grenze bzw. Interviews mit den Betroffenen. Die Schätzungen variieren dabei zwischen 20.000 und 300.000. Mehr dazu in Joel Charny (2005): “Acts of Betrayal: The Challenge of Protecting North Korean Refugees in China”.

der die Regierbarkeit des Landes stark beeinflusste. Die Situation verschlimmerte sich durch eine Reihe von Naturkatastrophen, die zu einer besonders schweren Nahrungsmittelknappheit führten. Die Misswirtschaft der Regierung sowie die ständig wiederkehrenden Naturkatastrophen, einhergehend mit der landesweiten Hungersnot kosteten etwa 2 Millionen² Menschen das Leben. Für die betroffene Bevölkerung gab es nur wenige Möglichkeiten oder Strategien gegen den Hunger. Frauen ergriffen Maßnahmen um eine Schwangerschaft zu vermeiden oder trieben ab, manche Eltern gaben ihre Kinder weg oder verkauften ihre Töchter an Menschenhändler. Doch manche Familien begingen aus purer Verzweiflung Selbstmord. Auf der Suche nach Nahrungsmitteln bewegten sich unzählig viele Menschen durch das ganze Land.

Angesichts einer solchen humanitären Lage war das eigene Überleben einer der wichtigsten Beweggründe für die Flucht nach China. Seit Mitte der 90er Jahre überqueren bis zu 300 Nordkoreaner wöchentlich die chinesische Grenze. Trotz der harten Strafen bildeten neben dem Hunger Arbeitslosigkeit, der Tod von Familienangehörigen und Gesundheitsprobleme die treibende Kraft dieser Not zu entfliehen.

Trotz der wachsenden Flüchtlingszahlen reagierte die UN-Menschenrechtskommission relativ spät, verabschiedete jedoch 2003 auf Drängen der EU eine Resolution zu schwerwiegenden Menschenrechtsverletzungen in Nordkorea. Außer einer stärkeren Sensibilisierung der Öffentlichkeit zeitigte die Resolution so gut wie keine Erfolge. Die nordkoreanische Regierung weigerte sich zu kooperieren und verweigerte seit 2004 den UN-Sonderberichterstattern, die die Menschenrechtssituation im Land untersuchen sollten, den Zugang ins Land.

Welche Perspektiven bleiben nun einem Menschen, der es trotz der drohenden Gefahren geschafft hat, die Grenze zu überqueren? In China hat ein nordkoreanischer Flüchtling den Status eines „Wirtschaftsflüchtlings“, der seine Heimat freiwillig aus ökonomischen Erwägungen in der Hoffnung auf eine Verbesserung seiner

² Schätzungen bezüglich der Sterblichkeitsrate während der Hungersnot ergaben sich aus den Beschreibungen der Flüchtlinge, die von Forschern und Hilfsorganisationen erfasst und rekonstruiert wurden. Der USAID Beauftragte Natsios (2001) spricht von 15 Prozent der Bevölkerung, Haggard und Noland (2007) verweisen jedoch auf die problematische Erfassung verlässlicher Zahlen und gehen anschließend von 600.000 bis 1 Million Toten (3–5 Prozent) aus.

Lebenssituation verlassen hat. Das heißt, er hält sich illegal im Lande auf, hat kein Recht auf Asyl und kann mit sofortiger Wirkung aus dem Land ausgewiesen werden. Die Genfer Konvention von 1951 zur Rechtsstellung der Flüchtlinge, die auch China unterzeichnet hat, erwähnt den Schutz der Flüchtlinge vor staatlicher Verfolgung aufgrund von Rasse, Religion, Nationalität und politischer Meinung, bietet jedoch einen breiten Interpretationsspielraum zur Definition des rechtlichen Status im Falle nordkoreanischer Einwanderer. Trotz internationaler Übereinstimmung infolge der UN-Resolution von 2003, den nordkoreanischen Flüchtlingen den Rechtsstatus Asylbewerber zuerkennen, beharrt China auf seiner Interpretation, sie seien „Wirtschaftsflüchtlinge“.

Einem gewöhnlichen Menschen stehen nur begrenzte Perspektiven zur Auswahl. Nach der Überquerung der Grenze flüchten viele in die Kriminalität, vor allem Männer brechen in Wohnhäuser nahe dem Grenzgebiet ein, um das Ergatterte zurück nach Hause mitzunehmen. Durch die Aussichtslosigkeit ihrer Lage und durch die Verzweiflung, in der sie sich befinden, sind Mord und Totschlag nicht auszuschließen. Im nördlichen Teil des Grenzgebietes leben etwa ein bis zwei Millionen ethnische Koreaner, was den Nordkoreanern die Möglichkeit bietet, relativ leicht unterzutauchen. Einige bekommen Unterstützung von Hilfsorganisationen oder aus Teilen der koreanischen Bevölkerung in China. Doch die tagtägliche Angst, von chinesischen Behörden festgenommen und nach Nordkorea deportiert zu werden, verfolgt jeden einzelnen nordkoreanischen Bürger. Nur wenigen gelingt es über Botschaften oder Drittstaaten, das Land zu verlassen und in seltenen Fällen Südkorea zu erreichen. Die meisten bleiben in China. Männer betätigen sich hauptsächlich landwirtschaftlich in weit entfernten ländlichen Gebieten. Einige von ihnen kehren nach Nordkorea zurück, wenn es ihnen gelungen ist, etwas zur materiellen Unterstützung zu erwerben. Im Vergleich zu den Männern haben Frauen „bessere“ Aussichten in China (die Relation zu Männern liegt bei 14 zu 1). Menschenhändler vermitteln Beziehungen mit chinesischen Männern, die die koreanischen Frauen zum Teil jedoch misshandeln, aber andererseits stellt diese Art der Fluchtmöglichkeit für die meisten die einzige Überlebenschance dar. Die überwiegende Mehrheit ist dem Schicksal der Prostitution ausgesetzt. Kinder gehen monatelang nicht aus dem Haus und auch nicht in eine Schule, um nicht entdeckt zu werden. Die ständige Trennung von den Eltern oder das Betteln auf den Märkten, das mit der Gefahr einer sofortigen Ver-

haftung verbunden ist, bleiben die Norm im Alltag der jungen nordkoreanischen Flüchtlinge.

Die Reaktionen und Positionen der internationalen Gemeinschaft auf die Menschenrechtslage in Nordkorea sowie die Situation der Flüchtlinge weisen vor dem Hintergrund jeweiliger Staatsinteressen einige Unterschiede auf. Die Außenpolitik Südkoreas, Chinas und der USA im Hinblick auf Nordkorea nehmen eine zentrale Rolle in der Untersuchung der Auswirkungen auf die nordkoreanische Menschenrechtssituation ein.

Das südkoreanische Vereinigungsministerium äußerte sich 2003 ausdrücklich gegen jede Förderung einer Massenflucht, die eine Destabilisierung Nordkoreas zur Folge haben könnte. Während der Sonnenscheinpolitik (seit 1998) des südkoreanischen Präsidenten Kim Dae Jung geriet die Aufmerksamkeit, die man seit Anfang der 1990er Jahre der Situation der Menschenrechte in Nordkorea widmete, stark in den Hintergrund südkoreanischer Nordkoreapolitik. Man argumentierte, dass eine direkte Stellungnahme zu Menschenrechtsverletzungen in Nordkorea sich nachteilig auf den Aussöhnungsprozess der beiden Länder sowie auf die Resolution des Atomwaffenprogramms auswirke. Außerdem hätten humanitäre Hilfe und die Versorgung des Landes mit Hilfsgütern eine höhere Priorität, die nur mit dem Aufbau freundschaftlicher Beziehungen umsetzbar sei. Die enge wirtschaftliche Zusammenarbeit mit der VR China, lässt der südkoreanischen Regierung begrenzte Möglichkeiten die Flüchtlingspolitik zu beeinflussen.

Was China anbetrifft, hängt die konsequente Verweigerung des Flüchtlingsstatus für die Nordkoreaner mit politischen und ökonomischen Erwägungen zusammen. China ist nicht an einem Zusammenbruch Nordkoreas interessiert, der zu einer Destabilisierung und weiteren Massenfluchtbewegungen führen würde. Außerdem bildet Nordkorea eine Pufferzone, die großzügig mit Nahrung und Öl versorgt wird um direkten Kontakt mit den USA zu vermeiden. Solange sich ihre Zahl in Grenzen hält, erhalten Botschaftsflüchtlinge von der chinesischen Regierung eine Ausreiseerlaubnis in Drittstaaten. Dies passiert jedoch in den meisten Fällen auf Druck der Öffentlichkeit und der Medienpräsenz.

Bereits in den 70er Jahren, als die Menschenrechtspolitik stark in den Vordergrund der US-amerikanischen Außenpolitik trat, bezeichnete Washington die nordkoreanische Regierung als eines der

repressivsten Regime weltweit. Im Zentrum der US-Außenpolitik steht die Problematik der Massenvernichtungswaffen, was zu umfassenden Handelssanktionen geführt hat. 2004 verabschiedete der US-Kongress ein Gesetz zur Menschenrechtslage in Nordkorea, für das 24 Millionen Dollar an Hilfe vorgesehen waren und mit dem Bedenken der amerikanischen Regierung bezüglich der Menschenrechtsverletzungen innerhalb sowie außerhalb Nordkoreas zum Ausdruck gebracht werden sollten. Das Gesetz erwies sich als wirkungslos, da die erwähnten groß angelegten Hilfsprogramme China provozieren und somit zur Beendigung aller Hilfsaktivitäten entlang der Grenze führen würden. Gegenwärtig beschränken sich die USA im Bereich der Menschenrechtsfragen gegenüber Nordkorea auf eine stille Diplomatie unter Ausschluss der Öffentlichkeit und auf begrenzte und geheime Unterstützung von Hilfsorganisationen in China.

Aufgrund der Menschenrechtslage und der katastrophalen humanitären Situation in Nordkorea ist es notwendig, das Land stärker in die internationale Gemeinschaft zu integrieren. Dabei sollten der friedliche Annäherungsprozess und Vertrauensaufbau als wegweisendes Instrument der internationalen Politik dienen. Die deutlichen Erfolge der friedlichen Diplomatie zeigen bereits erste Früchte. Die USA haben Nordkorea kürzlich von der Liste der Terrorunterstützer gestrichen, da Nordkorea auf dem Wege der Verhandlungen sein Atomwaffenprogramm offenlegte. Allein mit Diplomatie lassen sich stabile Beziehungen und Vertrauen mit Nordkorea aufbauen, die die Menschenrechtspolitik auf eine weitere Stufe bringen werden. Dabei sollten vor allem die USA künftig ihre einflussreiche Position stärker für die Verbesserung Menschenrechtssituation einbringen.

Literatur

- Charny, Joel (2005): *Acts of Betrayal: The Challenge of Protecting North Korean Refugees in China*. Washington, DC: Refugees International
- Frank, Rüdiger (2005): Nordkoreas Wirtschaft. In: T. Kern/P. Köllner (Hg.): *Südkorea und Nordkorea. Einführung in Geschichte, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft*, Frankfurt: Campus, S. 235–257

- Haggard, Stephan und Noland, Marcus (2007): *Famine in North Korea. Markets, Aid, and Reform*. New York: Columbia University
- Kim, Suk-woo (2008): North Korean Human Rights and South Korea-U.S.-Japan Relations. In: *Korea Focus* 16, 1, S. 107–121
- Maretzki, Hans (2005): Nordkoreas Außen- und Sicherheitspolitik. In: T. Kern/P. Köllner (Hg.): *Südkorea und Nordkorea. Einführung in Geschichte, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft*. Frankfurt: Campus, S. 258–278
- Natsios, Andrew S. (2001): *The Great North Korean Famine*. Washington, DC: US Institute of Peace

„Mobilität“ der Identität
Kritische Auseinandersetzung mit der deutschen
„Wiedervereinigung“ in Heinz Czechowskis literarischer
Ortsbeschreibung¹

MIYAZAKI Asako
Humboldt Universität zu Berlin

Das Phänomen der „Wiedervereinigung“ erweckte einerseits das erneute Zugehörigkeitsbewusstsein zum Nationalstaat, andererseits war die „Wende“ auch das Ereignis, durch das ein kollektives Subjekt der Ostdeutschen entstanden sein muss, das sich, auch wenn für kurze Zeit, mit keinem Staatssystem identifizieren lässt. Wie kam das kollektive Identitätsbewusstsein der Ostdeutschen, das nicht mehr von der institutionellen Basis der DDR geprägt, aber auch noch nicht in die BRD integriert war, zur Sprache? Konnte die Auseinandersetzung mit so einem instabilen Zustand trotz der wirtschaftlichen Schwierigkeiten eine kritische Perspektive gegenüber der Ordnung des Nationalstaates in die Öffentlichkeit bringen? Davon scheint in den herrschenden Diskursen nur selten gesprochen zu werden, in denen eine Polarisierung auf die offizielle, meistens staatlich geführte Aufarbeitung der SED-Diktatur und auf die Ostalgie in den Massenmedien zu beobachten ist. Einen alternativen Ansatz dazu bietet die Literatur. Als ein Beispiel dafür interpretiere ich Heinz Czechowskis Essay von 1991, in dem sowohl die Identifizierung mit der DDR als auch die mit der BRD vermieden wird.

Heinz Czechowski, der 1935 in Dresden geboren ist und in der DDR zum Dichter wurde, veröffentlichte diesen Essay unter dem Titel „Im Schatten des Denkmals“ in der Zeitschrift „neue deutsche literatur“. Mein Augenmerk ist auf den Ort des Erzählens gerichtet, der immer im Vergangenheitsbezug steht. Auffällig sind Vokabeln wie „Halbruine“, „Trümmer“ usw. Der Ort heißt Stötteritz, ein Stadtteil

¹ Das Thema dieses Beitrags bildet einen Teil des Problemfeldes der Erinnerung in der Nachwendeliteratur, mit dem ich mich in meinem Dissertationsprojekt zum Thema „Topographische Vergangenheitsbilder des sozialistischen ‚Ostens‘ in der Nachwendeliteratur“ beschäftige.

im Südosten Leipzigs, in dem das größte Denkmal in Deutschland, das „Völkerschlachtdenkmal“, steht.

Dieses Denkmal wurde von 1898 bis 1913 als Erinnerung an die dort gekämpfte Schlacht im Napoleonkrieg von 1813 erbaut. Die hundert Jahre, die von der Schlacht bis zur Einweihung des Denkmals vergingen, zwingen die Besucher nicht nur zur Erinnerung an die Schlacht und deren Tote, sondern auch zur Erinnerung an die Bewegung des völkischen Nationalismus, der den Bau des Denkmals verwirklichte. Auch die Erbauer, vor allem der „Deutsche Patriotenbund zur Errichtung eines Völkerschlachtdenkmal Leipzig“, der dafür Geld sammelte, beabsichtigten, dass das Denkmal nicht nur an die Völkerschlacht erinnern, sondern auch zur Reaktivierung des verloren geglaubten Gemeinschaftsgefühls unter den Deutschen veranlassen sollte.²

Der Erzähler in Czechowskis Text erinnert sich zwar sowohl an die Schlacht als auch an die Geschichte der Erbauung, aber nicht im Sinne der Absicht der Erbauer. Sondern diese wird kritisiert, gerade weil anlässlich der „Wiedervereinigung“ von 1990 die nationalistische Bedeutung, die das Denkmal am Anfang hatte, plötzlich an Aktualität gewinnt. Der Erzähler erkennt solch eine Stimmung und lehnt sie ab.

[...] ich hoffe sehr, das vereinte Volk möge es [das Denkmal] nicht noch einmal zum Symbol von Deutschlands Einheit und Größe erheben.³

So wird vor dem Nationalismus gewarnt. Das Wir, das der Erzähler verwendet, bezieht sich nicht auf die Gemeinschaft der Deutschen, sondern allein auf die Ostdeutschen: er sagt, „Wir *ehemaligen* DDR-Bürger“⁴. Das heißt jedoch nicht, dass er sich mit der DDR identifiziert. Der Anspruch der staatlichen Ideologie der DDR, sich mit dem sozialistischen „Arbeiter-und-Bauern-Staat“ zu identifizieren, wird für ungültig erklärt. Das Wir dieses Textes bezieht sich nicht auf einen Staat. Sein Zustand als Kollektiv ist so instabil, dass er als „Zustand der Schizophrenie“ bezeichnet wird.

² Peter Hutter: Die feinste Barbarei. Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig. Mainz (Philipp von Zabern) 1990, S. 84.

³ Heinz Czechowski: Im Schatten des Denkmals. In: ndl 9/1991, S. 58–59

⁴ a.a.O., S. 54.

Ist das der Zustand der Schizophrenie, in dem ich lebe, ein ehemaliger DDR-Bürger und doch noch kein Bundesbürger, obwohl doch Sachsen eines der fünf neuen Bundesländer ist, denen ich angehöre?⁵

Zwar erscheint es als eine notwendige Folge, dass sich bei den Ostdeutschen, vor allem der älteren Generationen, das Zugehörigkeitsbewusstsein als „Bundesbürger“ erst später als die juristische Vereinigung etabliert, zumal wenn diese viel schneller durchgeführt wurde als erwartet. Trotzdem ist es schwierig, diesen instabilen Zustand festzuhalten und sprachlich zu artikulieren, was dieser Text versucht. Der „Zustand der Schizophrenie“ wird hier nicht nur genannt, sondern auch in der Form des Textes verkörpert, der aus einem Prosateil und aus sieben in die Prosa eingefügten Strophenteilen besteht, womit das Ich des Textes in ein erzählendes Ich und ein lyrisches Ich geteilt wird. Der schizophrene Zustand kommt am stärksten in den fragmentarischen Versen zum Ausdruck, vor allem in der folgenden Stelle, wo selbst die Wörter zerteilt werden:

[...] Eigenheime, die
Ihre Erbauer vergaßen. Na-
Poleonstein, Mon-
Archenhügel: Geschichte
Als Wille und Vorstellung, die Welt.⁶

Zwei Wörter werden hier getrennt: „Napoleonstein“ und „Monarchenhügel“. Die beiden sind Neologismen und haben einen klaren Trennpunkt im Wort: Napoleon-Stein und Monarchen-Hügel. Im Gedicht werden sie jedoch anders entzweit. Die Trennung der Wörter sieht unnatürlich aus. Was ist die Funktion dieser Entzweiung der Wörter? Plastizität. Damit wird sichtbar, dass ein Wort andere Wörter enthält. Da „Napoleon“ jetzt in zwei Zeilen, in „Na“ und „Poleon“ getrennt wird, tauchen die Wörter wie „Pole“ oder „Leon“ auf, die in dem einen „Napoleon“ unterdrückt waren. Auch bei „Mon-Archenhügel“ treten die Wörter wie „Mon“ („mein“ auf Französisch) oder „Arche“ auf, sie beginnen ihre Anwesenheit zu behaupten. Die Bindekraft der Wortkonstruktion in „Napoleon“ und „Monarchen“ wird aufgehoben und die absolute Macht von Napoleon und dem

⁵ a.a.O., S. 56.

⁶ a.a.O., S. 54–55.

Monarchen wird nun von den Anderen, von „Polen“, von „Leon“ oder von der „Arche“, bedroht.

Diese plastische Auflösung des Wortes verkörpert auf der sprachlichen Ebene gerade die „Mobilität“, die der Erzähler direkt vor diesen Versen der „Identität“ gegenüberstellt. Dies passiert in Stötteritz.

Das Viertel, in dem die Wohnung lag, die *Höhle*, die wir jetzt zu verteidigen haben gegen die vom Westen Andrängenden, die bezahlen werden, was wir bald nicht mehr werden bezahlen können, war das Terrain, das uns unserer *Identität* versicherte, die wir nun mit einer *Mobilität* werden vertauschen müssen, die uns fremd ist.⁷

Die sprachliche „Mobilität“ ist auch in der Konstruktion der Verse sichtbar. Phrasen und Sätze sind oft in mehrere Zeilen geteilt, indem die Kommas und die Doppelpunkte nicht am Ende der Zeile, sondern meistens in der Mitte gesetzt werden, damit der fließende Verlauf der Sprache gesichert wird.

Auf der semantischen Ebene wird die „Mobilität“ durch die abwechselnde Wiederholung von Erinnerung und Vergessen erarbeitet. An der Stelle, wo „Napoleon“ und „Monarch“ aufgelöst werden, funktioniert so eine mnemotechnische Dynamik.

Das Schlachtfeld
Bebaut im Gründerzeitstil und
Mit Siedlungen: Eigenheime, die
Ihre Erbauer vergaßen. Na-
Poleonstein, Mon-
Archenhügel: Geschichte
Als Wille und Vorstellung, die Welt.
Eine brennende Kugel (auch sie
Erinnert an etwas, das
Ich vergaß). Auf dem Eis
Vor dem Bunker die Kinder von Breughel: Winterbilder,
Die an die eigene Kindheit erinnern, so fern,
Als hätte es sie
Niemals gegeben.⁸

⁷ a.a.O., S. 54.

⁸ a.a.O., S. 54–55.

In diesem lyrischen Teil werden die Verben „erinnern“ und „vergessen“ doppelt verwendet, und jedes Mal verwickeln sich Erinnerung und Vergessen. „Eine brennende Kugel“, das Objekt der beiden Verben, verkörpert Dinge, die wir immer vergessen, z. B. dass der Erdball eine „brennende Kugel“ ist, und diese verfremdende Erinnerung führt zur Erinnerung an „etwas“. Die Erinnerung nähert sich hier dem Vergessen. Auch Kindheitsbilder sind vage, „Als hätte es sie/Niemals gegeben.“ Dies bringt ans Licht, wie diskontinuierlich die Erinnerung ist.

Die Identität ist aber nichts anderes als das, was die Diskontinuität der Erinnerung eliminiert und deren Heterogenität nivelliert. Die „Mobilität“, die in diesem Text der Identität gegenübergestellt wird, ist deshalb dadurch zu gewinnen, dass man sich nicht nur daran erinnert, was man vergessen hat, sondern gleichzeitig auch daran, dass man es einmal vergessen hat. So werden der Gründungsmythos eines Staates oder die Geschichte eines „Volkes“ vermieden, die die heterogenen Vergangenheiten in eine fiktive Kontinuität bringen.

Diese „Mobilität“, die wir bisher sowohl in der sprachlichen Bewegung als auch in den diskontinuierlichen Erinnerungen gefunden haben, basiert in Czechowskis Text auf der Darstellung von Stötteritz. Der Stadtteil liegt „im Schatten des Denkmals“, so der Titel, wo die zwei historischen Vergangenheiten spürbar werden, nämlich die Zeit der Errichtung des Denkmals und die Zeit der DDR. Das sind die Vergangenheit des Nationalismus und die des Sozialismus.

Wenn der Erzähler die Geschichte vom Bau des Denkmals beschreibt, erinnert er sich auch an das, was in den Erzählungen des Vereinigungsmythos unterdrückt wird, nämlich an die Tatsache, dass die Sachsen 1813 auf der Seite Napoleons standen. Zwar hatte 1806 das Herzogtum Sachsen auf der Seite Preußens gegen Napoleon gekämpft, aber es trat dann dem Napoleonischen „Rheinbund“ bei, weil es verloren hatte. Das Herzogtum Sachsen wurde im Rheinbund zum Königreich Sachsen erhoben und beteiligte sich an den Kriegen im Jahre 1813 auf der Seite Napoleons, nun als Gegner Preußens. Diese sächsische Geschichte kollidiert mit der Vereinigungslegende, dass die Deutschen alle zusammen um die Befreiung von Napoleon gekämpft hätten, und wird oft unterdrückt (z. B. auf der Internetseite des Fördervereins Völkerschlachtdenkmal e.V.). Bei Czechowski wird das aber erwähnt, und sogar betont, durch den Ausdruck „Die Sachsen, die auch 1813 auf der falschen Seite standen“. Darin zeigt sich die Ironie des Erzählers, dass es die Sachsen „falsch“ machten, nicht nur

weil sie zu den Verlierern des Kriegs gehörten, sondern auch weil sie als „Deutsche“, die zusammen gegen Franzosen kämpfen sollten, einen ideologisch „falschen“ Weg nahmen.

Die andere Seite der „zwiespältigen Historizität“ ist die Vergangenheit des Sozialismus. In der DDR wurde das Völkerschlachtdenkmal zum Symbol für die brüderliche Beziehung der DDR mit der Sowjetunion. Diese Umdeutung basiert aber auch darauf, dass die Preußen und die Russen auf der gleichen Seite gegen Napoleon kämpften, und dass Preußen die Geschichte Deutschlands vertritt, obwohl das Denkmal in Sachsen steht. Diese DDR-Deutung wurde allerdings schon etwas früher als der Zusammenbruch der DDR ungültig, sagt der Erzähler.

Wichtig ist, dass bei Czechowski die Vergangenheit des Nationalismus und die des Sozialismus in Diskontinuität aufgerufen werden. Die Erzählung geht zwischen beiden hin und her, und so wird der Blickpunkt, der sich von beiden distanziert, gesichert. Die verschiedenen Vergangenheiten werden nicht in eine Geschichte integriert, sondern an einem Ort gesammelt, an dem Ort mit dem Denkmal. Bei Czechowski ist Stötteritz der Ort der Identitätsauflösung der Geschichte.

Das Ich des Textes kann sich im „Zustand der Schizophrenie“ auch nicht mit diesem Ort identifizieren. Der Erzähler gesteht sein ambivalentes Gefühl in Bezug auf Stötteritz und nennt es „Haßliebe“.⁹

Zum Schluss zeige ich, dass diese Kraft der Ent-Identifizierung von Stötteritz auf der Wortebene schon am Anfang des Textes verkörpert wird. Dort findet die Auflösung des Ortsnamens „Stötteritz“ statt.

Stötteritz (St. Otteritz), der Leipziger Höhenluftkurort des 18. Jahrhunderts, ist erstarrt; nichts pulsiert mehr bei minus 14 Grad im Schatten des Denkmals auf blutgedüngtem Boden. Das Dorf S., dessen Anger samt Marienkirche und Gutshaus noch zu sehen ist, war wie seine Nachbardörfer Mölkau, Baalsdorf, Holzhausen Zeuge *der Schlacht*, wenn auch nicht, wie diese, niedergebrannt.¹⁰ [Unterstreichung von A. M.]

⁹ a.a.O., S. 54.

¹⁰ a.a.O., S. 51–52.

Was den Ortsnamen Stötteritz zu „St. Ötteritz“ oder zu „Dorf S.“ macht, ist die Kraft der Identitätsauflösung, die in diesem Text eingesetzt wird. Ein Personennamen wie „St. Ötteritz“ hat nichts mit der Herkunft des Ortsnamens Stötteritz zu tun, der sich vermutlich von einem altsorbischen Wort für „seichter Acker auf Felsengrund“ oder Ähnlichem ableitet und aus dem etwa aus dem 14. Jahrhundert stammt.¹¹ „St. Ötteritz“ ist also ein neuer Name, einer, der sich erst als Folge der Teilung des Ortsnamens manifestiert, so wie „Pole“ und „Leon“ in „Napoleon“. Durch eine weitere Teilung tritt dann die Bezeichnung „Dorf S.“ auf, die an Anonymität gewinnt, und dennoch als Leipziger Stötteritz zu erkennen bleibt, das den Anger, die Marienkirche, das Gutshaus und das Denkmal hat und von den konkret benannten „Nachbardörfern“ umgeben ist.

Primärliteratur

Heinz Czechowski: Im Schatten des Denkmals. In: neue deutsche literatur, 9/1991, S. 51–59.

Sekundärliteratur

Peter Hutter: Die feinste Barbarei. Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig. Mainz (Philipp von Zabern) 1990.

Bernd Rüdiger u.a.: Stötteritz. Eine historische und städtebauliche Studie. Leipzig (Pro Leipzig) 1996.

Kirstin Anne Schäfer: Die Völkerschlacht. In: Etienne Francois, Hagen Schulze (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte. Bd. 2, München (C. H. Beck) 2001, S. 187–201.

¹¹ Ernst Eichler, Elisabeth Lea, Hans Walther: Die Ortsnamen des Kreises Leipzig. Halle (VEB Max Niemeyer Verlag) 1960, S. 89–90; Ernst Eichler. Slawische Ortsnamen zwischen Saale und Neiße. Ein Kompendium. Bd. III, Bautzen (Domowina-Verlag) 1994, S. 258.

„Jérôme Bel and Myself“

Interkulturelle Aspekte des zeitgenössischen Tanzes in Europa und Asien

NAKAJIMA Nanako
Freie Universität Berlin

Einleitung

Globalisierte Reisen im Tanz

Heute, wenn ich tanze oder einen Tanz kreierte, ist das nur eine Art von Reise, eine sehr komprimierte Reise, eine sehr konzentrierte Suche, eine Suche nach einem Zustand, der informiert.

William Forsythe¹

Seit langem reisen und wandern Künstler und Meister durch ganz Europa, um sich weiterzubilden. Während der Reise tauschen sie ihre künstlerischen Erkenntnisse miteinander aus um neue Techniken zu lernen. Das Zitat des erfolgreichen amerikanischen Choreographen William Forsythe zeigt, dass der interkulturelle Aspekt im Tanz immer noch eine wichtige Rolle spielt.

Auch im heutigen Tanz gibt es weiterhin Traditionen. Mit dem technischen Fortschritt werden Reisen von Künstlern immer häufiger und weiter. Es gibt verschiedene Anlässe für einen Künstler zu reisen: Das Artist-in-Residence Programm, internationale Tanzfestivals oder Messen, wie zum Beispiel die Association of Performing Arts Presenters (APAP) in Amerika oder Tokyo Performing Arts Market (TPAM) in Japan. Das Artist-in-Residence Programm bietet Künstlern die Gelegenheit, ein neues Stück unter interkulturellem Einfluss an anderen Orten zu schaffen. Durch die internationalen Festivals und APAP Sitzungen sind Tanzstücke auf dem Markt und zirkulieren in der Welt. Infolge dieser Zirkulation von Produktionen kann der Zuschauer den

¹ Odenthal, Johannes: „Paradigmenwechsel im Tanz. Ein Gespräch mit William Forsythe“, in: *Tanz Körper Politik, Texte zur zeitgenössischen Tanzgeschichte*, Theater der Zeit, Recherchen 27, Berlin 2005, S. 23.

Tanz anderer Künstler ansehen, ohne sich selbst bewegen zu müssen. Heutzutage sind die Bewegungen der tanzenden Körper im Zentrum der globalen Zirkulation und werden unter dem Einfluss des kapitalistischen Marktwerts als Ware ausgetauscht.

Dennoch gibt es immer eine Gefahr in der globalen Zirkulation des Tanzes. Johannes Odenthal schreibt darüber: „Die Gefahr des internationalen Kunstmarktes, vertreten durch die Biennalen und Festivals, ist eine fortgesetzte Politisierung oder Exotisierung von Kunst, um die Aufmerksamkeit für künstlerische Versuche marktgerecht zu erzeugen.“² In der Mitte dieser Gefahr reiht sich der postmoderne französische Choreograph Jérôme Bel mit seinem Tanzstück *Pichet Klunchun and Myself* ein. Im Unterschied zur bildenden Kunst sind das Material des Tanzes die Körper der Tänzer, deshalb reisen die Tänzer durch die Welt und stehen unter dem stärksten Einfluss der globalen Zirkulation. Der Tanzkritiker Gerald Siegmund drückt diese Gefahr für die Tänzer anders aus, nämlich als einen Stellenwert der Tanzkulturen: „... in *Pichet Klunchun and Myself* wird vor allem die Verflechtung des tanzenden Körpers mit der Kultur, in der er einen bestimmten Stellenwert hat, zum Thema.“³

„Pichet Klunchun and Myself“

2005 wurde Jérôme Bel mit dem Tanzstück *Pichet Klunchun and Myself* öffentlich bekannt. Er hat zusammen mit dem klassischen Thai-Tänzer Pichet Klunchun versucht, die Geschichte ihres Kennenlernens und den Dialog zwischen den verschiedenen Tanzkulturen zu dokumentieren.

Mit neugierigen Blicken stellen die zwei Tänzer sich gegenseitig viele Fragen: „What is your name? What is your profession? Are you married?“ Diese Form von Frage und Antwort ist eine Struktur des Stückes, denn sie ist der künstlerische Dialog. Bel fragt Klunchun, warum er Tänzer wird. Pichets Antwort überrascht ihn und er versteht

² Odenthal, Johannes (Hg.): *The Third Body. Das Haus der Kulturen der Welt und die Performing Arts*, Berlin 2004, S. 11.

³ Siegmund, Gerald: „Konzept ohne Tanz? Nachdenken über Choreographie und Körper“, in: Clavadetscher, R./Rosiny, C. (Hg.): *Zeitgenössischer Tanz: Körper – Konzepte – Kulturen. Eine Bestandsaufnahme*, Bielefeld 2007, S. 51–52.



Pichet Klunchun und Jérôme Bel in *Pichet Klunchun and Myself*, 2005.

© association R.B.

seine Antwort nicht wirklich: “Why did I become a dancer?” “I chose to become a dancer before I was born. I have three elder sisters in my family. Because a boy is very important in a Thai family, my parents went to the temple to pray to the statue for a son. And the statue at the temple gave them a son and I was born. When you get something from the statue, you have to pay him back by dancing. That is why I became a dancer.” Während des Stückes zeigt Klunchun den Maskentanz Khon, die älteste theatralische Tanzform. Er demonstriert die Symbole des Khon. Zum ersten Mal versteht Bel etwas aus Klunchuns Gesten der Hände und Füße, die im Khon Geschichten erzählen.

Bel zeigt hierbei Ausschnitte seiner Choreographie, in denen er sich überhaupt nicht bewegt. Klunchun versteht Bels abstrakte Idee des Tanzes nicht. Für Klunchun erklärt Bel seinen Tanz wie folgt: “In the West there is a big concept of the society of spectacles. The idea is that our daily life is full of entertainment and spectacles, for example, TV. This dance is the critique of the society of the spectacle because I do nothing, people come here and I supposed to do something and

people watch me or watch us. The fact that I do not do anything and stay here is the critique.”⁴ Normalerweise entwirft Bel seine Stücke nicht im Tanzstudio, sondern zu Hause am Schreibtisch. Deswegen sind seine Stücke mit einem klaren Konzept strukturiert und wurden von Kritikern als konzeptueller Tanz bezeichnet. Um Bels Tanz verstehen zu können, benötigen die Zuschauer den Kontext der europäischen Kunstgeschichte.

Tanz in Europa ist heutzutage nicht mehr etwas, was die Zuschauer einfach sehen und genießen. Tanz ist zu einer kritischen Kunstform des 20. Jahrhunderts geworden. Tanzgeschichte folgt der Geschichte der bildenden Kunst. Seit dem 18. Jahrhundert war die Zwecklosigkeit der bildenden Kunst, *l'art pour l'art*, eine Definition der „schönen“ Kunst. Das Kunstwerk wurde mithilfe der schönen Technik des Künstlers hervorgebracht. Dann gab es eine künstlerische Gegenbewegung: Readymade. 1917 bewarb sich Marcel Duchamp mit seinem Werk *Fountain* um Aufnahme in eine Kunstaussstellung. *Fountain* bestand aus einem kleinen Pissoirbecken, signiert mit dem Pseudonym R. Mutt 1917. Obwohl dieses Becken verkäufliche Fertigware war, wurde es als Kunstwerk gezeigt: Readymade. *Fountain* wurde von der Kunstaussstellung abgewiesen, doch Duchamp hatte auf viele Künstler großen Einfluss und bildete einen Wendepunkt der Theorie des Kunstwerkes. Ohne dass der Künstler die Technik beherrscht, konnte jedes Ding Kunst sein. Was im Vordergrund steht, ist ein Konzept des Stückes mit einem eigenen Kontext. Das ist der Anfang der konzeptuellen Kunst. Mit Duchamps *Fountain* wurde die bisherige schöne, zwecklos arrogante Kunst kritisiert. Gleichzeitig benutzte Duchamp die europäische Kunstgeschichte, um sein eigenes Konzept zu formulieren. Im Laufe der Zeit nähern sich alltägliche Dinge dem Kunstwerk.

Genauso wie Duchamp in der bildenden Kunst die Grenze zwischen Kunstwerk und Alltagsdingen überschreitet, näherte sich der Tanz alltäglichen Bewegungen oder keiner Bewegung.⁵ In der Regel ist die körperliche Aktivität der Tänzer eine Voraussetzung für Tanz, zum Beispiel für das westliche klassische Ballett. Aber im New York Judson Dance Theatre hat man bereits in den sechziger Jahren einfa-

⁴ Manchmal zitiert Bel damit Guy Debord und seine Schrift, *LA SOCIÉTÉ DU SPECTACLE*, 1967.

⁵ Vgl. Brandstetter, Gabriele: “Defigurative Choreography: From Marcel Duchamp to William Forsythe,” *TDR The Drama Review*, Vol. 42, No. 4. Winter, 1998, pp. 37–55; übers. von Marta Ulvaeus.

ches Laufen als Tanz gezeigt. Die Virtuosität der Tänzer ist dazu nicht mehr notwendig. Die schönen Tänzer mit ihrer wunderbaren Tanztechnik verschwinden im Tanz. Doch es gilt nicht als Tanz, wenn man sich nicht bewegt. Diesen Punkt der gesellschaftlichen Konventionen im europäischen Tanz thematisiert Bel und enttäuscht die Erwartung der Zuschauer. Seine Ansicht drückt er wie folgt aus: “People expect me to do the nicest thing. But that is what I do not want to give them. I do not want the performers to be better than the audience. I do not want the audience to admire the performers. I want to create something equal. It is not that performers are telling what to think to the audience, we are together working.” Dadurch, dass Bel die gesellschaftliche Idee des Tanzes als Spektakel kritisiert, demokratisiert er den Tanz. Diesen Kontext des westlichen Tanzes benutzt Bel, um das Stück *Pichet Klunchun and Myself* zu formulieren.

Auf eindringliche Weise inszenieren die beiden Tänzer die kulturellen Differenzen. Dabei spielen die Vorkenntnisse der Zuschauer eine entscheidende Rolle für die Identitätsbestätigung des Tanzstückes. Gerald Siegmund erklärt, „Thema von *Pichet Klunchun and Myself* ist demnach der Tänzer selbst in seiner Abhängigkeit vom System, das ihn innerhalb seiner Diskurse sprachlich und performativ als Tänzer allererst hervorbringt und zum sprechenden Subjekt macht.“⁶ Bei *Pichet Klunchun and Myself* ergibt sich, dass diese Tanzkulturen mit eigenen Vorkenntnissen und der Erinnerung der Zuschauer rechnen.

„Traditionell“ und „Zeitgenössisch“ – die Ökologie der Kulturen

Bel und Klunchun sprechen über das Traditionelle und Zeitgenössische. Klunchun hat sich als traditioneller Khon-Tänzer vorgestellt, Bel als zeitgenössischer Choreograph. „Traditionelles“ und „Zeitgenössisches“ im Tanz können zu einer parallelen Beziehung des Östlichen und Westlichen führen. Oft bezieht sich der westliche europäische Tanz auf „Zeitgenössisches“ oder „Modernes“. Bel erklärt das System seines zeitgenössischen Tanzes: “I am representing my society ... In the West, there is a group of people producing contemporary art. Those artists are looking for the new form to express the idea of

⁶ Siegmund, Gerald: „Konzept ohne Tanz? Nachdenken über Choreographie und Körper“, in: Clavadetscher, Reto/Rosiny, Claudia (Hg.): *Zeitgenössischer Tanz: Körper – Konzepte – Kulturen. Eine Bestandsaufnahme*, Bielefeld, 2007, S. 52.

today.” Im Zusammenhang mit den Zuschauern sind die Bedeutungen von „traditionell“ und „zeitgenössisch“ austauschbar. Obwohl Bel sein Stück als zeitgenössisch darstellt, ist aus Klunchuns Sicht Bel auch ein traditioneller Künstler, da sein Stück stark auf westlichem Tanzkonzept basiert.

Ein Problem sind die begrenzten Strukturen des europäischen zeitgenössischen Tanzes. Sie nehmen den Tanz anderer Kulturen nicht als zeitgenössische Tanzkunst wahr, sondern als traditionelle Tanzkunst einer anderen Kultur. Die nichteuropäischen Tänzer und Choreographen werden in Europa kaum als zeitgenössische Künstler akzeptiert. Während des Gesprächs hat Koffi Kôkô, Choreograph aus Afrika, über die begrenzten Strukturen des zeitgenössischen Tanzes diskutiert: „Wir haben mehrmals nachgefragt, den afrikanischen Tanz zu legalisieren, ihn als kulturelle Sprache zu etablieren. Aber die Strukturen des zeitgenössischen Tanzes nehmen den afrikanischen Tanz nicht als Kunst wahr. Das sei ein traditioneller Tanz einer anderen Kultur, keine Kunst. Einige Persönlichkeiten haben mir und den anderen weiterhin geholfen. Aber grundsätzlich wurden die afrikanischen Tänzer und Choreographen nicht als zeitgenössische Künstler akzeptiert.“⁷ Diese begrenzten Strukturen des zeitgenössischen und traditionellen Tanzes zeigen, was sich außerhalb und innerhalb der eigenen Kultur befindet. Etwas, das draußen ist, ist etwas Exotisches. Es gibt diese Exotisierung, das von draußen, nicht nur im Westen sondern auch im Osten, weil globalisierte Kulturpolitik in einer gleichgewichtigen und deshalb demokratischen Lage sein sollte.

Es ist nicht einfach sich von dieser Form der Kulturpolitik zu befreien. Doch *Pichet Klunchun and Myself* schlägt zwei positive Möglichkeiten vor. Zum einen versuchen Bel und Klunchun das Stück in einen anderen Kontext einzubetten. Weil Khon zum großen Teil als ein traditionell thailändischer Tanz historisch analysiert wurde, sieht es so aus, als ob Khon nur im Kontext des traditionellen thailändischen Volkstanzes diskutiert wird. In *Pichet Klunchun and Myself* versucht Bel, Klunchuns Interpretation des Khon als aktuelles Thema des zeitgenössischen Tanzes zu beschreiben. Dadurch, dass Bel Klunchuns Khon mit seinem Tanz vergleicht, versucht er sozusagen Klunchuns Khon aus seinem traditionellen Kontext herauszulösen und in einen anderen Kontext einzubetten. Die Tradition beschränkt die Anzahl der Zuschauer. Im Rahmen der traditionellen Tänze gibt es eine Kulturpolitik, mit der Fremde ausgeschlossen werden. Das Geheimnis

⁷ Odenthal, *Tanz Körper Politik, Texte zur zeitgenössischen Tanzgeschichte*, S. 66.

der traditionellen Tänze ist gleichzeitig auch ihre Beschränkung. In *Pichet Klunchun and Myself* versuchen Bel und Klunchun die beiden traditionellen Tänze aus den Grenzen der jeweiligen traditionellen Tanzgeschichte zu befreien. Indem jeder der Beiden den anderen Tanz mit eigenen Erkenntnissen übersetzt, wird der traditionelle Tanz demystifiziert und für alle Zuschauer innerhalb und außerhalb Europas und Asiens zugänglich gemacht.

So können die beiden Tanzkünstler durch die globale Zirkulation das Stück für alle Zuschauer zugänglich machen und durch die Vermittlung des Produzenten die „Ökologie der Kulturen“ verwirklichen.⁸ *Pichet Klunchun and Myself* wird nicht nur für das eigene, Bels, Publikum, geschaffen, sondern auch für das andere, das Publikum von Klunchun. Normalerweise wird interkulturelle Performance als ein Prozess des Fetischismus, und des Konsums der anderen Kultur dargestellt.⁹ Das ist ein Teil der Kulturpolitik. Dagegen schlug der Theaterwissenschaftler Rustom Bharucha eine „Ökologie der Kulturen“ vor, um das Problem der Interkulturalität zu lösen: “We have to get beyond the ‘use’ of other cultures for the assumed rejuvenation of our inner states of desiccation; instead, we need to develop a more heightened awareness of the ecology of cultures, whereby we do not enrich ourselves at the expense of others.”¹⁰ Im Gegensatz zur einseitigen Benutzung und der Konsumkultur gibt es einen freien Raum, den verschiedene Kulturen sich teilen, ohne ihn zu besitzen. Dazu ist es wichtig, dass interkulturelle Kunstwerke nicht nur beim eigenen Publikum, sondern auch beim anderen gezeigt werden. Interkulturelle Kooperation bedeutet, nicht nur Kunstwerke aus verschiedenen Kulturen zusammenzustellen, sondern auch das Rezeptionsmuster zu reflektieren. Ein Produzent aus Singapur, Tang Fu Kuen, hat Jérôme Bel und Pichet Klunchun gebeten, ein neues Stück für das Bangkok Fringe Festival zu schaffen. So wurde das Projekt *Pichet Klunchun and Myself* erstmals Ende 2004 in Thailand vor Publikum gezeigt. Bis jetzt wurde *Pichet Klunchun and Myself* schon an 60 Orten in 27 Ländern,

⁸ Bharucha, Rustom: *The Politics of Cultural Practice: Thinking Through in an Age of Globalization*, Hanover 2000, p. 159.

⁹ Vgl. Pavis, Patrice (Hg.): *The Intercultural Performance Reader*, London/New York 1996. Ich möchte auf die kritischen Diskussionen über interkulturelle Projekte von Ong Keng Sen aus Singapur aufmerksam machen.

¹⁰ Bharucha, *The Politics of Cultural Practice: Thinking Through Theatre in an Age of Globalization*, p. 159.

darunter Frankreich, Belgien, Korea, Iran und Singapur, aufgeführt und hat zu lebhaften Diskussionen geführt.¹¹

Ich möchte noch einen anderen Grund für den Erfolg dieser interkulturellen ökologischen Kooperation anführen. Der Produzent, Tang Fu Kuen spielt hierbei eine wichtige Rolle. Während einer Sitzung am TPAM hat er erklärt, dass er die Absicht habe, für dieses Projektes einen freien Raum anzubieten, um einen analytischen und kritischen Dialog zwischen zwei Kulturen fördern zu können.¹² Dazu ist es notwendig, einen freien Raum für das Treffen zu haben und Englisch als vermittelnde Sprache zu sprechen, genau das hat Tang Fu Kuen Jérôme Bel und Pichet Klunchun angeboten. Er kommt nicht aus Europa oder Thailand, sondern aus einem dritten Ort, Singapur. Weder er noch sein Land würden durch das Stück reicher. Doch er hat einen Zugang zwischen zwei Kulturen hergestellt und diesen erweitert. Obwohl Jérôme Bel und Pichet Klunchun sich treffen, um Ideen auszutauschen, lassen sie anderen freien Raum. Im Rahmen der Gesprächsperformance teilen sie, was sie füreinander tun. Diese Treffen basieren auf einer „Ökologie der Kulturen“. Durch Tang Fu Kuens Kuratorium mit weitreichenden Kenntnissen über politisierte Tanzgeschichten konnte diese interkulturelle Arbeit zur „Ökologie der Kulturen“ realisiert werden. Obwohl interkulturelle Arbeit mit Widersprüchen bedeutet¹³, sollte die Arbeit von Tang Fu Kuen als positives Ergebnis der Interkulturalität gewertet werden, auch wenn diese interkulturelle globale Kooperation nicht unserer landläufigen Denkweise entspricht. Es könnte sein, dass in der Zeit globaler Zirkulation die Produzenten nach und nach eine größere Rolle spielen werden als die Künstler.

Epilog

Positionierung als Zuschauer – „Jérôme Bel and Myself“

Der Titel dieses Tanzstückes lautet *Pichet Klunchun and Myself* und Myself bedeutet in diesem Fall Jérôme Bel. Ich bin der Meinung, dass

¹¹ Die Angaben sind gültig für den 15.12.2008.

¹² Protokolle der 13. Auflage von Tokyo Performing Arts Market (TPAM), 04. – 07. 03. 2008, S. 6. Vgl. <http://www.tpam.or.jp/2009/pdf/08report.pdf>

¹³ Odenthal, *The Third Body. Das Haus der Kulturen der Welt und die Performing Arts*, S. 11.

der Titel mehrere Bedeutungen impliziert. Erstens wurde das Tanzstück auf westliche Weise formuliert. Wie Gabriele Brandstetter erwähnt, ist die Gesprächsperformance und *Lecture demonstration* ein Kunstformat der westlichen Avantgarde und Postmoderne.¹⁴ Der Dialog ist Bels Schema und es ist Bels Stück. Aber der Titel zeigt eine weitere Bedeutung. Um Tanz verstehen zu können, muss man sich seiner eigenen Denkschemata bedienen. Die Position des Zuschauers formuliert das Tanzstück. Wie bereits erwähnt, basiert die Rezeption des Tanzes stark auf der lokalen Erinnerung und deren Rezeptionsmuster. Wir können nicht ignorieren, wie unterschiedlich sich jede einzelne Person fühlt, wenn sie Tanz betrachtet. Weil Tanz immer eine Reflexion des positionierten Subjektes ist, kann der Titel des Stückes nicht „Pichet Klunchun and Jérôme Bel“ lauten.

Die nächste Frage ist, wer den tanzenden Körper sieht. Als zeitgenössischer Tanz ist *Pichet Klunchun and Myself* deshalb nicht ein Objekt der Analyse, sondern ein Teil der Subjektbestimmung des einzelnen Zuschauers. Im Stück versucht Bel, die Grenzen zwischen Schauspieler/Tänzer und Zuschauer zu überschreiten. Genauso wie der Zuschauer existiert der Schauspieler einfach im Theater, ohne ein Spektakel vorzuführen. Es gibt keine Hierarchie zwischen Schauspieler und Zuschauer. Infolgedessen wurde auch Bel ein Zuschauer seines zeitgenössischen Tanzes. Als Zuschauer wie aktiver Teilnehmer ist Bel doppelt im Titel des Stückes zu finden: „Myself.“

Der einzelne Zuschauer als Subjekt denkt über sich selbst immer wieder nach: Wer bin ich und was sehe ich. Was ich (nicht) weiß und wie ich mich fühle, besteht aus dem, was ich gesehen habe. Das bemerke ich erst, wenn ich außerhalb Japans bin oder mich mit fremden Leuten treffe. So kommt es zur Erweiterung der eigenen Subjektbestimmung des Zuschauers. Identität lässt sich nicht a priori konstituieren, aber globalisierte Reisen erneuern meine bewegliche Identität. Authentizität der kulturellen Identität und Exotisierung-Orientalisierung/Kolonialismus waren die zwei Seiten einer Medaille. In der Zeit der Globalisierung ist die nationale und kulturelle Identität wie zum Beispiel „authentische Japanerin“ nicht mehr festgelegt. Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird durch globalisierte Reisen und grenzüberschreitende Kooperationen erstmals eine verflochtene Identität strukturiert.

¹⁴ Brandstetter, Gabriele: „Verflechtungen von Tanzkulturen“, in: Weiler, Christel/Roselt, Jens/Risi, Clemens (Hg.): *Strahlkräfte*, Festschrift für Erika Fischer-Lichte, Theater der Zeit, Recherchen 54, Berlin 2008, S. 24.

In dieser Zeit der Globalisierung ist *Pichet Klunchun and Myself* ein Teil meiner Subjektbestimmung. *Pichet Klunchun and Myself* als zeitgenössischer Tanz bietet mir an, die Rolle meiner Identität auswählen zu können. Dass ich für meinen Beitrag den Titel „Jérôme Bel and Myself“ gewählt habe, liegt daran, dass ich eine asiatische kulturelle Identität habe wie Klunchun und an meiner Positionierung in Europa. Ich komme aus Japan und bin in Europa, um mich mit Bel zu treffen. Ich projiziere mich auf Pichet Klunchun, der im Zwischenraum dem anderen gegenübersteht und versucht, gegen landläufige Vorstellung von „traditionell“ eine neue Identität in einer fremden Sprache zu kreieren, damit die Zuschauer über sich selbst nachdenken können. Ich bin ich: das ist nicht alles. Ich suche nach einer Antwort darauf, wie ich ich wurde. Als ich in Berlin *Pichet Klunchun and Myself* sah, öffnete das Stück etwas Bleibendes in mir. Das zeitgenössische Tanzstück fragt jeden Beteiligten nach der Positionierung des Subjektes. Deshalb habe ich den Titel „Jérôme Bel and Myself“ für meinen Artikel gewählt. Jérôme Bel selbst erklärt seine Sicht von dem unlösbares Problem des Tanzes zwischen Kulturen:

We happened to produce a kind of theatrical and choreographic documentary on our real situation. The piece puts two artists face to face who know nothing about each other, who have very different aesthetical practices and who both try to find out more about each other, and above all about their respective artistic practices, despite the abyssal cultural gap separating them.

Some very problematic notions such as euro-centrism, inter-culturalism, or cultural globalization, are issues defined all through the piece. These notions, which are so delicate to discuss can't be left out. The historical moment doesn't allow what is at stake here to be skipped over.

Jérôme Bel, Seoul, June 1, 2005¹⁵

¹⁵ Kommentare von Jérôme Bel:
<http://82.238.77.78/jeromebel/eng/jeromebel.asp?m=3&s=10&sms=5>

Literatur

- Bharucha, Rustom: *The Politics of Cultural Practice: Thinking Through Theatre in an Age of Globalization*, Hanover 2000.
- Brandstetter, Gabriele: „Verflechtungen von Tanzkulturen“, in: Weiler, Christel/Roselt, Jens/Risi, Clemens (Hg.): *Strahlkräfte*, Festschrift für Erika Fischer-Lichte, Theater der Zeit, Recherchen 54, Berlin 2008, S. 16– 27.
- Brandstetter, Gabriele: “Defigurative Choreography: From Marcel Duchamp to William Forsythe,” in: *TDR: The Drama Review*, übers. von Marta Ulvaeus, 42: 4, Winter 1998, pp. 37– 55.
- Clavadetscher, Reto/Rosiny, Claudia (Hg.): *Zeitgenössischer Tanz: Körper – Konzepte – Kulturen*. Eine Bestandsaufnahme, Bielefeld 2007.
- Lepecki, André: *Exhausting Dance: Performance and the Politics of Movement*, New York/London 2006.
- Martin, Randy: *Critical Moves: Dance Studies in Theory and Politics*, Durham 1998.
- Odenthal, Johannes (Hg.): *The Third Body. Das Haus der Kulturen der Welt und die Performing Arts*, Berlin 2004.
- Odenthal, Johannes: *Tanz Körper Politik, Texte zur zeitgenössischen Tanzgeschichte*, Theater der Zeit, Recherchen 27, 2005.
- Pavis, Patrice (Hg.): *The Intercultural Performance Reader*, London/New York 1996.
- Siegmund, Gerald: *Abwesenheit: Eine performative Ästhetik des Tanzes*. William Forsythe, Jérôme Bel, Xavier Le Roy, Meg Stuart, Broschiert, 2006.
- Protokolle und Manuskripte der 13. Auflage von Tokyo Performing Arts Market (TPAM) 4.–7. März 2008. YEBISU The Garden Hall/Room. <http://www.tpam.or.jp/2009/pdf/08report.pdf>

Nakajima Nanako wuchs in Tōkyō, Japan, auf. Ihren Master erwarb sie in Ästhetik und Theaterwissenschaften an der Seijo University und in Performance Studies an der New York University. Sie arbeitete als Tänzerin und Lehrerin für traditionellen japanischen Tanz an der Soke Fujima School, als wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Jacobs Pillow Dance Festival 2006 in Massachusetts sowie als Austauschdozentin an der Tisch School der Arts New York University 2006–2007. Zur Zeit ist sie als Doktorandin an der Freien Universität Berlin und organisiert dramaturgische Tanzprojekte in Berlin.

Das Zisterzienserkloster Orval

Die Gründung im Jahre 1131 und die Gründungslegende

OHNUKI Toshio
Universität Trier

Seit dem Beginn meines Aufenthaltes in Trier, also seit Oktober 2006, habe ich mich mit meiner Doktorarbeit beschäftigt, in der es um die mittelalterliche Geschichte der Zisterzienserklöster in der Trierer Kirchenprovinz, vor allem um ihre Schutzformen, geht. In diesem kurzen Beitrag werde ich ein Kloster exemplarisch, nämlich Orval im südlichen Belgien, beschreiben und die Probleme bei der Erforschung hinsichtlich der Gründung erklären, um dann die große Schwierigkeit, das Gründungsjahr zu bestimmen, und die sich daraus ergebenden heftigen Diskussionen beschreiben.

Das Mönchtum im Mittelalter

Das abendländische Mönchtum im Mittelalter ist stark von einer Regel geprägt, die Benedikt von Nursia (um 480–547/50) im 6. Jahrhundert für die Mönche der von ihm gegründeten Klöster schrieb.¹ Darin legt er die Verhaltens- und Lebensweise des Mönchs fest. So kann man definieren, dass der Mönch ein Mann ist, der nach der Benediktregel in Gemeinschaft zusammenlebt.² Das bekannte Schlagwort daraus lautet *ora et labora* (bete und arbeite). Der Mönch bemüht sich darum,

¹ Textausgabe der Benediktregel: *Benedicti regula*, hrsg. v. Rudolf Hanslik (Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum 75), Wien 1960; deutsche Übersetzung: *Die Benediktusregel* (lateinisch/deutsch), hrsg. im Auftrag der Salzburger Äbtekonferenz, Beuron 1992.

² Hier beschränke ich mich wegen der Komplexität des Themas und der andauernden Diskussion, die ich aus Platzgründen nicht näher ausführen kann, nur auf das männliche Mönchtum.

in Abkehr von der Welt zu beten und zu arbeiten, um die Nachfolge Christi bzw. der Wüstenväter in Armut, Keuschheit und Gehorsam anzutreten.³

Im Mittelalter wiederholten sich die Klosterreformen, die mehr oder weniger auf die asketische Lebensform der antiken Mönche zielten und jeweils mit neuen Impulsen das Mönchsleben von Neuem belebten.⁴ Diese Reformen wirkten gegen die Privatisierung der Klöster zu „Hausklöstern“ durch Adelsfamilien. Dadurch konnten die Klöster ihrer normalen Tätigkeit nachgehen und waren weder gezwungen, Abgaben an den Adel zu richten, noch sich dessen Seelsorge zu widmen. Eine wichtige, die verschiedenen Innovationskräfte mit sich bringende Reform war die Zisterzienserreform seit dem Ende des 11. Jahrhunderts. Die Bezeichnung „Zisterzienser“ geht auf den Namen ihres Ursprungsklosters Cîteaux (*Cistercium*) zurück. Von Cîteaux ausgehend wurden bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts ca. 340, bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts ca. 650 Tochterklöster europaweit gegründet.⁵ Die Zisterzienser lehnte, das ausschweifende Leben, das die Mönche bislang geführt hatten, ab und betonten die Rückkehr zum Grundprinzip der Benediktsregel, insbesondere zu *ora et labora*.⁶ Ihre Anziehungskraft war auch im Deutschen Reich (Römischen Reich) so groß, dass schon 1123 die erste Zisterzienserabtei Kamp im

³ Eine chronologische Erklärung zur Geschichte des Mönchtums seit der Spätantike bietet zum Beispiel K. Elm, Die Stellung des Zisterzienserordens in der Geschichte des Ordenswesens, in: Die Zisterzienser. Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit, Köln 1980, S. 31–40. Über die Geistigkeit der Zisterzienser, L. J. Lekai, Geschichte und Wirken der weißen Mönche. Der Orden der Cistercienser. Deutsche Ausgabe, hrsg. v. A. Schneider, Köln 1958, S. 155–157.

⁴ Vgl. W. Goetz, Kirchenreform und Inversiturstreit 910-1122, 2. aktualisierte Aufl., Stuttgart 2008.

⁵ I. Eberl, Die Zisterzienser. Geschichte eines europäischen Ordens, Stuttgart 2002, S. 47.

⁶ Die Zisterzienser positionierten sich im Kontext der Klosterreform gegen die Cluniazenser, die die Handarbeit, eine der wichtigsten Tätigkeiten des Mönchs, vernachlässigten und sich am ausschweifenden Leben orientierten. Daher wurden sie von den Zisterziensern heftig kritisiert. Bernhard von Clairvaux schrieb sein bekanntes Werk *Apologia*, in dem er Gewohnheiten der Cluniazenser kritisiert: *Sancti Bernardi Opera*, vol. III: *Tractatus et opuscula*, hrsg. v. J. Leclercq und H. M. Rochais, Rom 1963, S. 81–108; deutsche Übersetzung: Bernhard von Clairvaux, *Sämtliche Werke lateinisch/deutsch*, II, hrsg. v. G. B. Winkler, Innsbruck 1992, S. 145–201.

Erzbistum Köln gegründet wurde und Adlige eifrig und ununterbrochen Neugründung stifteten.

Das Zisterzienserkloster Orval und seine Gründung

Viele Klöster in West- und Mitteleuropa wurden im Sturm der Französischen Revolution säkularisiert oder zerstört. Ein Teil davon wurde restauriert, und nach dem Wiederaufbau versuchten Mitglieder einzelner Klöster parallel zur methodischen Entwicklung der akademischen Geschichtswissenschaft ihre eigene Geschichte zu verfassen. Wenn man mit der Untersuchung einer Klostersgeschichte anfängt, stößt man jedoch häufig auf Schwierigkeiten bei der Rekonstruktion der Gründungsgeschichte. Abgesehen von einigen Ausnahmen gibt es kaum Gründungsurkunden aus dem Mittelalter, die uns Gründungsdatum, geschenktes Land und Verhältnisse zu weltlichen bzw. geistlichen Herren mitteilen könnten.

Im Folgenden werde ich die Problematik und die zeitliche Einordnung der Klostergründung des Zisterzienserklosters Orval vorstellen, das im Jahre 1131 am westlichen Rand des Deutschen Reichs, in der heutigen Provinz Luxembourg in Belgien, gegründet wurde.⁷

Seit dem 19. Jahrhundert wurde die Gründungsgeschichte Orvals folgendermaßen beschrieben:

- 1) Zeit der Benediktiner (1070–um 1108)
- 2) Zeit der Regularkanoniker (1110–um 1130)
- 3) Zeit der Zisterzienser (1131/32–heute)

Demzufolge wäre Orval ursprünglich kein Zisterzienserkloster gewesen, sondern über 60 Jahre vor der Ankunft der Zisterzienser als Benediktinerkloster entstanden. Diese dreistufige Gründungsgeschichte stützt sich zumeist auf die frühneuzeitliche Geschichtsschreibung des 16. und 17. Jahrhunderts, die auch von einem Wunder Mathildes von Tuszien berichten, nach dem das Kloster „Orval“

⁷ Standardwerke zu Orval sind: P.-Chr. Grégoire, *L'abbaye d'Orval: au fil des siècles*, Metz 2002; N. Tillière, *Histoire de l'abbaye d'Orval*, 6. Aufl., Gembloux 1958.

benannt und sein Gründungsdatum auf ca. 1070 festgesetzt wurde. Daher muss zuerst auf diesen Wunderbericht eingegangen werden. Mathilde, die in dieser Tradition die Hauptrolle spielt, gilt als eine der wichtigsten Personen in der Geschichte des 11. Jahrhunderts. Da sie den Herzog von Lothringen heiratete und nach dem Tod ihres Ehemannes sein Erbe antrat, behielt sie großflächigen Besitz nicht nur in Oberitalien, sondern auch in Lothringen, wo sich das Kloster befindet. Aufgrund dieser Erbfolge wurde ihre Wundererfahrung möglich. Als Beispiel hier die kurze Zusammenfassung der Schilderung von Jean Bertels im Jahre 1595:

Nach dem Tod ihres Mannes und ihres Sohnes, der für sie sehr schmerzhaft war, besuchte sie mit ihrem Vasallen Graf von Chiny den Ort, wo später Orval gegründet wurde. Mathilde fand dort einen Brunnen und aus Unachtsamkeit fiel ihr ihr goldener Ring in den Brunnen. Sie war traurig und betete zur hl. Maria, der Schutzheiligen des Ortes. Darauf sprang aus dem Brunnen eine Forelle, die im Mund ihren Ring hielt. Aus Dankbarkeit nannte Mathilde diesen Ort „Orval“ (le Val d’or) stiftete ihn für die Klostergründung. Benediktinermönche wurden aus Kalabrien gerufen, und der Graf von Chiny wurde damit beauftragt, das neue Kloster zu schützen.⁸

Bemerkenswert ist der entscheidende Anteil Mathildes an der ersten Stufe, also der ersten Niederlassung der Benediktiner in diesem Tal. Wahrscheinlich beschrieben die Geschichtsschreiber in der Frühneuzeit mit dem Wunderbericht die Beziehung zwischen Mathilde und der Abtei, um so die geschichtliche Bedeutung und die Legitimität der Abtei als das wichtigste geistliche Zentrum des Landes zu stärken.

Die Gründungszeit des Klosters wurde also aufgrund dieser Beschreibung festgesetzt, und damit bezweifelte niemand bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts den oben genannten dreistufigen Gründungsprozess.⁹ Die Zuverlässigkeit der oben vorgestellten Tradition war nur von einer zeitgenössischen Quelle, der 1124 ausgestellten Urkunde, unterstützt worden, deren Original leider nicht überliefert ist und deren Authentizität daher aus dem Text selbst erschlossen werden muss. Aber auf einer Tagung 1968 hat der belgische Mittel-

⁸ Eine französische Übersetzung bietet Ch. und Chr. Grégoire, *Mathilde de Toscane et la légende d’Orval*, in: *Bulletin de l’Institut Archéologique du Luxembourg* (1967), S. 82–95, hier S. 84.

⁹ Dies spiegelt sich zum Beispiel in der Geschichtsschreibung der offiziellen Homepage der Abtei wider: http://www.orval.be/fr/FS_fr.html (Zugriff am 31. August 2008).

alterforscher G. Despy überzeugend nachgewiesen, dass die Urkunde im frühen 17. Jahrhundert gefälscht worden ist.¹⁰ Dies schloss er aus der ungewöhnlichen Urkundenformel, den Namensangaben usw. Seitdem ist die Beschreibung der Gründungsgeschichte schwierig, weil man aus den sonstigen mittelalterlichen Quellen nur schließen kann, dass Orval erstmals im Jahre 1131 von den Zisterziensern gegründet wurde.

Zwar besteht die Möglichkeit, dass den Geschichtsschreibern der frühen Neuzeit andere mittelalterliche, heute nicht mehr überlieferte Quellen zur Verfügung standen, dennoch ist es aus mediävistischer Sicht problematisch, aus dieser Tradition der Geschichtsschreibung die Wahrscheinlichkeit zu schließen.

Schluss

Wie oben gezeigt, ist es immer schwierig, die Gründungsgeschichte eines Klosters genau zu beschreiben, weil die Quellen im Mittelalter bzw. in der Frühneuzeit in der Regel wenig Beweiskraft haben. Mittelalterforscher müssen sich bei der Festsetzung des Gründungsprozesses darum bemühen, richtige Quellenaussagen von Fälschungen zu unterscheiden und daraus vorsichtig auf die Wahrscheinlichkeit des Ereignisses zu schließen.

Was bedeutet das für die heutige Situation Orvals? Wenn man die wirtschaftliche Situation des Klosters betrachtet, wird man dem Kloster die Richtigkeit der wissenschaftlichen Beweise nicht aufdrängen können. Hinsichtlich der heutigen Bierbrauerei Orvals ist die Tradition, insbesondere die Anekdote von Mathilde und der nach ihrem Namen benannte Brunnen, stark mit der Imagestrategie und Verkaufsförderung des Bieres verbunden. Auf dem Etikett der Bierflasche bzw. des Untersetzers ist eine Forelle mit dem goldenen Ring dargestellt (s. Abb.). Die Forelle springt aus dem Brunnen hinaus, in dem Mathilde angeblich ihren Ring verloren hat. So könnte einstweilen die Koexistenz von der vorsichtigen Interpretation der Mediävist-

¹⁰ G. Despy, *Cîteaux et l'avouerie: la dotation primitive d'Orval*, in: *Revue du Nord* 50 (1968), S. 113–114; G. Despy, *Cîteaux dans les Ardennes: Aux origines d'Orval*, in: *Etudes médiévales offertes à Edouard Perroy*, Paris 1973, S. 588–600.

ten und der Anwendung der nützlichen Tradition voll von Legenden fort dauern.

Literaturliste

- Benedicti regula, hrsg. v. Rudolf Hanslik (Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum 75), Wien 1960.
- Sancti Bernardi Opera, vol. III: Tractatus et opuscula, hrsg. v. J. Leclercq und H. M. Rochais, Rom 1963, S. 81–108.
- G. Despy, Cîteaux et l'avouerie: la dotation primitive d'Orval, in: *Revue du Nord* 50 (1968), S. 113–114.
- G. Despy, Cîteaux dans les Ardennes: Aux origines d'Orval, in: *Etudes médiévales offertes à Edouard Perroy*, Paris 1973, S. 588–600.
- I. Eberl, *Die Zisterzienser. Geschichte eines europäischen Ordens*, Stuttgart 2002.
- K. Elm, Die Stellung des Zisterzienserordens in der Geschichte des Ordenswesens, in: *Die Zisterzienser. Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit*, Köln 1980, S. 31–40.
- W. Goez, *Kirchenreform und Inversiturstreit 910-1122*, 2. aktualisierte Aufl., Stuttgart 2008.
- Ch. und Chr. Grégoire, Mathilde de Toscane et la légende d'Orval, in: *Bulletin de l'Institut Archéologique du Luxembourg* (1967), S. 82–95.
- P.-Chr. Grégoire, *L'abbaye d'Orval: au fil des siècles*, Metz 2002.
- L. J. Lekai, *Geschichte und Wirken der weißen Mönche. Der Orden der Cistercienser*. Deutsche Ausgabe, hrsg. v. A. Schneider, Köln 1958.
- N. Tillière, *Histoire de l'abbaye d'Orval*, 6. Aufl., Gembloux 1958.



Hansaviertel – Stadt von gestern, heute und morgen?

OTA Naotaka
Universität Tsukuba
TU Berlin, Stadt- und Regionalplanung

1. Einleitung – Stellenwert des Hansaviertels für Stadtplaner

Das Hansaviertel, das ca. 2 km westlich vom Brandenburger Tor liegt, wurde international bekannt durch die Internationale Bauausstellung 1957 „Interbau 57“. Diese war sowohl ein Versuch der moderner Stadtplanung in der Nachkriegszeit als auch eine Demonstration gegenüber dem Wiederaufbauprojekt in der Stalinallee (heute Karl-Marx-Allee) in Ostberlin. Anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der Interbau 57 gab es im letzten Jahr zahlreiche Ausstellungen und Diskussionen über die „aufgelockerte und gegliederte Stadt“.

In diesem Beitrag werden zuerst die folgenden fünf Fragen, die für Stadtplaner als sehr wichtig gelten, beantwortet.

- Welchen historischen Hintergrund hatte die Interbau 57?
- Wie wurde sie umgesetzt?
- Welche Botschaft hatte die Interbau 57?
- Wie entwickelte sich das Hansaviertel nach der Interbau 57?
- Welche aktuellen städtebaulichen Probleme gibt es?

Danach zeige ich die Ausgangspunkte für die Diskussion für „Stadt von morgen“ auf.

2. Interbau 57 – Entstehung der modernen Stadt und ihre Botschaft für eine „Stadt von morgen“

2-1. Vom bürgerlichen „Mietshaus“ zum modernen Stadtquartier

Nach der Gründung des Deutschen Reiches im Jahre 1871 nahm die Bevölkerung in der Reichshauptstadt drastisch zu. Zwar wurden die Bebauungsgebiete in Berlin schon Mitte des 19. Jahrhunderts durch den „Hobrechtplan“ auch außerhalb der Stadtmauer mit den hochdichten Stadtquartiere der „Mietskasernen“ weit ausgedehnt, aber durch die Einheit Deutschlands war das weitere Wachstum für Berlin gesichert.

Im Jahre 1872 fing die Berlin-Hamburger Immobilien AG an, die im Spreebogen westlich vom Schloss Bellevue liegende Wiese (Schöneberger Wiesen) nach historischem hanseatischen Vorbild zu entwickeln.¹ Das Hansaviertel hatte im Gegensatz zu den traditionellen Arbeitervierteln nördlich der Spree (z. B. Meyers Hof in der Ackerstraße) eine bessere Ausstattung und war zum Teil für Angehörige der gehobenen sozialen Schichten (Ärzte, Juristen, sowie Intellektuelle und Künstler etc.) konzipiert. Im Zweiten Weltkrieg wurde dieser Stadtteil aber durch die Luftangriffe zum großen Teil zerstört.

Der Wiederaufbau des Hansaviertels war eng mit dem städtebaulichen Konzept Berlins nach dem Krieg und den Wiederaufbauprojekten in Ost-Berlin verbunden. Die Zerstörung der Stadt bot den damaligen Stadtplanern² eine einmalige Chance, ihre Ideen zu verwirklichen. In Ost-Berlin, östlich vom Alexanderplatz, entstand schon 1953 eine Bebauung im Stil der sowjetischen Monumentalarchitektur mit einer breiten Straße und langen, mehrgeschossigen Plattenbauten („Wohnscheiben“), den sogenannten Arbeiterpalästen.

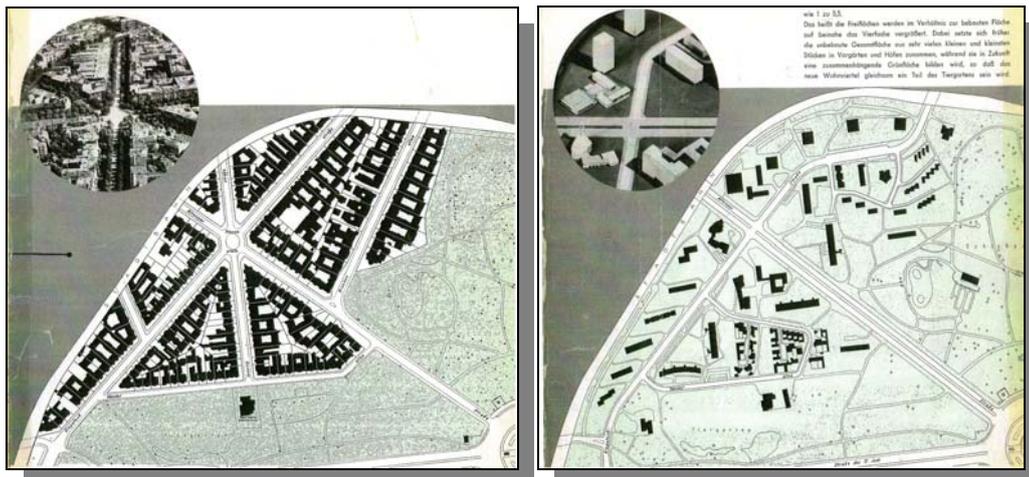
In dieser Situation entschied die Senatsverwaltung in West-Berlin, für das Hansaviertel einen städtebaulichen Wettbewerb zu veranstalten. Das Ziel war nicht mehr der Wiederaufbau eines Stadt-

¹ Deshalb wurden das Viertel „Hansaviertel“ und die Durchgangsstraße „Altonaer Straße“ genannt.

² Zum Beispiel hat Hans Scharoun im Auftrag der Alliierten seinen Plan als „Kollektivplan“ vorgestellt. Darin waren eine ganz neue Aufteilung und die Dezentralisierung der Stadt vorgesehen, d. h. die bisherige Stadtstruktur, die von Architekturkritiker Werner Hegemann in seinem Buch „Das steinerne Berlin“ stark kritisiert worden war, musste für diese Planung aufgegeben werden.

viertels, sondern die städtebauliche Demonstration des „freien und demokratischen Westens“. Obwohl das Hansaviertel eine besondere Wohnqualität hatte und der Wiederaufbau schon früh möglich gewesen wäre (weil die unterirdische Infrastruktur weitgehend intakt war), wurde hier ein ganz neues Stadtquartier inklusive Bodenordnung und Veränderung der Eigentumsform geplant.³

Für die Realisierung des Plans war kaum Privatkapital vorhanden. Die Erschließung der Fläche und später der Bauten für die Wohnungen wurde aus öffentlicher Hand finanziert. Städtebauliche Absichten machten diesen Entwicklungsrahmen der Durchsetzung leichter, dennoch war die Neuordnung der 160 Altgrundstücke außerordentlich schwierig. Die „internationale“ Modifizierung des mit dem ersten Preis ausgezeichneten Entwurfs wurde ein Grund dafür, dass die Interbau viel später als ursprünglich geplant eröffnet werden konnte.



Vor dem Krieg

Neues Hansaviertel

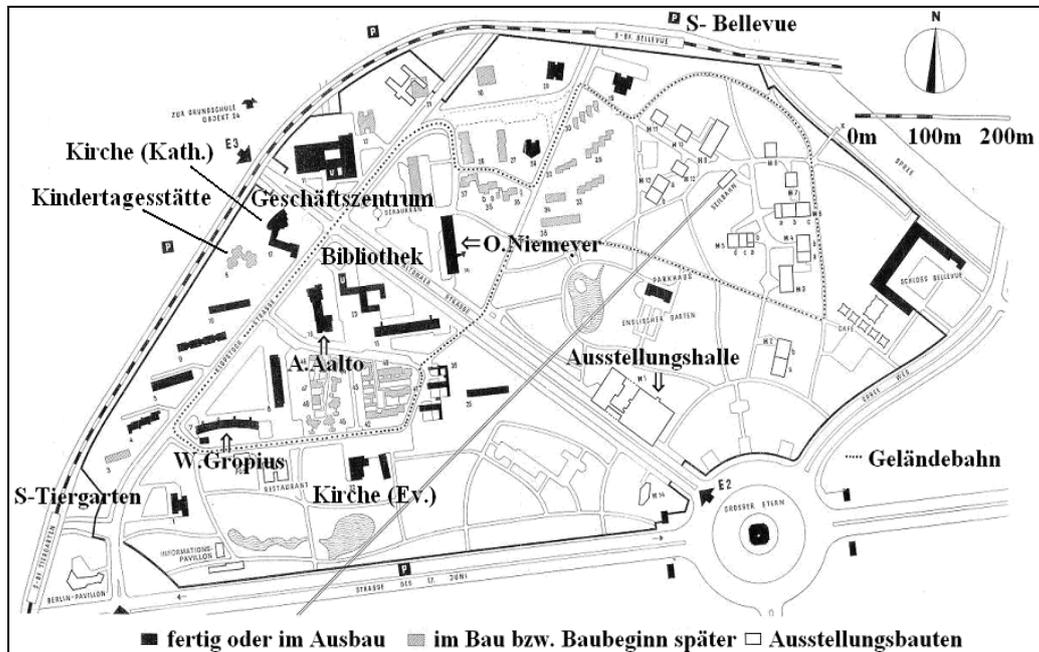
Quelle: Senator für Bau- und Wohnungswesen Berlin et al. (1957)

2-2. Gesellschaftliche und städtebauliche Bedeutung der Interbau 57

Die Zielvorstellung für das neue Hansaviertel hieß einerseits aufgelockerte Stadtstrukturen (v. a. mehr Grünflächen und mehr Distanz der Häuser zueinander) statt der geschlossenen Blockbebauung in der Vorkriegszeit, andererseits die Realisierung des Projekts im Rahmen des öffentlich geförderten Wohnungsbaus, was zum Teil den Spielraum

³ Vgl. Bodenschatz (1985, 70ff).

der Architekten eingeschränkte. Auf jeden Fall wurden 39 Objekte wurden von weltberühmten Architekten (Le Corbusier, Alvar Aalto, Walter Gropius, Oscar Niemeyer etc.) im Rahmen der Interbau 57 entworfen und gebaut (davon 36 Objekte im Hansaviertel).⁴



Internationale Bauausstellung 1957 (6. Juni bis 29. September)
 Quelle: Internationale Bauausstellung Berlin GmbH (1957a)

Bis zur Eröffnung der Interbau 57 war zwar nur die Hälfte der Wohnhäuser (601/1.256 WE) fertig, aber die Besucher aus der ganzen Welt⁵ konnten in den Musterwohnungen und in dem Ausstellungspavillon „stadt von morgen“ sehen, was für eine Stadt in der Zukunft geschaffen werden sollte. Übrigens konnten sie auch miteinander Gondel darüber fahren.

Die städtebauliche Botschaft der Interbau 57 bestand aber in dem, was unter dem Titel „Die wichtigsten Planungsgrundsätze für

⁴ Architektonisch hatte die Interbau 57 große Bedeutung. Das Wohnhaus von Oskar Niemeyer in der Altonaer Straße ist dafür ein gutes Beispiel. Dieses 8-geschossige Gebäude liegt direkt am Tiergarten und wurde wegen der Gate-Funktion zusammen mit dem „Schweden Haus“ zu einem Symbol der Interbau 57.

⁵ Die Interbau 57 hatte einen großen Erfolg. Ca. eine Million Menschen hat sie besucht, davon kamen etwa 345.000 aus Ost-Berlin, ca. 88.000 aus dem Ausland (Nord- und Westeuropa).

die Stadt von morgen“ beschrieben wurde.⁶ Besonders Wert gelegt wurde auf die Notwendigkeit der integrierten Planung zwischen Architekt (auch Landschaftsarchitekt) und Stadtplaner, die sinnvolle und kräftesparende Funktionstrennung für unfallfreies, gesundes Stadtleben und die Bildung guter Nachbarschaft in der Stadt. Mit anderen Worten, „die Verwirklichung der Stadt von morgen ordnet das Leben neu“.

3. Nach der Interbau 57 – Gesellschaftliche Kritik und neue Herausforderungen

3-1. Wohnen in der modernen Stadt

Im Jahre 1960 wurde das geplante Bauvorhaben mit dem Geschäftszentrum, der städtischen Bibliothek und anderen sozialen Einrichtungen fast fertig und das neue Stadtleben begann. Die Wohnungsausstattung und die Wohnumwelt waren viel fortschrittlicher als anderswo in Berlin, allerdings waren die Wohnungen nicht unbedingt bequemer. Eine Untersuchung zum neuen Hansaviertel 1960 stellte fest, dass die von Architekten entworfenen neuen Wohnformen nicht immer passten⁷, außerdem konnte das Interbau-Modell wegen der hohen Kosten nicht direkt für andere Orte übernommen werden (diese Kritik existiert heute noch⁸).

Seit Mitte der 60er Jahre musste das Hansaviertel einen komplizierten gesellschaftlichen Wandel überstehen. Die angespannte Situation zwischen den politischen Systemen führte schließlich zum Bau der Berliner Mauer, die Studentenbewegung verlangte ein neues Sozialsystem, durch die Ölkrise kam es zu Forderungen nach einer umweltfreundlicheren Konstruktion der Stadt und das „Europäische Denkmalschutzjahr 1975“ führte zur Wiederentdeckung der historischen Stadt.

Trotz der räumlichen und sozialen Unterschiede zwischen den Siedlungen, die besonders in den 60er und 70er Jahren am Stadtrand

⁶ Vgl. Internationale Bauausstellung Berlin GmbH (1957b).

⁷ Vgl. Meyer-Ehlers, G. (1960, 113 ff).

⁸ Vgl. Stimmann (2007).

gebaut worden waren⁹, kam es nun zu allgemeiner Kritik (unmenschliche Maße, homogene Einwohnerstruktur, künstliche Stadtlandschaft etc.) an den Wohnvierteln der Nachkriegszeit. Außerdem hatte durch den Bau der Mauer das Hansaviertel den Charakter eines Randgebiets bekommen, so dass das gesellschaftliche Interesse nachließ.

3-2. Nach der Wiedervereinigung¹⁰

Der Wendepunkt für das Hansaviertel war der Mauerfall und anschließend die Wiedervereinigung im Jahre 1990. Der Stadtteil gehört nun wieder zu den zentrumsnahen Gebieten. Nachdem mit der aktiven Unterstützung von Einwohnern Forschungseinrichtungen und die Verwaltung das Hansaviertel 1995 als Denkmalschutzgebiet definiert haben, gewann es wieder Popularität als einmalige Wohnsiedlung, was auch das „Wirkbewusstsein“ unter den Bewohnern stärkte.

Im Jahre 2004 wurde der „Bürgerverein Hansaviertel“ unter dem Motto „lebendiges Erbe – lebendiges Denkmal“ gegründet. Der unmittelbare Anlass war gewiss das 50. Jubiläumsjahr nach der Interbau 57, jedoch wurden die veränderte Einwohnerstruktur und das städtebauliche Defizit auch berücksichtigt. Seitdem versucht der Verein vor Ort, die Lebensqualität für die Schaffung der Nachhaltigkeit im Hansaviertel zu erhöhen.

Während die bürgerlichen Aktivitäten weiter verstärkt werden und immer mehr Besucher aus aller Welt ins Hansaviertel kommen, sind die Verfallserscheinungen um das Zentrum (v. a. Verrosten, Dunkelheit, Unsauberkeit) nicht mehr zu übersehen. Wegen der komplizierten Eigentumsstruktur ist es bis heute nicht realisierbar, hier einen Sanierungsplan durchzuführen. Zusätzlich wird in einer Untersuchung des Instituts für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS)¹¹ der hohe Seniorenanteil im Hansaviertel deutlich. 492 der 1.831 Bewohner sind über 65 (Stand: 31. Dez. 2005). D. h. mit 26,9 ist ihr Anteil deutlich höher als im Bezirk Mitte insgesamt (14,0 %). Das ist aber nicht unbedingt negativ sondern deutet viel-

⁹ Zum Beispiel Märkisches Viertel, Gropiusstadt. Hier versuchte man durch Dichte statt durch Auflockerung die Urbanität neu zu schaffen.

¹⁰ Ich bedanke mich besonders bei Herrn Mathias Tesch (Bürgerverein Hansaviertel e.V.) für die Gelegenheit zum Interviews (Juni 2008) und die interessanten Informationen.

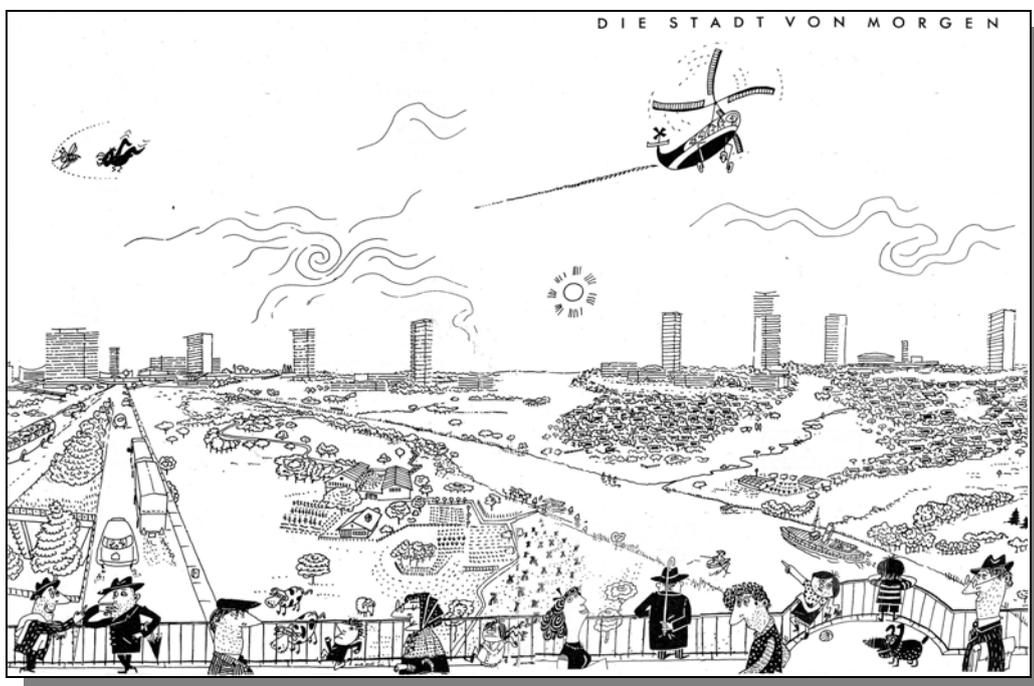
¹¹ Vgl. IRS (2006).

mehr auf langfristigen Wohnungsbesitz und stabile Stadtteilstruktur. Auf jeden Fall wird die Nachfrage nach barrierefreiem Wohnen immer größer.

4. Fazit

Das Hansaviertel wurde in der besonderen politischen Lage nach dem Zweiten Weltkrieg als Alternative zur Mietskasernenstadt „produziert“. Diese Besonderheit führte einerseits zur drastischen Umgestaltung des Viertels, andererseits zu einem enormen Einsatz öffentlicher Mittel. In diesem Punkt kann zwar das Hansaviertel als ein städtebaulicher Misserfolg in der Vergangenheit gelten, aber es ist auch eine Tatsache, dass es eines der wenigen realisierten Quartiere nach dem Prinzip der „aufgelockerten und gegliederten Stadt“ in Deutschland ist.

Wie sollen wir heute dieses Viertel verstehen? Ist es nur ein Erbe in der Fachwelt? Oder kann es als Beispiel für neue Ideen für nachhaltige Stadtentwicklung in der Zukunft stehen? Oder ...



Die Stadt von morgen, Broschüre bei der Ausstellung der Interbau 57
Quelle: Internationale Bauausstellung Berlin GmbH (1957b)

Literatur

- Bodenschatz, Harald (1985): Das neue Hansaviertel: Die Antwort der Interbau 1957 auf die Mietskasernenstadt. In: ARCH+, 82, pp. 70–74.
- Bürgerverein Hansaviertel e.V.: <http://www.hansaviertel.eu>
- Internationale Bauausstellung Berlin GmbH (1957a): Interbau Berlin 1957. Internationale Bauausstellung Berlin GmbH, Berlin.
- Internationale Bauausstellung Berlin GmbH (1957b): Die Stadt von morgen. (Zusammenfassung der Ausstellungsabteilung „die Stadt von morgen“), Berlin.
- IRS (2006): Das Hansaviertel: Untersuchung zur Zukunftsfähigkeit des Hansaviertels in Berlin, Bezirk Mitte, unter Berücksichtigung von Wohnungsmarkt, demographischer Entwicklung und Denkmalpflege. Berlin.
- Meyer-Ehlers, G. (1960): Wohnen im Hansaviertel, In: Bauforschung im Hansaviertel, Ernst&Sohn, Berlin, pp. 113–118.
- Senator für Bau- und Wohnungswesen Berlin et al. (1957): Interbau Berlin 57 – Wiederaufbau Hansaviertel Berlin, Das Beispiel, Darmstadt.
- Stimmann, Hans (2007): Im Hansaviertel wurde die Stadt gemordet. In: *Die Welt*, 19. April 2007.

Krieg, Militär und Moderne in der Meiji-Zeit – Japan im Umbruch

Mansur SEDDIQZAI
Universität Bonn

1. Einleitung

Am Anfang war Matthew Calbraith Perry ... – so oder so ähnlich lautet der Beginn jeder historischen Darstellung der Meiji-Reformation. Der 26. Mai 1853 ist der Fixpunkt in der linear progressiven Geschichtsnarration, die den Einzug der Moderne in Japan zum Thema hat. Es waren die sogenannten „Schwarzen Schiffe“, wie sie schnell im japanischen Volksmund bekannt wurden, die unter Führung Perrys das Tokugawa-Regime destabilisierten, das ja zu jenem Zeitpunkt fast über 250 Jahre das Land unter seiner Herrschaft geeint hatte, und die schließlich eine radikale Transformation Japans einleiteten, orientiert am westlichen Vorbild.

Die Zeit des westlichen Imperialismus ist reich an Beispielen für destabilisierende Eingriffe in fremde Territorien. Auch im Falle Japans war dies kurzfristig der Fall, doch wurde hier der Eingriff zum Auftakt einer eindrucksvollen Entwicklung, die es dem ostasiatischen Inselreich binnen weniger Jahrzehnte erlaubte, sich in die Spitzenriege der Weltmächte einzureihen. Diese Entwicklung war aus der Perspektive der 50er Jahre des 18. Jahrhunderts absolut utopisch, denn der schwere Stiefel der westlichen Staaten hat sich in Form der Ungleichen Verträge¹ schwer auf dem japanischen Nacken bemerkbar gemacht.

¹ 1858 wurde der erste dieser Verträge dem Shogunat seitens der USA diktiert. Dieser Vertrag erlaubte Angehörigen der USA, außerhalb der japanischen Rechtsordnung und damit der Gerichtsbarkeit zu stehen, und räumte den Vertragszeichnern außerdem ein, „[...] dass alle Bedingungen, die Japan später einem anderen Land zugestehen sollte, automatisch auch für die USA galten“ (Zöllner: 143). Diese Verträge wurden nach 1858 bis 1869 mit allen namhaften Staaten der damaligen Zeit abgeschlossen.

Die politische Macht der westlichen Imperialmächte war auf ihre militärische Potenz zurückzuführen, diese wiederum auf die technologische Überlegenheit und die effektive Wirtschaftsform, die sich in Europa herausgebildet hatte. Die spezifisch europäische Moderne drückt sich hier als expansive, auf fremde Kulturräume ausgreifende, Machtkonstellation aus. Im Japan der Tokugawa gährte es schon lange und der Funke, der den Sturz dieses Regimes einleiten sollte, war mit dem externen Eingriff der USA gezündet. Die Tokugawa wurden gestürzt, und eine dem Westen aufgeschlossene Oligarchie sollte Japans Weg in die Moderne ebnen.

Im Zuge des Boshin-Krieges (1868/69) wurde die Zentralregierung durch rebellierende Feudaloligarchien aus den Provinzen Satsuma und Chōshū gestürzt. Die Eliten dieser Clans waren die Antriebskraft für Japans Modernisierung. Da sie selbst aus dem Stand der Samurai stammten, die die politische Elite des Landes bildeten, war auch die Bedeutung des Militärischen ein maßgebender Faktor bei der Errichtung des neuen Staates (vgl. Shōji 2003: 186 f.). Die nun herrschende Satsuma-Chōshū-Oligarchie reagierte auf den imperialistischen Druck von außen vehement und erkannte die militärische Überlegenheit des Westens an, schätzte ihre eigene Schwäche richtig ein und war vor allem darauf bedacht, die Unabhängigkeit Japans zu bewahren. Um dieses Ziel zu erreichen, wurde vor allem Wert auf ein starkes Militärwesen gelegt. Dieses sollte Stabilität im Inneren schaffen und die Kolonialmächte davon abhalten, Japan zu einer Kolonie zu degradieren. Das Militär war nicht nur ein politisches Instrument, sondern verursachte durch seine Implementierung mannigfaltige Dynamiken in den verschiedenen Bereichen des japanischen Gesamtsystems.

2. Moderne und Gewalt

„Modern“, „Modernität“ und „Moderne“ sind im eigentlichen Sprachgebrauch Begriffe der Kunst- und Literaturgeschichte. Die Sozialwissenschaften haben erst im 19. Jahrhundert verstärkt nach diesem Vokabular gegriffen. Der Begriff „Moderne“ ist jedoch nicht nur bei Sozialwissenschaftlern beliebt, auch in der Politikwissenschaft und besonders in der Geschichtswissenschaft, insbesondere in der

sogenannten Bielefelder Schule, ist der Begriff der Moderne äußerst populär. Was Moderne in den verschiedenen Kontexten bedeutet, ist schwer auszumachen. Die neuen in die Diskussion über Moderne eingeführten Begriffe wie „Postmoderne“ oder „Zweite Moderne“ erleichtern die Frage, was die Moderne nun sein soll, nicht – das Gegenteil ist der Fall.

Der Begriff „Moderne“ wird sowohl analytisch-deskriptiv als auch normativ verwendet, in beiden Fällen ist Moderne immer eine Abhebung vom „Althergebrachten“ oder von der „Tradition“ – gleichviel was im jeweiligen Diskurs als subjektiv „alt“ oder „traditionell“ gilt. Die Tradition gilt als das Gegenstück der Moderne, sie pocht nicht auf Veränderung, sondern beharrt auf sturem Stillstand. Die Moderne, wie Richard Münch sie auffasst, „ist immer das Neue. Die Progressiven von gestern sind die Konservativen von heute.“ (Münch 1986: 13) Die Moderne scheint mithin in sich einen Relativismus zu tragen.

Hans Joas spricht in diesem Zusammenhang vom „Traum der gewaltfreien Moderne“ (vgl. Joas 2000: 49). Er kritisiert vor allem, dass die „Genese kollektiver und staatlicher Gewalt“ durch die Soziologie kaum beachtet wird (2000: 50). Dieses notorische Abwenden kann Joas sich nicht anders erklären als „[...] aus der Bindung der westlichen Sozialwissenschaften an das Weltbild des Liberalismus [...]“ (ebd.). Krieg und Gewalt wurden vom frühen Liberalismus als rückständig und ursächlich in die Zeit aristokratisch regierter Staaten verortet. Mit Verweis auf die amerikanische Moderne war es eben der Liberalismus, der europäische Rückständigkeit durch den verklärten Blick in eine moderne Zukunft glaubte überkommen zu können (Joas: 50–51). Joas beschließt, dass Krieg und Gewalt Teil der Moderne seien und nicht nur ihre Vorgeschichte (2000: 67). Der Diskurs über die Moderne darf den Krieg nicht ausschließen oder die Augen vor diesem Phänomen der menschlichen Geschichte verschließen. Im Gegenteil: Krieg, Militär und Gewalt müssen gedeutet und in den Kontext der soziologischen Moderne eingearbeitet werden.

Auch Jürgen Habermas weicht den Gewaltverbrechen des 20. Jahrhunderts und seiner besonderen „Makroverbrechen“ nicht aus (vgl. Imbusch 2005: 75). Jedoch gelten bei Habermas all die grausamen Merkmale des 20. Jahrhunderts als Verirrungen der Moderne und weniger als Wirkung in einer Kausalkette. Das Projekt der Moderne darf nicht verloren gegeben werden, sondern muss in modifizierter

Weise (Stichworte: verständigungsorientierte Kommunikation, universalistische Moral) weitergeführt werden.

Eine weitere Komponente der Moderne behandelt Anthony Giddens unter der Frage: „Ist die Moderne ein abendländisches Projekt?“ (vgl. Giddens 1990: 214) Giddens bevorzugt vor allen anderen Aspekten der Moderne „[...] zwei getrennte organisationsbildende Komplexe von besonderer Bedeutung bei der Entwicklung der Moderne, nämlich de[n] Nationalstaat und die systematische kapitalistische Produktion“ (ebd.). Er postuliert die in der Welt einzigartige Verwurzelung dieser beiden Komplexe in der Kultur des Abendlandes und beantwortet damit seine eigene Frage mit einem unverblühten „Ja“. Auch Hans Ulrich Wehler griff diesen gewaltausblendenden und ausgeprägten Eurozentrismus der Modernisierungstheoretiker auf und befand: „Da in vielen Modernisierungstheorien eine allgemeine Evolutionsmechanik im Vordergrund stand, wurden Krieg und Kolonialherrschaft, Imperialismus und internationale Politik darin fast vollständig ausgeblendet.“ (Wehler, zit. nach Imbusch 2005: 71)

Der Begriff der Moderne ist ebenso breit wie unscharf. Er wird in verschiedenen Varianten mit unterschiedlichen Sinninhalten benutzt und ist je nach analytischem Interesse operabel zu machen. Im Rahmen dieser Arbeit soll Moderne folgendermaßen definiert sein:

Die Moderne ist ein dezidiert europäisches Projekt, das die gesellschaftliche Etablierung funktionalistischer Systeme unter der progressiven Leitprämisse von Rationalität und Gewaltreduktion verwirklichen will.

3. Aspekte der Militarisierung in der Meiji-Zeit

Im Folgenden sollen drei Teilbereiche der Militarisierung Japans herausgeschält werden. Den ersten Schwerpunkt bilden innenpolitische Folgen der Militarisierung Japans, danach wird versucht, die wirtschaftlichen und technologischen Effekte für Japans Modernisierung herauszustellen, und schließlich werden die gesellschaftlichen Folgen betrachtet, die durch das neue Militärsystem entstanden sind.

Die Fragen, die es darüber hinaus zu beantworten gilt, lauten:

- Welche Rolle spielte die Errichtung eines auf europäischen Vorbildern basierenden Militärwesens bei der Modernisierung des Landes?
- War die Entwicklung des Militärwesens der eigentliche Motor der japanischen Modernisierung?

3.1 Militarisierung des Politischen

Die neue Zentralregierung, die das dezentrale, feudalistische Herrschaftssystem der Tokugawa beendet hat, war nun bemüht, einen straffen zentralistischen Staat zu schaffen. Die moderne Armee sollte die Legitimität der Regierung sichern und der Integration des Staates Vorschub leisten. Nur, wie sollte die Regierung als oberster Herr gegenüber dem Militär legitimiert werden? Um dieses Problem zu lösen, wurde das Kaiserliche Militäredikt von 1882 erlassen, das die Armee dem Tennō direkt unterstellte (Shōji 2003: 189). Faktisch lag die Macht jedoch nicht beim Tennō, sondern bei den Mächtigen der Satsuma-Chōshū-Oligarchie. Entsprechend dem Weberschen Idealtyp der traditionellen Herrschaftsform wurde hier eine Legitimationskette konstruiert, die den Tennō in das Zentrum stellte und die Legitimität seiner traditionellen Stellung in der japanischen Kulturgeschichte nutzte. So erschien die Meiji-Revolution wie eine Reformation, ihre revolutionären Aspekte konnten unter dem Schleier der scheinbar traditionellen Ordnung versteckt werden.

Ganz nach französischem Vorbild begann man, die militärische Administration (Organisation und Instandhaltung der Armee) und militärische Kommandogewalt (Führung und Einsatz) zu vereinen (Shōji 2003: 191). Der Oberbefehl über das Militär wurde zunächst einer zivilen Institution, dem Kriegs- und Marineministerium, übergeben. Jedoch wurde die unruhige Übergangszeit der Meiji-Reformation durch viele innere Konflikte nachhaltig gestört; der Boshin-Krieg und der Südwestkrieg (1877) sind nur zwei Beispiele. Daher wurde der Generalstab des Kriegsministeriums selbstständig und später in der Meiji-Verfassung von 1899 als oberste Kommandogewalt über dem Militär fixiert. Dies sollte verhindern, dass Nichtfachleute Einfluss auf das Militär nehmen konnten.

Das japanische Militärwesen wurde am Anfang der Meiji-Reformation für das Heer nach französischem und für die Marine nach englischem Vorbild errichtet (Shōji: 192). Nach dem Sieg Preu-

ßens über Frankreich von 1871 wurde das Heer auf das preußische Modell hin ausgerichtet. Das grundsätzliche Problem, das nun zunehmend einer Entscheidung harrte, war die Frage, wer befugt sei, „Entscheidungen über Angelegenheiten der Organisation und Truppenstärke zu treffen: die militärische Administration oder die militärische Kommandogewalt?“ (ebd.). Die japanische Antwort auf diese Frage wurde in Anlehnung an das preußische Modell gegeben. Um die notwendigen Entscheidungen nicht dem Tennō als militärischem Laien zu überlassen, wurde der Generalstab immer stärker. Premierminister, Kriegsminister und Generalstab standen prinzipiell auf derselben Ebene und durften dem Tennō ohne Rücksprache mit dem Kabinett in militärischen Angelegenheiten Bericht erstatten. In dieser Konstellation jedoch mehrte sich der Einfluss des Generalstabs auf den Tennō, weil seine Mitglieder als militärische Experten sprachen und damit größeren Erfolg hatten.

Die Intervention der Militärführung in die Staatspolitik führte zu einer verhängnisvollen Eigendynamik, die letztlich in eine Militarisierung der Politik und der Gesellschaft mündete. Diese Entwicklung ist auf strukturelle Schwächen in der Meiji-Verfassung zurückzuführen, die neben dem französischen auch nach preußischem Vorbild geformt wurde.

3.2 Militarisierung des Wirtschaftlichen

Schon in den 1850er Jahren fand unter dem alten Regime der Tokugawa eine Protoindustrialisierung statt, die durch den Aufbau der Leichtindustrie, des Bergbaus und einer modernen Kommunikationsstruktur geprägt war (vgl. Zöllner 2006: 223). Die Meiji-Reformation war also keineswegs die Ursache für die Industrialisierung Japans. Jedoch hatten die Einrichtung einer zentralen Staatsmacht und die staatlich gelenkten Wirtschaftsprogramme einen erheblichen Anteil an der weiteren Industrialisierung.

Die Meiji-Regierung unterstützte mit hohen Investitionen neue staatliche Unternehmen. Westliche Technik wurde gekauft und ausländische Ingenieure wurden verpflichtet, um vor allem technisches Know-how zu vermitteln. Dem Aufbau einer modernen Infrastruktur wurde Vorrang gegeben; darunter fielen unter anderem die Eisenbahn, der Telegraf und die Ausweitung der Seewege durch Schiffsproduktion (vgl. Zöllner: 226). Großkonzerne wie Mitsui, Mitsubishi und

Sumitomo profitierten von den staatlichen Aufträgen und stützten das privatwirtschaftliche Wachstum durch Kapitalbildung.

Das moderne Militärsystem Japans musste ausgerüstet werden; einheitliche Uniformierung, Bewaffnung, Transportmittel etc. mussten angeschafft werden. Vor allem eine Schwerindustrie musste geschaffen werden, um Schiffe und Waffen zu produzieren. Die Stahlerzeugung ist eine der zentralen Stützen der Schwerindustrie und wurde entsprechend gefördert. Die Staatsressourcen wurden während der Zeit von 1880 bis 1918 zum großen Teil für die Entwicklung der Schwerindustrie verwendet (Andō 1966: 130–131). Die Rüstungsindustrie wurde zum Rückgrat dieser staatlich geförderten Schwerindustrie. Durch dieses Ungleichgewicht der staatlichen Förderung blieben andere Bereiche des Wirtschaftsspektrums unterentwickelt. Die bestimmenden Antagonisten waren die Leicht- und die Schwerindustrie (vgl. Andō: 133). Die staatlichen Unternehmen wurden im Laufe der 80er und 90er Jahre des 19. Jahrhunderts an private Investoren zu äußerst günstigen Konditionen verkauft. Dies verstärkte eine Unternehmerkultur, die auf Rentabilität, Massenmarkttauglichkeit und Innovation setzte (vgl. Morris-Suzuki 1999: 79).

3.3 Militarisierung des Gesellschaftlichen

Den stärksten Effekt auf die Gesellschaft Japans hatte das Militär durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Jahr 1873. Ein Grundpfeiler eines modernen Militärsystems ist die Mobilisierung der Bevölkerung in Form des Massenheeres. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht sprengte das althergebrachte Denken in Ständen. Der Stand der Samurai war im Tokugawa Reich als einziger Stand berechtigt, Schwerter zu tragen. Dieses Vorrecht etablierte die Samurai als militärische Elite. Mit einem Schlag endete diese Ordnung, und die Gleichheit der Stände sollte durch die gleichen Verpflichtungen der Bürger dem Staat gegenüber legitimiert werden. Die Forderung nach politischen Rechten wurden umso lauter, je stärker die Wehrpflicht griff. Das zunehmende politische Selbstbewusstsein der wehrpflichtigen Bevölkerung führte schließlich 1890 zum Wahlrecht für Männer ab 24 Jahren (vgl. Hackett 1970: 336). Das Militär wurde somit auch zum Karrierevehikel, denn die politische Gleichheit erlaubte es vormals Mitgliedern niederer Stände, im Militär hohe Positionen anzustreben.

Das japanische Militärsystem der Meiji-Zeit war auch ein Transmissionsriemen für die staatslegitimierende Ideologie, die auf den Tennō-Kult und die Idee der Nation ausgerichtet war. Die Soldaten wurden auf diese Ideologie eingeschworen und nach einem bestimmten soldatischen Ideal erzogen. Der japanische Nationalismus ist vor allem durch die vielen Wehrpflichtigen in Japan rezipiert worden und gab der Idee von der Nation enormen Auftrieb. Dieser ideologische Impetus hatte einen homogenisierenden gesamtgesellschaftlichen Charakter.

Weiterhin muss das Militär auch als Bildungshort gewertet werden. Denn mit zunehmender Technisierung wurden die Anforderungen an den einfachen Soldaten höher. Moderne Massenheere sind abhängig von einer straffen Kommunikationsstruktur, die auch von den Soldaten auf den niedrigsten Rangstufen Lese- und Schreibfähigkeiten verlangen. Die Meiji-Reformatoren sahen das Militär als integralen Bestandteil des nationalen Bildungsprojekts an (vgl. Hackett: 337).

4. Das Militär als Modernisierungsmotor

Das Militär etablierte sich als wichtige Institution im japanischen Gesellschaftssystem. Fest verankert im politischen Prozess, durch die bedeutende Stellung des Militär- und Rüstungskomplexes stark in seiner wirtschaftlichen Bedeutung und gesellschaftlich akzeptiert durch seine ideologische und karrierefördernde Wirkung wurde das Militär staatstragend. Für die Entwicklung der Moderne in Japan nahm gerade das Militär als verbindende Kraft im Politischen, Wirtschaftlichen und Gesellschaftlichen eine bedeutende Stellung ein.

Jeder Versuch, die Wirklichkeit in ihrer Komplexität, Vielschichtigkeit und ihrem Facettenreichtum einzufangen und analytisch zu verarbeiten, ist mit Reduktion verbunden. Genauso kann jede Beschreibung des Militärs nur unzureichend sein und nur einige Aspekte aufzeigen. Ute Frevert hat das Militär als „Schule der Männlichkeit“ bezeichnet und damit einen der vielen erwähnenswerten Aspekte des Militärischen beschrieben, der in dieser Arbeit nicht ausführlich behandelt werden konnte. Die Verquickung von Militär und Geschlechterkonstruktion soll jedoch noch kurz angeschnitten werden

(vgl. Frevert 1997: 145ff.). „Schule der Männlichkeit“ kann zweierlei heißen, nämlich: „[...] Das Militär war eine Schule für Männer [...]“ und „[...] das Militär war eine Schule, die Männern Männlichkeit beibrachte [...]“ (Frevert 1997: 145). Mit der Konstruktion, was männlich und was unmännlich ist, wurde indirekt auch vorweggenommen, was als weiblich galt. Zudem stattete das Militär „[...] Männer mit zusätzlichen Macht-Attributen aus [...]“ (Frevert 1997: 13). Dies wurde vor allem durch den „Kult des Männlichen“ in etlichen Kriegervereinen, Militärparaden und Denkmälern in die Gesellschaft getragen, hat sich dort festgesetzt, reproduziert und traditionalisiert. Dass das Militär auf die Geschlechterkonstruktionen eine starke Wirkung hatte, kann nicht genug betont werden. Die ungeheure Bedeutung des Militärischen auf die Gesellschaft wird durch diesen kurzen Ausflug noch einmal ins Gedächtnis gerufen.

Literatur

- ANDŌ, Yoshio (1966): *The Formation of Heavy Industry: One of the Processes of Industrialization in the Meiji Period*. In: TŌBATA, Seiichi (Hg.): *The Modernization of Japan, 1*. Tōkyō: The Institute of Asian Economic Affairs. S. 115–136.
- FREVERT, Ute (1997): *Das Militär als „Schule der Männlichkeit“: Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert*. In: FREVERT, Ute (Hg.): *Militär und Gesellschaft*. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, Bd. 58. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 145–173.
- FREVERT, Ute (1997): *Gesellschaft und Militär im 19. und 20. Jahrhundert: Sozial-, kultur- und geschlechtergeschichtliche Annäherungen*. In: FREVERT, Ute (Hg.): *Militär und Gesellschaft*. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, Bd. 58. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 7–16.
- GIDDENS, Anthony (1990): *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- HACKETT, Roger F. (1970): *The Military: Japan*. In: WARD, Robert W. (Hg.): *Political Modernization in Japan and Turkey*. New Jersey: Princeton University Press. S. 328–351.

- IMBUSCH, Peter (2005): *Moderne und Gewalt: Zivilisationstheoretische Perspektiven auf das 20. Jahrhundert*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- JOAS, Hans (2000): *Krieg und Werte: Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- MORRIS-SUZUKI, Tessa (1999): *The Technological Transformation of Japan: from the Seventeenth to the Twenty-first Century*. New York/Cambridge: Cambridge University Press.
- MÜNCH, Richard (1986): *Die Kultur der Moderne*. 2 Bde. Frankfurt a. M.
- SHŌJI, Junichirō (2003): *Die Beziehung zwischen Politik und Militärwesen im japanischen Modernisierungsprozess des 19. Jahrhunderts*. In: EPKENHANS, Martin/GROß, Gerhard P. (Hg.): *Das Militär und der Aufbruch in die Moderne 1860 bis 1890: Armeen, Marinen und der Wandel von Politik, Gesellschaft und Wirtschaft in Europa, den USA sowie Japan*. München: Oldenbourg, S. 185–198.
- ZÖLLNER, Reinhard (2006): *Geschichte Japans: von 1800 bis zur Gegenwart*. Paderborn: Schöningh.

Narrative Identitätskonstruktion – Ein Beispiel aus Okinawa

Celia SPODEN
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Identität

„Wenn man sagt, was man ist, muß man dies in Abgrenzung von dem tun, was man nicht ist. Die paradoxe Funktion von ‚Fremden‘ besteht eben darin, daß sie Selbstidentifikation gestatten.“ (Hahn 1994: 142)

Oft wird uns das Eigene und Vertraute erst dadurch bewusst, dass wir Fremdem begegnen oder andere uns spüren lassen, dass das für uns Selbstverständliche sie befremdet. Im Folgenden soll anhand eines narrativen Interviews gezeigt werden, welche Rolle das Fremde für die Bewusstwerdung des Eigenen und für die Konstruktion der personalen Identität hat. Dazu ist es zunächst nötig, den Begriff „Identität“ näher zu erläutern. Jürgen Straub zufolge ist unter Identität

„... jene Einheit und Nämlichkeit einer Person aufzufassen, welche auf aktive, psychische Synthetisierungs- oder Integrationsleistungen zurückzuführen ist, durch die sich die betreffende Person der Kontinuität und Kohärenz ihrer Lebenspraxis zu vergewissern versucht. Dabei wird angenommen, daß Kontinuität und Kohärenz angesichts diachroner und synchroner Differenzenerfahrungen gebildet oder konstruiert werden, ja, daß es solche Erfahrungen sind, die die besagten Integrationsleistungen erst auf den Weg bringen.“ (Straub 1998: 75)

Die Schlüsselbegriffe für das Konzept der personalen Identität sind nach diesem Verständnis Einheit, Kontinuität und Kohärenz. Es geht um die Frage, wie eine Person, die von ihrer Geburt bis zu ihrem Tod einen zeitlichen Wandel durchlebt und ständig mit inneren Differenz-

erfahrungen konfrontiert ist, sich selbst konstruiert und auch von anderen als ein und dieselbe Person aufgefasst wird. Dem Konzept der narrativen Identitätskonstruktion zufolge ist dies eben dadurch möglich, dass wir uns selbst eine Lebensgeschichte zuschreiben, die wir immer wieder neu erzählen. So wird ein kontinuierlicher Sinnzusammenhang geschaffen, eine Verbindung mit der eigenen Vergangenheit hergestellt und auch Wünsche und Ziele für die Zukunft werden formuliert. Auch innere Differenzerfahrungen, sich wandelnde Prinzipien und Moralvorstellungen werden durch bestimmte Erfahrungen und Erlebnisse begründet und so in einen kohärenten Sinnzusammenhang gebracht, an dem sich unser Handeln orientiert und wodurch wir anderen als verlässliche Personen erscheinen (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 48f; Straub 2000: 138f).

Wie aber wird nun ein empirischer Zugang, wie wird die wissenschaftliche Beschäftigung mit Identität möglich? Die Methode des narrativen Interviews geht davon aus, dass die Selbstzuschreibung einer Lebensgeschichte ein Schlüssel zur Identitätskonstruktion ist (Brockmeier 2003: 8). Die Sprache spielt hierbei sowohl bei der Konstruktion unserer Identität als auch für die Selbstdarstellungen und Selbstpräsentationen, mit denen wir immer wieder in Interaktion mit unserer Umwelt unser Selbstbild überprüfen, eine wichtige Rolle (Kraus 2002: 161). Und dies macht sich das narrative Interview zunutze: Der Interviewpartner wird aufgefordert seine Lebensgeschichte zu erzählen und erhält so die Möglichkeit sich darzustellen und zu positionieren. Durch die Transkription des Interviews entsteht ein Text, auf dessen Grundlage und Analyse der wissenschaftliche Zugang zur biographischen Selbstdeutung und zur Rekonstruktion der situativ hergestellten Identität möglich wird. Hierbei darf jedoch nicht vergessen werden, dass immer nur ein Teilaspekt der Lebensgeschichte erzählt werden kann, sie nicht mit „dem Leben“ oder „der Identität“ der interviewten Person identisch ist. Es geht bei der Rekonstruktion der situativen Identitätskonstruktion nicht darum „wie alles war“ oder „wie alles gekommen ist“, sondern wie sich die betreffende Person in der Gegenwart präsentiert, ihre Vergangenheit interpretiert, sich selbst im sozialen Umfeld positioniert und aus dem Gewesenen Schlüsse für ihre Zukunft zieht (Lucius-Hoene/Deppermann 2002: 9ff, 53ff).

Das Interview mit Herrn S.

Das bisher theoretisch Erläuterte soll nun am Beispiel des im Oktober 2006 mit Herrn S. in Okinawa (Japan) geführten Interviews verdeutlicht werden. Herr S. wurde 1950 in Ginowan, auf der Hauptinsel Okinawas in einer Großfamilie geboren. Seine Kindheit fällt in die Zeit der amerikanischen Besatzung und er betont in seinen Beschreibungen von Okinawa aus seiner Kindheit, es sei wie im Ausland gewesen. Er habe nur ein paar Schritte vor die Haustür zu gehen brauchen und schon seien da die amerikanischen Wohnviertel gewesen und er spielte und stritt mit den amerikanischen Kindern. Diese Erzählungen sind geprägt von Faszination, die er für die fremden Lebensgewohnheiten der Amerikaner, ihre Musik, ihre Speisen, ihre Freizeitbeschäftigungen empfand. In zahlreichen Interviewpassagen beschreibt er die eigene Lebenswelt und die der amerikanischen Besatzer als Gegensätze. So kontrastiert er den Dreigenerationenhaushalt seiner eigenen Familie und ihre Viehhaltung mit der modernen Kernfamilie der Amerikaner, deren Haustierhaltung und modernen Haushaltsgeräten und bezeichnet die eigenen Wohnverhältnisse als primitiv, die amerikanischen als fortschrittlich.

In der Studienzeit von Herrn S. kommt zur Bewunderung für die Amerikaner eine kritische Sichtweise auf die amerikanische Besatzungspolitik hinzu. Auf der persönlichen Ebene habe er bis in die heutige Zeit hinein viele Freundschaften zu Amerikanern, betont er, aber politisch betrachtet seien die Besatzung Okinawas durch die USA und die heute immer noch bestehenden Militärstützpunkte nicht gerechtfertigt. Er beteiligte sich während seiner Zeit als Student an der Ryūkyū-Universität aktiv an den Demonstrationen der Rückgliederungsbewegung und erlebte 1972 eine große Enttäuschung, als sich nach der Rückgabe Okinawas an Japan, wie er sagt, nichts änderte und das amerikanische Militär nicht abzog. Herr S. beendet seine lebensgeschichtliche Erzählung mit seinem Eintritt ins Berufsleben als Verwaltungsbeamter und der Bemerkung, das er nie geheiratet habe.

Narrative Identitätskonstruktion bei Herrn S.

Die Passagen, in denen Herr S. über die Faszination für die fremde Lebenswelt der Amerikaner spricht, erfüllen eine ganz bestimmte Funktion: Herr S. begründet durch sie, wie es zu seiner heutigen Lebensführung kam. Er stellt so einen kontinuierlichen Sinnzusammenhang zwischen den Erlebnissen seiner Kindheit, seiner Faszination für das Fremde und der Lebensführung als Erwachsener her. Dabei wählt er ganz gezielt die Ereignisse aus, von denen er sagt, sie seien wichtig gewesen und haben Einfluss auf sein Leben und auf sein Selbstverständnis gehabt. Ein wichtiges Ereignis war das Erlebnis, dass Englisch nicht nur ein Schulfach ist, sondern dass er durch den Unterricht in der Schule das Werkzeug zum Überwinden der Sprachbarriere erlernen und mit den amerikanischen Kindern kommunizieren konnte. Er leitet die folgende Episode mit den Worten „Also ich werde jetzt erzählen, warum ich Englisch studiert habe“, ein.

„Mitten auf dieser grünen Wiese war ein Hase und ein Mädchen spielte Gitarre oder so. Und einer meiner Freunde sagte zu ihr ‚give me the rabbit‘. Damals hatte ich gerade erst angefangen Englisch zu lernen. ‚This is a pen‘ oder ‚That is a dog‘. Mehr als ungefähr das wusste ich nicht. Als dieser Junge ‚give me the rabbit‘ sagte, da gab ihm das Mädchen den Hasen.“

Die englische Sprache nimmt eine Schlüsselfunktion ein. Durch die Sprache konnte er die Ausländer, deren andere Welt ihn neugierig machte, verstehen. Die einleitende Phrase verdeutlicht, dass es sich bei der Hasen-Episode um ein einschneidendes Erlebnis handelte, dem Herr S. die Funktion einer Ursache für seine Entscheidung Englisch zu studieren zuweist.

Durch den alltäglichen Umgang mit den Fremden wurden die Regeln ihrer fremden Welt für ihn einsichtig und in einigen Interviewpassagen stellt er sich als eine Person dar, die sich sicher im Raum der Fremden bewegt. Er spannt den Bogen seiner lebensgeschichtlichen Erzählung noch weiter und begründet nicht nur sein Englisch-Studium durch die Faszination des Fremden, sondern auch seine heutige Aufgeschlossenheit gegenüber Ausländern. So bezeichnet er die Jahre seines späteren Berufslebens, in denen er beruflich mit Ausländern zu tun hatte, als die Zeit, die er am meisten genossen habe.

Die Kontakte mit den Amerikaner und ihrer Lebensweise beeinflussten auch die Denkweise von Herrn S. Er begründet seine Lebenseinstellung mit bestimmten Erlebnissen seiner Kindheit und dem Kontakt mit der individualistischen Denkweise der Amerikaner. So spricht Herr S. von der Akzeptanz, die man in Amerika oder allgemein im Westen gegenüber alternativen Lebensentwürfen habe:

„Im Westen gibt es so etwas wie einen individuellen Lifestyle und alle akzeptieren das, nicht wahr? Aber hier ist es letztendlich so, dass man heiraten muss. Fortwährend Single zu sein, ist ungewöhnlich. Das hat sich ein bisschen geändert, mittlerweile kommt es auch vor, dass man sagt ‚das ist eben der Lifestyle von dieser Person‘, das wird immer mehr zugebilligt. Man stört sich nicht daran, das gibt es auch.“

Herr S. hat selber nie geheiratet, obwohl, wie er sagt, es die Gelegenheit dazu gegeben hätte. Er begründet die eigene Lebensform, die er selbst für Okinawa oder japanische Verhältnisse als ungewöhnlich bezeichnet, durch die Bekanntschaft mit dem amerikanischen *Lifestyle* und legitimiert die Abweichung seines eigenen Lebensentwurfes von dem „typisch Japanischen“ durch die Akzeptanz, die das Single-Leben im Westen genießt. Dass er sich dazu entschieden hat nicht zu heiraten, führt er aber auch auf seine Kindheit und das Leben in der Großfamilie zurück, wo ihm persönliche Freiheit und Privatsphäre gefehlt hätten:

„Ehrlich gesagt wollte ich manchmal weglaufen. Weil wir so viele waren. Wir haben uns während meiner Kindheit ein hideaway gebaut und uns darin zwei, drei Tage versteckt. Also in der großen Familie habe ich immer das Bedürfnis bekommen alleine zu sein. Vielleicht kann man sagen, dass alleine sein auch wichtig ist oder Freude macht? So habe ich als Kind gefühlt. Deswegen, seit damals bin ich mit meiner Partnerin zusammen. Aber letztendlich haben wir doch wieder nur ein Single-Bett gekauft.“

Hier wird deutlich, wie er durch die begründende Verknüpfung mit der familiären Situation während seiner Kindheit, seine eigene Präferenz für einen individualistischen Lebensstil als Single in einen kohärenten Sinnzusammenhang bringt.

Fazit

Die Identitätskonstruktion von Herrn S. verläuft in Abgrenzung zu den USA: das Eigene, „Okinawa“, wird von ihm in Abgrenzung zu den Fremden, den Amerikanern konstruiert. Okinawa erscheint hier in Form der traditionellen Lebenswelt, der drei Generationenfamilie im Gegensatz zur modernen Kernfamilie der Amerikaner. Die USA werden von Herrn S. auf der einen Seite positiv als fortschrittlich und modern beschrieben, aber andererseits auch kritisch als die unrechtmäßige Besatzungsmacht bezeichnet, für deren Abzug er sich engagierte.

Gleichzeitig fand das Amerikanische, in Form des Individualismus, auch Einzug in seine eigene Lebenswelt, als sein individualistischer Lebensstil, der ihn wiederum von der von ihm beschriebenen Norm in Japan – heiraten zu müssen – abgrenzt. Er interpretiert sein eigenes Anderssein innerhalb der japanischen Gesellschaft als Resultat des Kontaktes mit den Fremden, den amerikanischen Soldaten. Hier kommt die besondere Situation Okinawas zum Tragen. Werden Okinawa und Japan im Kontrast zu Amerika von Herrn S. als Einheit gedacht, so grenzt er Okinawa von Japan, durch die Erfahrung der 27-jährigen amerikanischen Besatzungszeit, deutlich ab.

Es lassen sich noch zahlreiche weitere Episoden in Herrn S. Lebensgeschichte finden, in denen das Eigene, Okinawa, in Abgrenzung zu Japan konstruiert wird. In den Nachkriegsjahren wurde Okinawa durch die amerikanische Besatzungsmacht von Japan getrennt und verblieb unter amerikanischer Verwaltung, als Japan 1952 durch den Friedensvertrag von San Francisco die Souveränität wiedererlangte. Diese Trennung Okinawas von Japan tritt deutlich in Herrn S. Schilderungen des Alltagslebens in Okinawa hervor. In seiner Schule wurden beispielsweise japanische Schulbücher verwendet und er erzählt, dass er nicht in der Lage war, die Rechenaufgaben zu lösen, da in den japanischen Büchern in Yen gerechnet wurde, er aber aus seinem Alltag nur Dollar als Währung kannte. Die Identitätskonstruktion von Herrn S. verläuft also strenggenommen zwischen zwei Polen: zum einen grenzt er Okinawa bzw. das Eigene von den USA ab, auf der anderen Seite jedoch betont er auch die Unterschiede zwischen Okinawa und Japan.

Literatur

- Brockmeier, Jens (2003): „Die Zeit meines Lebens“, in Bergold, Jarg (Hrsg.): *Journal für Psychologie*, 11. Jahrbuch, Band 1, Göttingen, S. 4–32.
- Hahn, Alois (1994): „Die soziale Konstruktion des Fremden“, in Sprondel, Walter (Hrsg.): *Die Objektivität der Ordnungen und ihre kommunikative Konstruktion*, Frankfurt Main, S. 140–163.
- Kraus, Wolfgang (2002): „Falsche Freunde. Radikale Pluralisierung und der Ansatz einer narrativen Identität“, in Straub, Jürgen (Hrsg.): *Transitorische Identität. Der Prozesscharakter des modernen Selbst*, Frankfurt Main, S. 159–186.
- Lucius-Hoene, Gabrielle/Deppermann, Arnulf (Hrsg.) (2002): *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*, Opladen.
- Straub, Jürgen (2000): „Implikationen und Voraussetzungen lebensgeschichtlichen Denkens in der Sicht der narrativen Psychologie“, in Hoerning, Erika (Hrsg.): *Biographische Sozialisation*, Stuttgart, S. 137–163.
- Straub, Jürgen (1998): „Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs“, in Assmann, Aleida (Hrsg.): *Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3*, Frankfurt Main, S. 73–104.

Das Leben als *gaijin* in Japan – Herausforderung Auslandsjahr

Stephanie TEICHLER-KARL
Universität Bonn

Für ein Studium im Bereich der „Japan-Wissenschaften“ ist das fast schon als obligatorisch zu betrachtende Auslandsjahr an einer japanischen Universität ein sehr wichtiges Element. Die Universität Bonn pflegt Partnerschaften mit Universitäten in Tōkyō, Shizuoka und Kumamoto. Die Nachfrage übertrifft jedoch das Angebot bei weitem, und die erste zu nehmende Hürde bestand bereits darin sich einen Studienplatz an einer der genannten Universitäten zu „erkämpfen“. Mir erschien ein Auslandsjahr an der Universität Kumamoto am reizvollsten. Da ich selbst in einer kleinen Stadt aufgewachsen bin und auch meine Studienstadt Bonn mit 300.000 Einwohnern eher als überschaubar einzuordnen ist, war es von Anfang an mein Wunsch auch mein Auslandsjahr in Japan in einer nicht allzu großen Stadt zu absolvieren. Auch die für japanische Verhältnisse moderaten Preise und Lebenshaltungskosten bildeten für mich ein gutes Argument das teure Tōkyō zu meiden. Mir war damals natürlich nicht bewusst, dass gerade die Wahl einer so kleinen Stadt mit so mancher Bürde, aber auch unbezahlbarer zwischenmenschlicher Begegnung verbunden sein würde.

Die erste Überraschung erlebte ich bei meiner Ankunft: Hatte ich in Deutschland schon gefürchtet, ich müsse mir nach Ankunft ein Taxi bestellen, um ins Studentenwohnheim, „Kaikan“ genannt, zu gelangen, stand am Flughafen Kumamoto schon ein regelrechtes Empfangskomitee bereit, um alle „Neuen“ abzuholen. Nach 25 Stunden Fahrt mit zwei Zwischenlandungen war mir dies natürlich mehr als willkommen und darum reagierte ich auch kaum noch, als man mir „feierlich“ einen sehr detaillierten Stundenplan für den folgenden Tag überreichte. Dieser sollte um 9 Uhr beginnen und noch so manchen Kulturschock für mich bereithalten. Nach zwei Stunden Schlaf (Jetlag) begann schließlich der „Orientation Day“.

Die erste Herausforderung bestand in der Eröffnung eines Bankkontos. Hierzu marschierten wir – acht Ausländer – erwartungsvoll im Gänsemarsch zur örtlichen Bank, um den letzten wichtigen

Schritt ins soziale neue Leben zu gehen. Leider unterscheidet sich die europäische Schreibweise der Zahlen von der der japanischen. So kam es, dass die meisten von uns die sogenannte „Approval Card“ mehrfach ausfüllen mussten. Man gab diese Karte an eine höfliche junge Frau weiter, die diese untertänigst zu einem gelangweilt wirkenden Mann brachte, der in der Mitte des Raumes an einem Schreibtisch saß und mit lediglich einer Handbewegung entschied, ob das Formular diesmal seinen perfektionistischen Ansprüchen gerecht wurde, oder man es erneut ausfüllen musste. Die Botschaft durfte natürlich die junge Frau überbringen und die dementsprechende Reaktion über sich ergehen lassen. Einer meiner neuen Mitstudenten ließ sich schließlich, nachdem er die Karte zum fünften Mal ausfüllen musste, emotional gehen (er rastete mehr oder weniger aus) und brach somit eines der wichtigsten gesellschaftlich vorherrschenden Gesetze, nämlich sich die innerlichen Emotionen nicht anmerken zu lassen. Nach einer ähnlich gearteten Einschreibeprozedur im Rathaus Kumamoto konnte mein Abenteuer schließlich beginnen. Übrigens schlossen nur die ganz hart gesottenen noch am selben Tag ihre Handyverträge ab.

Mein durchstrukturierter „Orientation Day“-Plan sollte keine Ausnahme bleiben. Während meines ganzen Jahres und auch später bei meinem Praktikum habe ich eine ganze Menge dieser Pläne gesammelt, die nicht selten Zeitangaben wie „10.10 Uhr–10.20 Uhr Toilettenpause, 10.20 Uhr–10.25 Uhr Versammlung zur Rückfahrt“ enthielten. Mein neuer Stundenplan sollte auch nicht als Orientierung dienen, sondern war zur strikten Einhaltung vorgesehen. Ein „ich möchte meine Kurse selbst wählen“ war von Anfang an nicht erwünscht. Als wir auch noch ein Hausaufgabenheft anlegen mussten, welches täglich kontrolliert wurde und mit in die Endnote einfließen sollte, fühlte ich mich wieder regelrecht in meine Schulzeit zurückversetzt, als ich meiner Mutter noch obligatorisch meine Hausaufgaben vorzeigen musste, um die Erlaubnis zu erhalten zum Spielen zu gehen.

Zusätzlich fanden jede Woche bis zu drei Tests statt, die ich nur bestehen konnte, wenn ich konstant lernte. Auch hier machte ich eine interessante Erfahrung. Während das deutsche Schulsystem so ausgerichtet ist, dass man zwar auswendig lernen muss, jedoch generell bei Antworten frei formulieren kann und soll, schien dies in Japan nicht immer erwünscht zu sein. In der Regel mussten wir grammatikalische Strukturen und Kanji (japanische Schriftzeichen) auswendig lernen und im Test niederschreiben. Es gab jedoch auch Textfragen, die man lediglich dadurch zu beantworten hatte, dass man einfach die passende

Passage aus dem Text abschrieb. In Deutschland hatte man mir seit der Grundschulzeit eingeimpft, nicht einfach Text wortwörtlich abzuschreiben, sondern umzuformulieren. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier und so hielt ich mich bei meinem ersten Test in Japan an die in Deutschland erlernte Regel, was sich jedoch leider zu meinem Nachteil auswirken sollte. Sinngemäß hatte ich das Gleiche wie meine Mitstreiter geschrieben, nur eben umformuliert, was mich gleich drei volle Punkte in dieser Aufgabe kostete. Auf meine Frage hin, warum mir diese abgezogen worden waren, erwiderte meine Lehrerin nur, dass ich bei einem Verb zwei Striche falsch geschrieben hätte. Da mein „Freigeist“ nicht belohnt worden war, und die andere Methode ja eigentlich auch ganz praktisch war, passte ich meine Arbeitsweise schnell an.

Die Kurse an der Universität dauerten meist bis 16 Uhr und fingen um 9 Uhr morgens an, was ich gerade in der Anfangsphase als sehr anstrengend empfand. Es erschien mir daher geradezu verlockend, auch mal einen Tag auszusetzen. Doch auch hier wurde uns schnell beigebracht, dass dies nicht erwünscht war. Als ich einmal in der tiefsten Winterzeit verschlafen hatte – das Aufstehen fällt schwer, wenn draußen Minusgrade sind und man leider keine Heizung hat – kam auch schon nach einer Stunde ein besorgter Anruf vom Sekretariat, ob ich denn krank sei, woraufhin ich mich schleunigst auf den Weg zur Uni machte. Nun war ich hin und her gerissen: Einerseits rührte es mich, dass sich jemand um mich sorgte, andererseits musste ich zu meinem Schrecken feststellen, dass „mal Blau machen“ einfach nicht erwünscht bzw. sehr schwer durchsetzbar war. Hier möchte ich fairerweise anmerken, dass ich meine Sprachkenntnisse in diesem Jahr tatsächlich gravierend verbessern konnte und all die Mühen und der Antrieb zur Leistung sich rückblickend betrachtet als äußerst effektiv erwiesen haben.

Leider war es zwei Wochen später wirklich soweit und ich hatte mir in meiner heizungsfreien Wohnung eine üble Erkältung geholt. Das Besondere an japanischen Universitäten ist, dass die meisten über einen Arzt für die Studenten mitten auf dem Campus verfügen. Dieser Service ist mir als sehr hilfreich und gut durchdacht in Erinnerung geblieben.

Um mich den Gegebenheiten meines Gastlandes anzupassen, zog ich nach meiner Rückkehr in die Universität eine Schutzmaske über, um niemanden anstecken zu können, denn darauf wird großer Wert gelegt. Ich habe erlebt, dass sich japanische Kommilitonen auch noch mit starkem Schnupfen und Husten in die Universität geschleppt

haben, Hauptsache, die Schutzmaske war „angelegt“. Bei meiner Rückkehr musste ich feststellen, dass Japaner andere Maßstäbe bezüglich „krank sein“ setzen. Die erste Frage war, ob ich Fieber „netsu“ gehabt hätte. Netsu ist das Zauberwort, das einem erlaubt, bei Krankheit zuhause zu bleiben. Stechende Kopfschmerzen, Reizhusten (Maske), alle diese Symptome sind zu ertragen, nur Fieber anscheinend nicht. Ich fühlte mich wirklich elend, aber ... ja, „netsu“, ja, das konnte ich bejahen ... und so ging ich – Gott sei Dank – (noch) als legitime Kranke durch!

Da ich meine Sprachkenntnisse verbessern wollte, und die Sprachkurse an der Universität zwar sehr ausfüllend und lehrreich waren, jedoch selten die Umgangssprache mit einbezogen, entschloss ich mich, einem Uniclub beizutreten. Mit Hilfe meiner neuen Sportkollegen, so hoffte ich, würde sich mein Japanisch immer mehr verbessern. Da ich in Deutschland bereits sieben Jahre Mitglied in einem Kampfsportverein gewesen war und mir dieser Sport fehlte, entschloss ich mich mein Glück beim „Shōrenjikempō“, einer dem Shaolin-Kung Fu ähnelnden Kampfsportart zu versuchen. In Deutschland war ich jahrelang Mitglied in einem Karate-Klub gewesen. Man trainierte zweimal die Woche miteinander, nach dem Training ging man zusammen noch was trinken oder essen und dann trennten sich die Wege. Genauso so was wünschte ich mir mit meinen neuen japanischen Mitstreitern.

Doch es sollte anders kommen: Bei meiner Ankunft wurde mir bereits klar, dass in einem japanischen Uni-Sportclub andere Regeln existieren. Zunächst wurde das Training mit einer Zeremonie eröffnet, deren Ablauf mir zwar vorher nicht erklärt wurde, an der ich jedoch trotzdem gleich teilnehmen sollte. Was hätte ich in diesem Moment für einen dieser schönen durchstrukturierten Ablaufpläne gegeben, wie ich ihn so oft erhalten hatte auch wenn ich ihn mir gar nicht gewünscht hatte! Mit Ach und Krach schaffte ich es ohne große erwähnenswerte Peinlichkeiten die Zeremonie zu überstehen.

Doch dann waren sie wieder da: Die typischen Kontrolllisten! Man musste sich bei jedem Training in eine Anwesenheitsliste eintragen, welche auch noch regelmäßig überwacht wurden! Na ja, wenn man krank ist, dachte ich mir, darf man wohl auch mal fernbleiben. Weit gefehlt! Mein Blick huschte neben den Tisch, an dem die „Kontrolleurin“ ihren Platz eingenommen hatte. Und da saßen sie doch tatsächlich: Clubmitglieder mit umgebundener Maske, in Wolldecken und Schals gehüllt, eifrig die Nase hochziehend, ihre trainie-

renden Kameraden durch ihre Anwesenheit mental unterstützend! Das Training, so wurde mir mitgeteilt, fände fünfmal die Woche statt, die Anwesenheit sei an allen Tagen erwünscht.

Ich hielt also zwei Wochen durch, kam dann nur noch zwei bis drei Mal die Woche, bis mir schnell klar wurde, dass diese Praxis bei meinen neuen Kameraden ganz und gar nicht erwünscht war. Hatte man mich am Anfang noch nett begrüßt, herrschte nach meinem Fehlen mir gegenüber die totale Eiszeit. So musste ich mein Scheitern wohl oder übel einräumen, da mir die Hausaufgaben und vielen Sprachtests nicht ermöglichten, jeden Tag zusätzlich zum Unterricht noch drei Stunden zu trainieren. Ich tröstete mich mit der Vorstellung, dass mir der kollektive Zwang in der Gruppe wahrscheinlich auf Dauer sowieso den Spaß verdorben hätte.

Ein ausländischer Mitstudent hatte sich dem „Kyūdō“-Club der Universität angeschlossen und teilweise mit Schadenfreude, aber auch Bewunderung konnte ich durch seine Erzählungen passiv an seinem „Clubleben“ teilnehmen. Kyūdō ist japanisches Bogenschießen und mit starken traditionellen Werten verbunden. Meinem Mitstudenten wurde eiserne Disziplin abverlangt und er stand mehr als einmal kurz vor dem Aufgeben, hielt jedoch durch. Als er nach Deutschland zurückkehrte, gaben seine Sportkollegen eine große Abschiedsparty für ihn und alle – immerhin ca. 31 Leute – kamen bei seiner Abreise um 4:00 Uhr nachts zum Busbahnhof, um sich einzeln von ihm zu verabschieden und ihm zahlreiche Geschenke mitzugeben. Nie werde ich diesen Menschauflauf vergessen, der Abschied war sehr emotional und selbst meinem Mitstudenten standen Tränen in den Augen der Rührung. In diesem Augenblick wurde mir bewusst, dass ich mich vielleicht doch um eine unvergessliche Erfahrung gebracht hatte.

Für uns ausländische Studierende wurden mehrfach Partys und Ausflüge organisiert. Hier zeigte sich die Universität äußerst spendabel und einfallreich. Meine Vorstellung von einer Party unterschied sich grundlegend von der unserer Gastgeber. Meine erste Party hatte ich leider verpasst. Gewohnheitsmäßig und mit der Erwartung, dass die ersten Gäste wohl nach und nach erscheinen würden, machte ich mich gegen 20.45 Uhr auf den Weg. Doch die Gäste waren wider Erwarten bereits vollständig und das schon seit mehreren Stunden. Die Party hatte wirklich um 18.30 Uhr begonnen und als ich kam herrschte Aufbruchstimmung. Essen und nichtalkoholische Getränke waren in Massen vorhanden und für jeden frei zugänglich. Nachdem

ich es mir gerade gemütlich gemacht hatte, versammelten sich die Organisatorinnen plötzlich im Kreis und forderten zur Teilnahme an folgendem Ritual auf: Neugierig reihte ich mich ein. Es wurde ein paar Mal kollektiv in die Hände geklatscht und damit war die Party beendet. Dann machten sich alle gemeinsam an die Aufräumarbeiten und dank vieler flinker Hände, konnte der Partyraum rechtzeitig um 21.15 Uhr geschlossen werden.

Das „Ausklatschen“ der Partys habe ich noch häufiger erlebt, ebenso wie die kollektiven Aufräumarbeiten, welche ich als äußerst positiv erlebt habe. Diese Art Partys zu feiern hat ihre Vorteile: Dadurch, dass es keinen Alkohol gibt, gibt es keine Streitereien, stattdessen gibt es viel leckeres Essen, und das Aufräumen bleibt nicht an einer Person hängen.

Ich könnte noch von vielen mehr oder weniger verblüffenden Erlebnissen während meines Japan-Aufenthaltes berichten: über schockierende, einengende, spannende, traurige, aber auch zutiefst rührende. Meist basierten erlebte Differenzen auf den gegebenen kulturellen Unterschieden zwischen der japanischen und der deutschen Gesellschaftsstruktur. Die japanische basiert eher auf kollektiv geprägten Idealen, was für einen Deutschen, dem individuelles Denken und Empfinden als Ideal anerzogen wurde, einengend und aufopfernd erscheinen kann. Für Japaner wiederum kann die deutsche Denkweise als egoistisch geprägt wirken.

Von dem abstrakten Klischeebild des eher kollektivistisch geprägten Japaner hatte ich zuvor gehört und es zur Kenntnis genommen. Was aber damit gemeint gewesen sein sollte, hatte ich dann selbst herausfinden dürfen.

Betrachtet man so manche Geschehnisse in der Welt, so scheint es, dass es Länder gibt, die sich nicht so gut organisieren können. Japan gehört jedenfalls nicht dazu. Hier besteht ein System von fast schon akribischer Sicherheitserzeugung, in dem das Selbstwertgefühl mehr durch Gruppenzugehörigkeit genährt wird als durch Individualität. So ist das anscheinend mit den Klischees, dass sie zumindest einen kleiner Funken Wahrheit enthalten, manchmal vielleicht sogar einen größeren. Wie auch immer, so viel ist klar: Japan und die Japaner werden wohl stets einen Diskurs wert sein und vielleicht möchte sich der eine oder andere Leser meines Beitrags ja nun auch der „Herausforderung – Auslandsjahr in Japan“ stellen?

Ein Vergleich der 2007/2008 US Subprime-Finanzkrise mit der Finanzkrise durch die Vermögens- und Immobilienblase Japans 1987–90

Verlauf, Ursachen und Auswirkungen

Daniel WILLAM
Commerzbank AG, Frankfurt

1. Einleitung

Die folgende Arbeit soll einen Vergleich zwischen der derzeitigen *Subprime*-Krise in den USA und der Finanzkrise in Japan herausarbeiten. Hierbei stehen insbesondere der Verlauf und die Hintergründe der Blase im Blickpunkt, die in beiden Fällen die Ursache für die anschließende Finanzkrise gewesen sind. Als *Subprime-Bubble* lassen sich in den USA die Jahre 2001–2006 kennzeichnen; im Falle Japans gelten die Jahre 1987–1990 als der Zeitraum der *Bubble*.

Die Arbeit wird zunächst die Gemeinsamkeiten der beiden Krisen erörtern (Kapitel 2), dann auf die Unterschiede eingehen (Kapitel 3) und zum Schluss die wichtigsten Erkenntnisse zusammenfassen (Kapitel 4).

2. Ähnlichkeiten zwischen beiden Krisen

Die Krisen in Japan und den USA ähneln sich in drei Bereichen: a) Dem Verlauf der Blase vor der Krise, b) den Marktbedingungen während der Blase und c) den finanziellen Auswirkungen der Krise.

2.a Verlauf der Blase vor der Krise

Die Finanzkrisen in Japan und den USA sind beide die unmittelbare Folge des Platzens der vorhergehenden Blase. Diese Blasen haben drei gemeinsame Merkmale: stark steigende Immobilien- und Aktienpreise sowie überdurchschnittliches Wirtschaftswachstum.

In beiden Ländern waren die Immobilienpreise in den zehn Jahren vor dem Platzen der Bubble enorm angestiegen: So haben sie sich in Japan zwischen 1981 und 1991 fast verdoppelt (Anstieg um 92 %), in den USA haben sie sich zwischen 1996 und 2006 sogar fast verdreifacht (Anstieg um 190 %).¹ Die Werte sind nach dem Platzen der Blase wieder gefallen; in Japan haben sie sich bis heute nicht erholt und liegen noch unter dem Niveau von 1980.

Eine ähnliche Entwicklung ist bei den Vermögenswerten zu erkennen: Die Aktienpreise sind in den USA zwischen 2001 und 2005 um fast 70 % gestiegen, die Aktienpreise in Japan zwischen 1985 und 1989 haben sich gar fast verdreifacht (Anstieg um 194 %).² Auch hier sind die Werte mit dem Platzen der Bubble wieder gesunken; das Rekordniveau in Japan von über 38.900 Punkten hat der Index bis heute nicht mehr erreichen können, Mitte 2008 liegt er unter dem Niveau von 1986.

Zuletzt ist in den USA und in Japan die Zeit der Blase durch ein überdurchschnittliches Wachstum gekennzeichnet gewesen: Zwischen 1986 und 1990 war die japanische Wirtschaft jährlich um Werte zwischen 3 und 7 % und damit über dem Durchschnitt der letzten zwanzig Jahre von 2,2 % gewachsen; anschließend konnte die japanische Wirtschaft diese Werte bis heute nicht mehr wiederholen. In den USA ist die Wirtschaft zwischen 2002 und 2007 jährlich um Werte zwischen 3 und 5 % gewachsen, auch das lag über dem Durchschnitt der letzten zwanzig Jahre von 2,9 %.

2.b Ähnliche Marktbedingungen

In den USA und in Japan ist die Blase in einem sehr ähnlichen Marktumfeld entstanden. Die Jahre vor Platzen der Blase bis zur Krise lassen sich in vier Phasen einteilen und analog dem Verlauf der Leitzinsen der Zentralbank darstellen.

¹ Urban Land Price Index (Japan), S&P/Case-Shiller Home Price Index (USA).

² Nikkei 225 (Japan), Dow Jones Industrial Average (USA).

- Phase I, ca. sechs bis vier Jahre vor Platzen der Blase (USA 2000–2002, Japan 1985–1986):

In dieser Phase findet eine Abkühlung der Wirtschaft vom letzten Aufschwung statt. In den USA ist dies die Folge der New Economy, in Japan unter anderem die Folge einer nominalen Aufwertung des Yen im Rahmen des Plaza-Abkommens.³ Der Leitzins wird von einem hohen Stand sukzessive auf einen historischen Tiefstand gesenkt: in den USA von 6,5 auf 1,75 %, in Japan von 5 auf 2,5 %.

- Phase II, ca. 4 bis 2 Jahre vor Platzen der Blase (USA 2002–2004, Japan 1986–1988):

In dieser Phase des Niedrigzinsumfelds wird nach alternativen, hochverzinslichen Geldanlagen gesucht. Die Kreditvergabe der Banken weitet sich aus, durch Spekulationen entsteht die Blase. Die Leitzinsen verbleiben auf niedrigem Niveau: In den USA werden sie zeitweise auf unter 1 % gesenkt, in Japan verharren sie bei 2,5 %.

- Phase III, 2 Jahre vor Platzen der Blasen bis zum Platzen selbst (USA 2004–2006, Japan 1988–1990):

In dieser Phase bläht sich die Blase auf und es findet eine Überhitzung der Wirtschaft statt. Die Spekulationen und die Kreditvergabe der Banken weiten sich auf immer breitere Felder aus. Um der Entwicklung entgegenzutreten erhöht die Zentralbank sukzessive die Leitzinsen: In den USA auf 5,25 %, in Japan auf 6 %.

- Phase IV, Platzen der Blase und Beginn der Finanzkrise (USA seit 2006, Japan nach 1990)

Durch das Platzen der Blase entsteht die Finanzkrise. Die Banken schränken die Kreditvergabe ein, die Krise weitet sich auf die Realwirtschaft aus. Um die Wirtschaft anzukurbeln, werden die Leitzinsen wieder gesenkt.

2.c Finanzielle Auswirkungen der Finanzkrise

Neben den ähnlichen Charakteristika der vorhergehenden Blase haben die Finanzkrisen in Japan und den USA auch eine ähnliche Größen-

³ Siehe z. B. Kuroda, H., “The ‘Nixon Shock’ and the ‘Plaza Agreement’: Lessons from Two Seemingly Failed Cases of Japan’s Exchange Rate Policy,” *China & World Economy*, 2004, 12 (1): S. 3–10.

ordnung. Der Internationale Währungsfonds schätzt die direkten Kosten der Subprime-Krise auf ca. 950 Mrd. Dollar.⁴ Im Vergleich dazu benennt er die Kosten der Finanzkrise Japans während der 1990er Jahre auf ca. 750 Mrd. Dollar. Die Kosten der Krisen haben also die Dimensionen eines Bruttoinlandprodukts (BIP) einer größeren Volkswirtschaft wie Holland, Mexiko oder Australien.

Allerdings ist Japan im Vergleich zur eigenen Wirtschaftsleistung härter getroffen worden als die USA: die Kosten entsprechen hier ca. 15 % des BIPs während die Kosten in den USA nur ca. 7 % des BIPs ausmachen.

3. Unterschiede

Neben den Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Krisen gibt es aber auch Unterschiede. Diese sind a) in der verschiedenen Gruppe der betroffenen Kreditnehmer und b) in den bilanziellen und regionalen Auswirkungen der Krise zu sehen.

3.a Betroffene Kreditnehmer

Wie bereits beschrieben ist die Blase in Japan wie auch in den USA durch eine massive Ausweitung der Kredite entstanden. Während in Japan diese Kredite vor allem an Unternehmen vergeben worden waren, waren es in den USA besonders die privaten Haushalte, die sich in erhöhtem Maße verschuldet hatten.

Zum Verständnis der Situation in Japan ist die Entwicklung des Finanzsystems Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre zu betrachten. In Japan hat nach dem Zweiten Weltkrieg ein kreditbasiertes Finanzsystem dominiert, das heißt, dass Unternehmen ihr Kapital weniger durch die Emission von Wertpapieren als primär durch die Kreditaufnahme bei Banken bezogen haben. Seit Ende der 1970er Jahre sind in Japan jedoch die Kapitalmärkte gestärkt worden.⁵

⁴ International Monetary Fund, *Global Stability Report—Containing Systemic Risks and Restoring Financial Soundness*, 2008, S. 13.

⁵ Die Gründe hierfür sind unter anderem die steigende Staatsverschuldung aufgrund der Ölkrisen in den 1970er Jahren, die für die Emission und den Handel von Staatsschuldpapieren eine Finanzmarktinfrastuktur benötigt hat, sowie die internationale Öffnung der Märkte zu der Zeit.

Somit trat besonders für die großen Unternehmen, dem klassischen Klientel der japanischen Banken, der Kapitalmarkt als Alternative zur Finanzierung auf. Da durch den gestiegenen Wettbewerb die Margen auf den einzelnen Kredit gesunken sind, mussten die Banken zur Kompensation die Kreditvergabe ausweiten. Sie suchten sich neue Kundschaft, die sie in kleineren und mittleren Unternehmen gefunden haben.

Des Weiteren ist besonders bei Unternehmen im Bausektor die Kreditvergabe ausgeweitet worden. Hintergrund ist hier, dass seit Kriegsende die Immobilienpreise stets gestiegen sind und somit die Investitionen in diesem Bereich besonders lukrativ wirkten.⁶ Schließlich galt bei diesen Unternehmen die Immobilie als Sicherheit für den Kredit im Falle eines Ausfalls. Sowohl Kreditgeber als auch Kreditnehmer sind hier von stets weiter steigenden Immobilienpreisen ausgegangen.

Insgesamt hat sich in Japan zu dieser Zeit innerhalb von fünf Jahren die Kreditvergabe an Unternehmen im Bausektor sowie an kleinere und mittlere Unternehmen verdoppelt.⁷

In den USA hingegen wandten sich die Banken verstärkt an private Haushalte. Im Gegensatz zu den gewöhnlichen Krediten an kreditwürdige Haushalte (*Prime Credit*), stieg seit 2001 die Kreditvergabe an kreditunwürdige Haushalte (*Subprime Credit*). Hintergrund waren hier zwei Aspekte. Zum einen sind in den USA seit Kriegsende analog zu Japan die Immobilienpreise stets gestiegen und es herrschte die Erwartung, dass diese weiter steigen würden. Die Immobilie selbst wurde als Sicherheit für den Kredit genommen und sollte im Falle eines Ausfalls den Betrag decken. Zum anderen wurden die Kredite von den Banken an eine derart breite Masse vergeben, dass der einzelne Ausfall durch die anderen Kredite kompensiert wurde. Zu der genaueren Methodik zur Streuung der Kredite wird im nächsten Kapitel eingegangen. Der verbesserte Zugang zu Kapital für sonst kreditunwürdige Haushalte hat somit die Nachfrage nach Wohneigentum gestärkt: Auf dem Höhepunkt der Blase 2005 hat die Anzahl der verkauften Häuser das Doppelte der Anzahl betragen, die im Durchschnitt zwischen 1990 und 1995 verkauft worden waren.⁸

⁶ Als Hintergrund sind hier stetiges Wirtschaftswachstum, Urbanisierung, Bevölkerungswachstum sowie Anlagen in stille Reserven aus Steuerzwecken zu nennen.

⁷ Okina, K. et al. (2001).

⁸ U.S. Census Bureau (<http://www.census.gov/const/C25Ann/soldstories.pdf>).

3.b Bilanzielle und regionale Auswirkungen

Ein wesentlicher Unterschied zwischen Japan und den USA ist der Umgang mit den Krediten durch die Banken nach der Vergabe selbst. In Japan wurden die Kredite (und dadurch auch die Risiken) nach der Vergabe in den Bankbüchern gehalten. Dagegen haben amerikanische Banken ihre *Subprime*-Kredite nach der Vergabe zu verschiedenen „Paketen“ gebündelt. Die Breite an Krediten hat es erlaubt, die Pakete in verschiedene Risikostufen einzuteilen und somit zu unterschiedlichen Zinssätzen zu vergeben. Die Pakete wurden am Kapitalmarkt verbrieft und dadurch an Investoren weitergereicht. Die eingehenden Zinsen aus den ursprünglichen Krediten selbst sind dann nicht mehr an die Bank geflossen, sondern an den Investor, der das Wertpapier besaß. Im Gegenzug dazu hat die Bank für die Emission der „Pakete“ Zinsen erhalten. Durch komplexe Finanzinstrumente konnten diese Pakete dann durch die Investoren wieder in weitere Pakete gebündelt und weitergereicht werden. Durch diese breite Streuung von Krediten und damit auch der Risiken hat sich letztlich auch die Kreditvergabe an einzelne kreditunwürdige Haushalte vereinfacht.

Dieser unterschiedliche Umgang mit den Krediten zwischen Japan und den USA hat vor allem die regionale Verteilung und Schärfe der Finanzkrisen beeinflusst: Die japanischen Banken hatten nach Platzen der Blase eine hohe Zahl fauler Kredite in den Büchern, die sie zu hohen Abschreibungen und Einschränkungen für weitere Kredite gezwungen haben. Die Finanzkrise war deswegen in ihrer ganzen Schärfe aber primär auf Japan begrenzt. In den USA hingegen sind die Risiken und Kredite auch durch die fortgeschrittene globale Vernetzung der Finanzmärkte in die ganze Welt verteilt worden. Nur etwa 36 % der gesamten Abschreibungen sind in Nordamerika angefallen, 58 % hingegen in Europa. Allein in Deutschland sind 14 % der gesamten Abschreibungen angefallen.⁹

4. Fazit

Die Finanzkrisen in Japan und in den USA sind beide Ergebnisse einer typischen Bubble: Merkmale hierfür sind steigende Immobilien- und Vermögenspreise sowie überdurchschnittliches Wirtschafts-

⁹ Stand: 19. Mai 2008, Bloomberg.

wachstum. Außerdem sind die Blasen in einem sehr ähnlichen Wirtschaftsumfeld entstanden, was besonders durch den fast identischen Verlauf der Leitzinsen erkenntlich ist. Auch die geschätzte Größe der beiden Finanzkrisen ist durchaus vergleichbar. In beiden Fällen waren zuletzt die steigenden Immobilienpreise der Beschleuniger für die verstärkte Kreditvergabe der Banken.

Andererseits gibt es auch wesentliche Unterschiede zwischen diesen beiden Krisen: so waren in Japan im Wesentlichen Unternehmen betroffen, während es jetzt in den USA hauptsächlich die privaten Haushalte traf. Der wichtigste Unterschied liegt jedoch im Umgang der Banken mit den Krediten nach der Vergabe: In Japan haben die faulen Kredite in den Bankbüchern die Finanzkrise zu einem langen, schwerwiegenden, jedoch rein nationalem Problem gemacht. Im Gegensatz dazu haben die Banken in den USA die Risiken und dadurch auch die Auswirkungen der Krise global verstreut. Möglicherweise könnte dieser Aspekt die amerikanische Wirtschaft vor dem japanischen Schicksal bewahren, das über ein Jahrzehnt unter der Finanzkrise gelitten hat.

Literaturliste

- Demyanyk, Y. & O. van Hemert, "Understanding the Subprime Mortgage Crisis," *Supervisory Policy Analysis Working Papers*, Federal Reserve Bank of St. Louis, 2007 (5).
- Kawai, M., "Reform of the Japanese banking system," *International Economics and Economic Policy*, 2005, 2 (4): S. 30–335.
- Kobayashi, K., "Subprime Loan Crisis – Lessons from Japan's Decade of Deception," *RIETI Report*, 2008 (93).
- Okina, K., Shirakawa, M. & S. Shiratsuka, "The Asset Price Bubble and Monetary Policy: Japan's Experience in the Late 1980s and the Lessons," *Monetary and Economic Studies*, 2001, February (Special Edition): S. 395–450.
- Reinhart, C. & K. Rogoff, "Is the 2007 U.S. Sub-Prime Financial Crisis So Different – An International Historical Comparison," *NBER Working Paper* No. 13761, 2008.

Als Einstieg ins Thema Subprime-Krise empfiehlt sich auch der Eintrag bei Wikipedia unter "Subprime Mortgage Crisis".

Interkulturelle Psychologie: Der Einfluss der Kultur auf Denken und Urteilen

Andrea Zo-Rong WUCHERPFENNIG
Universität Hamburg

Einführung

Die traditionelle Psychologie forschte auf der Suche nach universellen psychischen Regularien fast ausschließlich an westlichen Versuchspersonen aus der Mittelschicht. Kultur als Faktor im Erleben und Verhalten des Menschen wurde so lange vernachlässigt. Die interkulturelle Psychologie dagegen untersucht den Einfluss des kulturellen Kontextes auf psychologische Mechanismen und stellt einige als universell angenommene Befunde in Frage. Damit vereint sie Befunde von Anthropologen und Kulturwissenschaftlern, die teilweise in Widerspruch zu psychologischen Theorien standen, mit der klassischen Psychologie.

Interkulturelle Theorien beschäftigen sich mit den psychologischen Unterschieden, vor allem zwischen asiatischen und westlichen Kulturen, die durch Kulturzugehörigkeit verursacht werden. Die Theorien beschreiben fundamentale Unterschiede in basalen Selbstkonstruktionsprozessen, die sich auf die Struktur der kognitiven Prozesse auswirken. Daraus entwickelten Markus u. Kitayama (1991) das Modell der interdependenten und independenten Self-Constructual.

Einer der elementarsten kognitiven Prozesse ist die Attribution, die Zuschreibung von Ursachen zu Ereignissen. Aus ihr folgen alle Kognitionen über soziale Situationen und damit Beurteilungen, Entscheidungen und Handlungen. Ross (1977) und Jones u. Harris (1967) zeigten, dass Menschen beim Beurteilen einer kognitiven Verzerrung unterliegen, sie unterliegen dem Dispositionismus. Demzufolge schreiben Menschen das Verhalten anderer eher deren Persönlichkeitseigenschaften zu, und unterschätzen dabei situative Aspekte, die Verhalten entscheidend beeinflussen. Die interkulturelle Psychologie zeigt, dass diese Verzerrung charakteristisch für westliche

Kulturen ist und in asiatischen Kulturen deutlich seltener auftritt. Unsere Studie, durchgeführt an der Universität Hamburg und der Hankuk University of Foreign Studies in Seoul, zeigt, dass deutsche Studenten die Ursachen für Handlungen anderer eher mit deren Persönlichkeitseigenschaften begründen (dispositionale Attribution), während koreanische Studenten die Ursache für Handlungen anderer eher mit deren Situation erklären (situationale Attribution). Während die deutschen Studenten einen ausgeprägten Dispositionismus zeigen, attribuieren Koreaner wesentlich ausgewogener und zeigen diese Verzerrung vermindert.

Was ist interkulturelle Psychologie?

Der Gegenstand der Psychologie ist das menschliche Erleben und Verhalten. Die interkulturelle Psychologie ist eine interdisziplinäre Wissenschaft, die sich unter Einflüssen aus Anthropologie, Linguistik und den Kulturwissenschaften in den letzten 30 Jahren entwickelte. Sie erforscht, ob und wie Kultur psychische Prozesse beeinflusst.

Die Psychologie erforscht den Menschen vor allem durch empirische Methoden. Sie versucht, fundamentale und universelle, also für alle Menschen gültige, Regularien der Psyche zu finden und zu erklären. Es fanden sich Phänomene, die über die Zeit unverändert immer wieder an Versuchspersonen bestätigt wurden, wie z. B. Verzerrungen im Attributionsprozess (Gilbert u. Malone, 1995; Jones u. Harris, 1967; Lewin, 1931; Ichheiser, 1949; Ross, 1977). Allerdings wurde der Großteil dieser Forschung quasi ausschließlich an weißen amerikanischen bzw. westeuropäischen Studenten der Mittelschicht betrieben (Markus u. Kitayama, 1991; Nisbett, Peng, Choi u. Norenzayan, 2001; Shweder, 1993).

In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts stellten Wissenschaftler aus anderen Kulturkreisen fest, dass sie einige der so gewonnenen Phänomene innerhalb ihrer Kultur nicht replizieren konnten. So wurde deutlich, dass in den psychologischen Modellen der Faktor Kultur mit einbezogen werden muss. Dies deckte sich mit den Befunden von Anthropologen und Kulturwissenschaftlern, die bereits diverse Unterschiede im Erleben und Verhalten Angehöriger anderer Kulturen dokumentiert hatten (Shweder, 1993).

Das häufigste Vorgehen in der interkulturellen Psychologie sind Vergleichsstudien zwischen westlichen Ländern, v. a. den USA, und asiatischen Ländern, v. a. China, Japan oder Südkorea. Die USA werden als individualistische Gesellschaft bezeichnet; ihre kleinste soziale Einheit ist das Individuum. In ihrem kulturellen Mittelpunkt stehen die individuellen Bürgerrechte mit der Zusicherung von individueller Freiheit und Menschenwürde. Diese Tradition wurzelt in der griechischen Philosophie und verankerte sich durch die Aufklärung und die Französische Revolution mit ihren Motiven von Freiheit und Gleichheit in der westlichen Hemisphäre. Die Verortung der Entscheidungsgewalt im Individuum führte zu einem Gefühl von persönlicher Instanz, die für Entscheidungen verantwortlich ist (*personal agency*) (Nisbett, Peng, Choi, Norenzayan, 2001).

Die ostasiatischen Länder werden als kollektivistisch bezeichnet; ihre kleinste soziale Einheit ist die Beziehung (Hofstede, 1980; Markus u. Kitayama, 1991; Nisbett, Peng, Choi, Norenzayan, 2001). Das Gegenstück zur Person als *personal agency* ist die Sicht der Person als in reziproke soziale Verpflichtungen eingebunden. Hier entstand ein Gefühl von kollektiver Instanz, in die die Person eingebettet ist und sich dem Wohl des Ganzen anpasst (*collective agency*). So weist die chinesische Kultur in Medizin und Philosophie holistische und dialektische Züge auf. Sie geht zurück auf die konfuzianische Lehre, die vor allem die Bedeutung von sozialen Beziehungen betont, sowie die chinesische Philosophien des Taoismus (Nisbett, Peng, Choi, Norenzayan, 2001). Diese philosophische Tradition hat sich von China in die angrenzenden asiatischen Staaten ausgebreitet.

Die bisherigen Ergebnisse der interkulturellen Psychologie zeigen, dass Kultur Einfluss auf psychische Prozesse ausübt. Kulturelle Hintergründe und soziale Situationen bilden den Rahmen, in dem sich psychische Systeme entwickeln. Davon auszugehen, dass die Untersuchung von weißen, westlichen Angehörigen der Mittelschicht ausreicht, um Gesetzmäßigkeiten über das Erleben und Verhalten von Menschen zu entdecken, ist ungenügend. Sobald der Mensch in einem kulturellen Kontext handelt, was fast immer gilt, können unterschiedliche kulturelle Rahmenbedingungen zu unterschiedlichen Reaktionen führen.

Theorie des Self-Construal

Eine bedeutende Theorie der interkulturellen Psychologie über die Unterschiede in psychologischen Prozessen von Ost und West stammt von der Amerikanerin Hazel Rose Markus und dem Japaner Shinobu Kitayama. Markus lebte zeitweise in Japan und Kitayama lebt und arbeitet in den USA. Beide erlebten während ihrer Auslandsaufenthalte soziale Situationen, in denen ihr Verhalten nicht ihrer Absicht entsprechend interpretiert wurde bzw. das Verhalten anderer für sie nicht zu verstehen war (Markus u. Kitayama, 1991). Diese eigenen Erfahrungen erforschten sie systematisch und lieferten einen Erklärungsansatz.

In ihrem einflussreichen Artikel "Culture and the Self: Implications for Cognition, Emotion, and Motivation" (1991) beschreiben sie ihre Theorie des independenten und interdependenten Self-Construals.

Als Self-Construal bezeichnen Markus und Kitayama Muster von Verhalten sowie Arten von Gefühlen, Denken, Bewerten und Wissen. (Markus u. Kitayama 1991). Einerseits ist mit *construal* das psychische System gemeint, also die Sichtweise von außen auf den Menschen, andererseits aber auch die Wahrnehmung des Menschen von sich selbst (das Selbst-Verständnis). Kitayama und Markus gehen davon aus, dass Kultur die Art des Self-Construals beeinflusst. Die Art des Self-Construals wiederum bestimmt die Ausformung der grundlegenden psychischen Prozesse Emotion, Kognition und Motivation.

Sie stellen dabei zwei Arten des Self-Construals heraus: das interdependenten und independenten Self-Construal.

Das independenten Self-Construal

Das independenten Self-Construal ist prototypisch für westliche Kulturen. Es kann auch als individualistisch, ichbezogen, separatistisch oder autonom beschrieben werden.

Westlich Kulturen betonen Ziele wie Unabhängigkeit von anderen, Erfolg durch eigene Leistungen, Selbstständigkeit, Selbstverantwortung und den Ausdruck der eigenen Persönlichkeit (Miller, 1984; Shweder u. Bourne, 1982). Diese Ziele erfordern Individuen, die

ihr Verhalten primär an eigenen Gedanken, Gefühlen und Werten messen, statt sich auf andere und deren Gedanken, Gefühle und Werte zu beziehen. Außerdem gilt es, selbstverantwortlich für das eigene Handeln und möglichst erfolgreich und anerkannt zu sein. Ausdruck findet dieses Self-Construal z. B. im amerikanischen Traum und in der liberalen Sozialpolitik mit der Betonung von Eigenverantwortung und Freiheit von staatlicher Regulation.

Das independente Self-Construal lässt sich so zusammenfassen: Der Kern der Selbst-Sicht ist die Selbstkonstruktion als autonome und unabhängige Person. Die Wahrnehmung des Selbst ist vom sozialen Kontext relativ unabhängig.

Das interdependente Self-Construal

Das interdependente Self-Construal ist prototypisch für ostasiatische Kulturen. Es kann mit den Begriffen kollektivistisch, soziozentrisch, holistisch oder relational beschrieben werden.

Asiatische Kulturen wie die koreanische oder japanische betonen die fundamentale Verbundenheit von Menschen zueinander. Es gilt, diese Verbundenheit zu erhalten und zu verstärken. Interdependenz bedeutet, dass sich das Individuum als Teil von umfassenden sozialen Beziehungen versteht. Die Orientierung an eine größere soziale Einheit erfordert eine Konstruktion des Selbst als Teil eines Gefüges, das teilweise durch andere bestimmt ist. Das Self-Construal orientiert sich dabei weitgehend daran, was die Person als Gedanken, Gefühlen und Verhalten von anderen in Beziehungen wahrnimmt. Die Wahrnehmung des Selbst ist mit dem sozialen Kontext verbunden.

Auch das interdependente Selbst besitzt persönliche Attribute wie Charakterzüge, Fähigkeiten, Meinungen und Werte. Diese sind jedoch stark situations- und beziehungsspezifisch und damit variabel. Das hat zur Folge, dass der Kontext das Verhalten mehr beeinflusst als stabile Persönlichkeitszüge des interdependenten Selbst.

Außerdem wird den eigenen Werten, Meinungen und Bedürfnisse oft eine untergeordnete Rolle zugewiesen. Sie müssen reguliert und kontrolliert werden, um dem primären Ziel der Interdependenz

nicht im Wege zu stehen. Diese Selbstkontrolle gilt in Asien als angemessene Zurückhaltung, Bescheidenheit und Reife.

Die folgende Tabelle veranschaulicht die angenommenen Unterschiede zwischen independenten und interdependenten Self-Construal.

Zusammenfassung von Hauptunterschieden zwischen Independenten und Interdependenten Selbstkonstruktionen

Merkmal	Independent	Interdependent
Definition	Getrennt vom sozialen Kontext	Verbunden mit dem sozialen Kontext
Struktur	Begrenzt, einzigartig, stabil	Flexibel, variabel
Wichtige Merkmale	Internal, privat (Fähigkeiten, Gedanken, Gefühle)	External, öffentlich (Status, Rollen, Beziehungen)
Aufgaben	Einzigartig sein Das Selbst zum Ausdruck bringen Eigenschaften umsetzen Eigene Ziele verfolgen Direkt sein	Zugehörigkeit, „sich Einfügen“ Seinen eigenen Platz ausfüllen Angemessenes Verhalten zeigen Die Ziele anderer verfolgen Indirekt sein, anderer Gedanken lesen
Rolle der anderen	Selbst-Bewertung: andere sind wichtig für sozialen Vergleich, spiegeln Wertschätzung	Selbst-Definition: Beziehungen zu anderen in bestimmten Kontexten definieren das Selbst
Grundlage des Selbstbewusstseins	Fähigkeit, sein Selbst auszudrücken, Bewertung der inneren Eigenschaften	Fähigkeit, das Selbst abzustimmen, zurückzuhalten, Harmonie mit dem sozialen Kontext aufrechtzuerhalten

(Aus: Markus u. Kitayama 1991: "Culture and the Self: Implications for Cognition, Emotion, and Motivation," *Psychological Review*, Vol. 98, No. 2, 230)

Die Theorie über das Self-Construal erklärt, wie Kultur die Ausbildung der Persönlichkeit und ihre Eigenschaften beeinflusst. Das bedeutet, dass die Kultur über die Art des Self-Construals auch kogni-

tive, emotionale und motivationale Prozesse bestimmt. Einer dieser grundlegenden kognitiven Prozesse ist die Attribution

Was ist Attribution?

Attribution ist der Prozess der Zuschreibung von Gründen für erlebtes oder beobachtetes Verhalten. Der Grund für ein Verhalten kann in der Persönlichkeit eines Menschen liegen (dispositionale Attribution) oder in den Umständen der Situation, in der die Handlung eingebettet ist (situationale Attribution).

Ein Beispiel: Wenn ich an der Kasse in einer Schlange stehe und sich jemand vorne vordrängelt, kann ich denken: „So ein egoistischer Mensch!“ (dispositional erklärt). Wenn ich selbst an der Kasse vordrängele, könnte ich mir mein Verhalten so erklären „Ich muss mich beeilen, ich stehe im Parkverbot und meine Gäste kommen gleich“ (situational erklärt). Somit beurteilen wir, ob ein Charaktermerkmal einer Person oder Situationsmerkmale verantwortlich für das Verhalten von jemanden sind: Attribution bestimmt, wie wir uns die Welt erklären und interpretieren (Gilbert u. Malone, 1995; Jones u. Harris 1967; Ross, 1977).

Die Bedeutung von Attribution

Menschen suchen nach Erklärungen für das, was sie erleben und beobachten. Attribution ist genau diese Zuordnung von Gründen zu Geschehnissen. Der Attributionsprozess ist unserer Reaktion auf die Welt vorgeschaltet. Auch in sozialen Situationen überlegen wir, warum unser Interaktionspartner wie gehandelt hat, d. h. wir attribuieren (oft in automatisierten, nicht bewussten Prozessen). Je nach Erklärung variiert dann unser Verhalten. Denkt ein Beobachter eines Missgeschicks zum Beispiel, dass der Verunglückte selbst Schuld ist, so sinkt damit seine Hilfsbereitschaft. Denkt er, der Verunglückte ist ein Opfer der Umstände, wird seine Hilfsbereitschaft ansteigen. Attribution ist also über die eigentliche Kausalanalyse hinaus die Grundlage unseres

Selbstbilds, unseres Weltbilds, unserer Emotionen und damit auch die Grundlage unseres Verhaltens (Weiner, 1986).

Die Tendenz zum Dispositionismus

In zahlreichen Studien im Westen zeigte sich, dass dort lebende Versuchspersonen in ihrem Erklärungsprozess der Handlungen anderer einer kognitiven Verzerrung unterliegen. Sie tendieren dazu, Verhalten anderer auf deren Persönlichkeitseigenschaften zurückzuführen (Dispositionismus). Dies passiert, wenn weder Persönlichkeitsmerkmale noch Umstände der Situation bekannt sind.¹

Das heißt, der Einfluss von Persönlichkeitsmerkmalen anderer auf ihre Handlungen wird überschätzt und der Einfluss von Situationsmerkmalen wird ignoriert – sogar, wenn diese ganz offensichtlich sind. (Review: Gilbert u. Malone, 1995; Bierbrauer, 1979; Fein, Hilton, u. Miller, 1990; Festinger u. Carlsmith, 1959; Heider, 1958; Ichheiser, 1949; Jones u. Harris, 1967; Jones, 1979; Lewin, 1931; Miller, Ashton, u. Mishal, 1990; Ross, 1977)

Studien in Asien dagegen zeigen, dass die dort lebenden Menschen tendenziell eher die Situation (Atmosphäre, soziale Normen und andere Kontextfaktoren) als Ursache für beobachtetes Verhalten in Betracht ziehen. Dagegen konzentrieren sich Amerikaner mehr auf dispositionale Faktoren. Daher gilt eine verminderte dispositionale Attributionsverzerrung oder eine situationale attributionale Verzerrung als typisch für kollektivistische Kulturen wie Japan oder Korea, eine dispositionale Verzerrung typisch für individualistische Länder wie die USA (Cha u. Nam, 1985; Choi u. Nisbett, 1998; Lee, Hallahan u. Herzog, 1996; Markus u. Kitayama, 1991; Miller, 1984; Morris, Nisbett, u. Peng, 1995; Morris u. Peng, 1994).

¹ In diesem Fall ist es wichtig zu beachten, dass es keine „richtige“ oder „falsche“ Attribution gibt. Liegen weder Informationen über die Persönlichkeit noch über die Situation vor, ist Ursächlichkeit für einen Beobachter per se nicht sichtbar, somit auch nicht korrekt attribuierbar. Wenn attribuiert wird, ist für einen Außenstehenden kein Urteil über Wahrheit oder Verzerrung möglich. Allerdings ist es erstaunlich, dass trotz „Unsichtbarkeit“ von Ursachen die Tendenz zur Beurteilung von Persönlichkeit als Handlungsauslöser besteht.

Das heißt, im Westen denkt man: „Der ist so, darum verhält er sich so.“ In Asien denkt man: „Der verhält sich gemäß der Situation.“ Wird zum Beispiel ein sozial unerwünschtes Verhalten beobachtet, so wird die westliche Attribution eher zu einer negativen Beurteilung des Charakters durch den Beobachter führen, der sich in der Folge zum Beispiel unfreundlicher verhalten wird. Außerdem wird der westliche Beobachter in zukünftigen Interaktionen sein durch die Attribution gefälltes Urteil über den Charakter des Handelnden zur Grundlage seines eigenen Verhaltens nehmen. Asiaten würden eher den Kontext mit in Betracht ziehen, den Handelnden nicht auf Grund seines Verhaltens beurteilen und sich z.B. nicht bestrafend verhalten (Nisbett, Peng, Choi, Norenzayan, 2001). Das einmal gezeigte Verhalten des Handelnden verbleibt als singuläre kontextbezogene Aktion und wird in späterer Interaktion nicht im Sinne von Handlungstendenzen berücksichtigt.

Die Befunde über grundlegende Unterschiede bei der Attribution von Ursachen bestätigen die Theorie von Markus u. Kitayama. Die independenten Menschen im Westen, die von sich selbst und anderen eine Wahrnehmung haben, die auf stabilen Eigenschaften, Freiheit zum Ausdrücken der eigenen Person und unabhängiges und verantwortliches Handeln beruht, richten mehr Aufmerksamkeit auf den Handelnden und schreiben seiner Persönlichkeit die Ursache für die Handlung zu. Die interdependenten Menschen im Osten, die sich selbst und andere als verbunden und in einen situativen Kontext eingebettet wahrnehmen, richten mehr Aufmerksamkeit auf situative Bedingungen und den Kontext des Handelnden.

Unsere empirische Studie zu kulturellen Unterschieden im
Attributionsstil

Zur Überprüfung der geschilderten Unterschiede von Menschen im Westen und im Osten im Attributionsstil haben wir eine empirische Untersuchung durchgeführt (Veröffentlichung in Vorbereitung).²

² Mein Forschungsaufenthalt in Südkorea wurde durch ein Stipendium zur Förderung von Abschlussarbeiten des DAAD ermöglicht. Für die großzügige finanzielle Unterstützung möchte ich mich herzlich bedanken.

Unsere Studie vergleicht den Attributionsstil von Südkoreanern und Deutschen. Das Interessante an diesem Vergleich ist, dass nicht die Japan und USA, über die viel geforscht wird, verglichen werden. In interkulturellen Studien werden meistens diese beiden Länder untersucht, und die Ergebnisse auf andere westliche bzw. asiatische Länder übertragen. Wir erhoben Daten von 118 Studenten an der Hankuk University of Foreign Studies in Seoul, Südkorea und von 125 Studenten an der Universität Hamburg in Hamburg, Deutschland.

Die Versuchspersonen bearbeiteten einen Fragebogen, in dem vier Situationen mit Handlungen eines Protagonisten beschrieben waren. Zuerst lasen sie die Schilderung eines Ereignisses und des Verhaltens der Protagonisten, anschließend beurteilten sie auf einer Skala von 1 bis 7 jeweils den Einfluss der Persönlichkeit sowie den Einfluss der Situation auf das Verhalten der agierenden Person.

Die Datenanalyse bestätigte die Hypothese, dass sich Deutsche und Koreaner in ihrem Attributionsstil unterscheiden. Es zeigte sich, dass Koreaner weniger Attributionsfehler begehen im Vergleich zu Deutschen. Das heißt, dass Koreaner zwar wie Deutsche in erster Linie Persönlichkeitseigenschaften des Protagonisten für sein Verhalten verantwortlich machen, aber verstärkt situationale Aspekte als Einfluss in Betracht ziehen. Allerdings zeigte sich diese Minderung von Dispositionismus nicht so stark ausgeprägt wie in vergleichbaren anderen interkulturellen Studien in Japan.

Unsere Studie bestätigt die Theorie von Markus und Kitayama. Menschen in Korea haben bei Betrachtung der gleichen Situation eine weniger ausgeprägte Tendenz zum Dispositionismus als Menschen in Deutschland. Allerdings wird deutlich, vergleicht man die gefundenen Ergebnisse mit anderen interkulturellen Studien, dass auch innerhalb eines Kulturkreises zwischen einzelnen Ländern differenziert werden muss. Da unterschiedliche Attribution mannigfaltige Auswirkungen auf unser Denken und Handeln hat, ist die kulturelle Prägung ein Faktor, der sich im alltäglichen Verhalten und Erleben von Menschen niederschlägt, und somit nicht aus der psychologischen Forschung ausgeklammert werden darf.

Literatur

- Bierbrauer, G. (1979). Why did he do it? Attribution of obedience and the phenomenon of dispositional bias. *European Journal of Social Psychology*, 9, 67–84.
- Cha, J.-H., u. Nam, K. D. (1985). A test of Kelley's cube theory of attribution: A cross-cultural replication of McArthur's study. *Korean Social Science Journal*, 12, 151–180.
- Choi, I., u. Nisbett, R. E. (1998). Situational salience and cultural differences in the correspondence bias and in the actor-observer bias. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 24, 949–960.
- Fein, S., Hilton, J. L. u. Miller, D. T. (1990). Suspicion of ulterior motivation and the correspondence bias. *Journal of Personality and Social Psychology*, 58, 753–764.
- Festinger, L. u. Carlsmith, J. (1959). Cognitive consequences of forced compliance. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 58, 203–210.
- Gilbert, D. T., u. Malone, P. S. (1995). The correspondence bias. *Psychological Bulletin*, 117, 21–38.
- Heider, F. (1958). *The psychology of interpersonal relations*. New York: Wiley.
- Hofstede, G. (1980). *Culture's consequences: International differences in work-related values*. Beverley Hills, CA: Sage.
- Ichheiser, G. (1949). Misunderstandings in human relations: A study in false social Perception. *American Journal of Sociology*, 55.
- Jones, E. E. (1979). The rocky road from acts to dispositions. *American Psychologist*, 34, 107–117.
- Jones, E. E., u. Harris, V. A. (1967). The attribution of attitudes. *Journal of Experimental Social Psychology*, 3, 1–24.
- Lee, F., Hallahan, M., u. Herzog, T. (1996). Explaining real life events: How culture and domain shape attributions. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 22, 732–741.
- Lewin, K. (1931). The conflict between Aristotelian and Galileian modes of thought in contemporary psychology. *Journal of General Psychology*, 5, 141–177.
- Markus, H. R. u. Kitayama, S. (1991). Culture and the self: Implications for cognition, emotion, and motivation. *Psychological Review*, 98, 224–253.
- Miller, J. G. (1984). Culture and the development of everyday social explanation. *Journal of Personality and Social Psychology*, 46, 961–978.

- Miller, A. G., Ashton, W. u. Mishal, M. (1990). Beliefs concerning the features of constrained behavior: A basis for the fundamental attribution error. *Journal of Personality and Social Psychology*, 59, 635–650.
- Morris, M., Nisbett, R. E., u. Peng, K. (1995). Causal understanding across domains and cultures. In D. Sperber, D. Premack, u. A. J. Premack (eds.). *Causal cognition: A multidisciplinary debate* (pp. 577–612). Oxford, England: Oxford University Press.
- Morris, M. W., u. Peng, K. (1994). Culture and cause: American and Chinese attributions for social and physical events. *Journal of Personality and Social Psychology*, 67, 949–971.
- Nisbett, R. E., Peng, K., Choi, I., u. Norenzayan, A. (2001). Culture and systems of thought: Holistic vs. analytic cognition. *Psychological Review*, 108, 291–310.
- Ross, L. (1977). The intuitive psychologist and his shortcomings. In L. Berkowitz (ed.). *Advances in experimental social psychology*, Vol. 10, pp. 173–220. San Diego, CA: Academic Press.
- Shweder, R. A., u. Bourne, E. J. (1982). Does the concept of person vary cross-culturally? In A. J. Marsella u. G. M. White (eds.). *Cultural conceptions of mental health and therapy*, London: Reidel, 130–204.
- Shweder, R. A., u. Sullivan, M. A. (1993). Cultural psychology: Who needs it? *Annual Review of Psychology*, 44, 497–519.
- Weiner, B. (1986). *An attributional theory of motivation and emotion*. New York: Springer.

Kinder vor der Leinwand

Ein metaphorisches Zuschauerbild im frühen deutschen
Kino-Diskurs

YANAGIBASHI Daisuke
Freie Universität Berlin
Universität Tōkyō

Einleitung oder: Ein halbwüchsiger Cineast

In mildem Lichte Jakob Apfelböck
Erschlug den Vater und die Mutter sein
Und schloß sie beide in den Wäscheschrank
Und blieb im Hause übrig, er allein.¹

Es war anscheinend nur einer der grellsten unter anderen ähnlichen Vorfällen: Den Ermittlungen zufolge soll ein 16-Jähriger am Abend des 29. Juli 1919 in Münchner Vorort seine Eltern erschossen haben. Der Kriminalfall des halbwüchsigen Elternmörders Joseph Apfelböck, der „[v]or sieben Tagen“ „noch ein Kind“² war, stand dieser Tage in der bayrischen Sensationspresse zur aufgeregten Diskussion. Im Erklärungsversuch war es aber nicht etwa die damalige schwere politische Unruhe in München, die man als möglichen Hintergrund der Tat vermutete, sondern der schädliche Einfluss der Medien. Nach den Vernehmungen und psychiatrischen Beobachtungen wurde ein Gutachten vorgelegt, in dem von Apfelböcks erhöhter Phantasietätigkeit durch häufigen Kinobesuch und das Lesen von Schundliteratur gesprochen wurde. Ende November des gleichen Jahres fiel das Urteil über eine Gefängnisstrafe von 15 Jahren. In der Urteilsbegründung

¹ Brecht 1919/27, S. 42.

² Ebd. Das Medienevent Apfelböck diente dem Gedicht aus demselben Jahr zwar als eine Vorlage; der Bezug auf den Vorfall bleibt jedoch indirekt, indem Apfelböck im Gedicht Jakob (nicht: Joseph) genannt wird und die Eltern erschlagen (und nicht erschossen) hat.

scheinen die Richter die Öffentlichkeit zu einer lebensweltlichen Reform der Jugend im Allgemeinen aufzufordern:

Ein besonders grelles Licht wirft der Fall auf die Gefahren, denen insbesondere jener Teil unserer Großstadtjugend ausgesetzt ist, der gewissermaßen in der Schwüle der nerven-aufreibenden Kino-Atmosphäre heranwächst. Die volle sittliche Verwahrlosung war der Boden, auf dem diese Tat gewachsen ist.³

Die Richter gehen anscheinend davon aus, dass Medien – bzw. der Umgang mit ihnen – Kinder zu Monstern⁴ oder Barbaren⁵ machen könnten. Im Folgenden geht es allerdings nicht darum, ob diese Zuschreibung des Anlasses der Bluttat tatsächlich stimmt, sondern vielmehr um Aufklärung darüber, in welchen diskursiven Konstellationen das Deutungsmuster entstehen konnte.

In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts tauchten die neuen Medien, insbesondere das Kino, und „Kind“ bzw. „Jugend“ häufig im engen Zusammenhang auf der diskursiven Ebene auf. In der frühen Diskussion zum Kino wollte man Kinder einerseits als schutzbedürftige, passive Wesen sehen, die man durch pädagogische, ästhetische sowie politische Maßnahmen ideal erziehen könnte. Andererseits nahm die Figur „Kind“ eine metaphorische Rolle ein, indem im Kino-Diskurs auch die erwachsenen Zuschauer als „Kinder“ in Betracht kamen. Vorwegzuschicken ist, dass die figurative Verbindung ein gewisses Ohnmachtsgefühl in modernen Medienmentalitäten verkörpert, das Gefühl, dass man den neuen technologischen Errun-

³ Aus: *Bayerischer Kurier und Münchner Fremdenblatt*, 26. November 1919. Zitiert nach: Schoen 2005, S. 129.

⁴ Vgl. Maase 1997. Maase 2006 zufolge sei die Frage der Generationsambivalenz zwischen Eltern und Kindern in Bezug auf den Umgang mit Medien erst mit bürgerlichen Erziehungskonzepten seit dem späten 18. Jahrhundert alltagsrelevant geworden. Die vermutete Kontinuitätslinie bis hin zur Gegenwart sei aber um 1900 unterbrochen worden, als die um 1800 vorgeschlagenen Regulierungsmodelle aussichtslos geworden und stattdessen Gefühle von Angst und Hass gegenüber den eigenen Kindern in den Vordergrund getreten seien.

⁵ Das wiederkehrende Erscheinen der Ungebildeten als Figuren des Untergangs und/oder der Erneuerung der Kultur durch die abendländische Diskursgeschichte konstatiert Schneider 1997. Im historischen Kontext setzt sich Schneider mit der bilderstürmerisch kulturpessimistischen Kritik der heutigen Medienpädagogik an dem „glotzende[n] Barbar“ auseinander. Vgl. ebd. S. 173–186.

genschaften gegenüber die erwachsene autonome Stellung nicht mehr beibehalten kann. Zum Schluss werde ich darauf eingehen, dass das fast topisch wiederkehrende Deutungsmuster, welches das neue Medium und das ›Kind‹ als ebenso unberechenbare Erscheinungen metaphorisch kurzschließt, heute noch lebendig ist.

Kinder als Schutzbedürftige – Hamburger und Bremer Lehrer und Lehrerinnen

Im Rahmen des „Kinoreform“-Diskurses, der von den bildungsbürgerlichen Intellektuellen betriebenen Bewegung einschließlich reformistischer Praktiken, wurde die erste öffentliche Diskussion im deutschen Kulturraum über das Kino geführt. Einen Schwerpunkt der Debatte bildeten die in den filmischen Raum versunkenen Kinder als Gegenstand der erzieherischen Kontrolle bzw. Zucht von Seiten der bürgerlichen Kultur. Der einschlägigen Forschung zufolge begann die Kinoreformbewegung im Jahre 1907 mit dem Bericht einer Hamburger Lehrergruppe zum Kinobesuch von Kindern. Die Lehrer und Lehrerinnen der „Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens zu Hamburg“ gingen der Frage nach, „Wie [...] wir die Kinder vor den schädlichen Einflüssen der Theater lebender Photographien [schützen]“.⁶ Sie gingen in verschiedene Filmtheater in mehreren Städten und beobachteten die physischen und psychischen Wirkungen auf Kinder. Im Jahre 1913 besuchten zudem Bremer Lehrerinnen Kindervorstellungen in ihrer Stadt und berichteten über die gesundheitlichen wie sittlichen Schädigungen.⁷ Dass es sich bei den Berichten um erste historische Dokumente öffentlicher Auseinandersetzung mit dem Film handelt, weist auf die Tendenz des damaligen deutschen Kino-Diskurses hin.

Die Ergebnisse der Untersuchungen sind allerdings recht leicht vorauszusehen. Die Hamburger und Bremer Lehrer und Lehrerinnen befürchteten, dass die Filme und die Umgebung des Kinoraums Kinder körperlich wie seelisch verderben könnten: Kinder sollten wegen der flimmernden Bilder und der schlechten Luft mit Zigarren- und Zigarettenrauch unter Augenschmerzen und Übelkeit

⁶ Hamburg 1907, S. 3.

⁷ Vgl. Bremen 1913.

gelitten haben; auch seien einige moralisch „üble Wirkungen“ zu beobachten, z. B. „Unlust zum Lernen, Zerfahrenheit und Hang zum Träumen“. Ein Autor des Hamburger Berichts fürchtete, dass Filme mit Inhalten wie Diebstahl oder Gaunereien den „Nachahmungstrieb“⁸ eines Knaben rege machen könnten. Den bedenkenswerten Ergebnissen der eigenen Untersuchungen entsprechend konnten sich die Lehrer darin bestätigt fühlen, dass Kinder durch das neue Medium, nicht etwa durch ihre eigene Unfähigkeit, außer Kontrolle geraten seien.

Das innere „Kind“ als Metapher – Pieper, Lukács

Es liegt wohl nahe, dass in der Kinoreformbewegung und ihren pädagogischen und künstlerischen Bestrebungen nach einem Kino als ausgezeichnetem Erziehungsmittel das Zuschauerbild des „Kindes“ eine paradigmatische Rolle spielte. Für den Chefredakteur einer der führenden Zeitschriften der Bewegung *Bild und Film*, Dr. Lorenz Pieper, figuriert auch das Publikum im Allgemeinen als „Kind“. 1912 schrieb er:

Aber ebensoviel Schuld hat das Publikum selbst, das Volk, dieses „große Kind“, dessen erschreckend verbildeter Geschmack nach dem Dramenschund und der vielfach so albernen Komik des Kinos hungert und dürstet und die Kinobesitzer geradezu zwingt, ihm Woche für Woche ästhetische und sittliche Träger vorzusetzen.⁹

Die erwachsenen Zuschauer erscheinen vor der Kinoleinwand ebenfalls als „Kinder“, die den primitiven Instinkten ausgeliefert sind und nach dem geschmacklosen Produkt „hungern und dürsten“. Indem sich der Filmmarkt im Ganzen an Bedarf und Nachfrage orientiert, muss das Kino auf einen Irrweg geraten. Daher fordert Pieper eine Kinoreform im Sinne einer Remedur des entarteten Kinodramas.

Auch in einem entgegengesetzten Lager zirkuliert – mit anderem Akzent – der gleiche Diskurstypus über die vor der Leinwand zu

⁸ Hamburg 1907, S. 25.

⁹ Pieper 1912, S. 5.

Kindern regredierenden Zuschauer. Georg Lukács nämlich formulierte schon 1911/13 seine „Gedanken zu einer Ästhetik des Kinos“ und lobte das Potential des neuen Mediums, das „naiv-animalische Glücksgefühl des Kindes“ im Menschen zu erwecken. Er fährt fort:

Im Theater, vor der großen Bühne des großen Dramas sammeln wir uns und erreichen unsere höchsten Augenblicke; im „Kino“ sollen wir diese unsere Höhepunkte vergessen und verantwortungslos werden: das *Kind*, das in jedem Menschen lebendig ist, wird hier freigelassen und zum Herrn über die Psyche des Zuschauers.¹⁰

Weit entfernt vom Kinoreformdiskurs und eine Terminologie des späten Benjamin vorwegnehmend¹¹ entwarf der Philosoph und Literat einen ästhetischen Gegensatz zwischen Theater und Kino anhand der Figur „Kind“. In der Theorieskizze erkennt man den Versuch einer radikalen Revision der Denkfigur des Regressiven.

Ob man sie negativ oder positiv betrachtet, im damaligen Diskurs ist die Metapher vom regredierten Zuschauer vielerorts zu beobachten. Es ist meines Erachtens naheliegend, dass sich in der Kind-Figur ein Selbstverständnis der frühen Kinozuschauer erkennen lässt, ein Selbstverständnis, das durchaus von einer Erfahrung des Abhandenkommens geprägt wird.

Leinwand ist kein Schutzwall – Lange

Neben der positivistischen Untersuchung beschäftigten sich in der Kinoreformbewegung mehrere Kunstwissenschaftler mit den form-ästhetischen Merkmalen des Kinos. Der Tübinger Ästhetikprofessor

¹⁰ Lukács 1913, S. 79.

¹¹ Man denke an die viel zitierte Stelle in seinem *Kunstwerk*-Aufsatz (1935–39), in der Benjamin zwei gegensätzliche Haltungen der Rezipienten gegenüber traditionellen wie technischen Bildern aufstellt: „Sammlung“ für das Betrachten des Gemäldes und „Zerstreuung“ für das Zuschauen des Films. Vgl. Benjamin 1935/36, S. 380. Schweinitz 1990 stellt hingegen zwischen beiden Texten ausschließlich die begriffliche Affinität der „Gegenwart“ (Lukács) und der „Aura“ (Benjamin) in Bezug auf die leibliche Präsenz der Schauspieler fest. Vgl. S. 707.

Konrad Lange hat sich mithilfe einer Reihe idealistischer Termini mit der Gefahr des Kinodramas befasst. Sein einziges Argument im Text von 1913 beruht auf der Behauptung, dass es überhaupt keine Kunst mehr sei. Im herkömmlichen idealistischen Sinne bestehe Kunst nur insofern, als man das Werk aus gewisser Distanz als eine fiktionale scheinhafte Hervorbringung eines Künstlers betrachten könne. Diese „ästhetische Anschauung“ bzw. das „hypothetische Schauen“¹² lasse sich auch durch Einsatz des Wortes intensivieren, das dem damaligen Film noch fehlt. Diese Prozedur schwäche Wirkungen auf die Rezipienten aber erfolgreich ab, weil, um mit Schiller zu sprechen, die „Freiheit des Gemüts“¹³ dem Werk gegenüber diese Abschwächung notwendig voraussetze, so Lange.

In diesem Sinne sei Kino alles andere als Kunst, weil es ihm an einem „Schutzwall für unser Gefühl“ mangle. Lange bezeichnet es sogar halbwegs konsequent als „Wirklichkeit“, was man im Kino sieht. Das Kino konfrontiere uns ohne „Schutzvorrichtungen“ mit der „Wirklichkeit“ und steigere damit seine Wirkung maßlos.¹⁴ Es ist sicher sehr gut nachvollziehbar, dass das Erlebnis eines Verlusts der ästhetischen Freiheit vor der Leinwand dem im 19. Jahrhundert idealistisch gebildeten Kunsttheoretiker unerträglich erschien. Die Kinder vor der Leinwand boten ihm folglich eine geeignete Projektionsfläche für sein eigenes traumatisches Schockerlebnis:

Jene jungen halbwüchsigen Burschen dagegen, die allabendlich im Kinotheater die grausigen Verbrecherdramen an sich vorüberziehen lassen und mit stieren Augen und geröteten Wangen, keuchend und schnaufend vor Wollust die Aufregungen der sensationellen Handlungen dort an der Wand miterleben, das sind unsere künftigen Verbrecher [...]. Denn sie kostet es nur einen Schritt, das Gesehene, ohne künstlerische Verklärung Gesehene, in die Wirklichkeit zu übersetzen.¹⁵

¹² Lange 1913, S. 81.

¹³ Ebd. S. 82.

¹⁴ Ebd. S. 83.

¹⁵ Ebd. S. 87. Mit dem am Anfang zitierten Gedicht mischte sich Brecht in diese diskursive Konstellation kritisch ein und setzte dem (kino-)reformistischen Deutungsmuster zur Generationsambivalenz eine „Leere“ entgegen: „Und als sie fragten, warum er’s getan/Sprach Jakob Apfelböck: Ich weiß es nicht.“ Vgl. Brecht 1919/27, S. 43. Lethen 1978 legt sowohl das „pflanzenhafte Schweigen des Textes“ als auch die Inkongruenz zwischen dem Gedichtinhalt und dem Tatbestand als Zeichen der absichtlich kritischen Distanzierung des Dichters

(Kein) Schluss oder: Schon wieder ein Otaku?¹⁶

Am 8. Juni 2008 tötete ein 25-jähriger Japaner mit einem Messer sieben Menschen auf der Straße im Tōkyōter Stadtteil Akihabara, der als Mekka von Otakus sowohl berühmt als auch notorisch ist. Der junge Amokläufer ist selbstredend schon kein Kind mehr, aber es wurde mehrmals berichtet, dass er als Halbwüchsiger als leidenschaftlicher Videospiele-Fan galt.¹⁷ Der Tōkyō-Korrespondent der Süddeutschen Zeitung Christoph Neidhart deutet in seinem Artikel vom 9. Juni einen Zusammenhang zwischen beiden Tatsachen an:

[...] nirgends in Japan fließt so viel Blut wie im friedlichen Akihabara – Bildschirmblut. In manchen Computerspielen, die man hier kaufen kann, metzeln die Spieler [...] mit dem Joystick Tausende nieder. Sie rollen mit Panzern über Menschen [...] oder vergewaltigen kleine Mädchen, auch mit Messern. Manche Japaner konsumieren solche Gewalt geradezu obsessiv [...].¹⁸

gegenüber der sensationellen Öffentlichkeit sowie dem im Expressionismus gängigen Schema des Generationskonfliktes, welcher voll von „Geschrei“ sei, aus.

¹⁶ Unter „Otaku“ versteht man in Japan zumeist fanatische Fans von Subkulturen wie Zeichentrickfilm (Anime), Comics (Manga), Videospiele und Computerkultur. Der in den 80er Jahren geprägte journalistische Begriff weist einerseits auf bestimmte negative Charakterzüge der Fans hin, die ungefähr denen der US-amerikanischen „Nerds“ entsprechen: uncool und introvertiert. Die Bezeichnung ist inzwischen auch als eine positive für die postmoderne Jugendkultur anerkannt und durch zunehmende globale Popularität japanischer Subkultur auch in den Westen eingeführt.

¹⁷ Ein entsprechender Fall im deutschen Kulturraum wäre zweifelsohne der sogenannte Amoklauf von Erfurt im Jahr 2002, dessen 19-jähriger Täter als von Ego-Shooter-Videospielen besessen geschildert wurde, was aufgeregte öffentliche Diskussionen über den Zusammenhang von Medien, Gewalt und Jugend veranlasst hat. Zu einer kritischen Reaktion gegenüber den öffentlichen, eintönig bilderstürmerischen Interpretationen hinsichtlich des Amoklaufes vgl. Rötzer 2003.

¹⁸ Neidhart 2008. Bislang war Neidhart eher als nüchterner Experte für den ostasiatischen Kulturraum bekannt, z. B. durch Essays oder Reportagen wie: „Die Kinder des Konfuzius. Was Ostasien so erfolgreich macht.“ Freiburg 2008; oder „Die Nudel. Eine Kulturgeschichte mit Biss.“ Wien 2007.

Kinder vor der Leinwand, Jungen vor dem Bildschirm.¹⁹ Das formelhafte Bild ist aber nicht nur als eine übereilte techno-orientalistische Aussage zu erledigen. Im abermaligen Déjà-vu-Gefühl stellt man nämlich fest, dass auch in japanischen Boulevardzeitungen sowie im Internet darauf hingewiesen wird, dass eine wissenschaftliche Veröffentlichung den Vorfall in Akihabara bereits antizipiert habe. Es geht um ein kleines Taschenbuch mit dem Titel „Gehirnverseuchung“ des Psychiaters Okada Takashi, der konstatiert, die wiederholte Anwendung der Informationstechnologie verursache eine nachhaltige kognitive Verwechslung zwischen der virtuellen und der wirklichen Welt im Gehirn und Nervensystem insbesondere der jugendlichen User; die Schädigungen könne man angeblich durch physiologisch-positive Experimente einwandfrei beweisen.²⁰

Bestimmte metaphorische Schemata reduzieren so die unübersehbare Komplexität moderner bzw. postmoderner gesellschaftlicher Phänomene und dienen nur der Selbstbestätigung des bestehenden kulturellen Systems.²¹ Hier ging es nicht so sehr darum, eine heikle Erklärung bezüglich des tatsächlichen Auslösers der Kriminalfälle selber zu bieten. Vielmehr war es mein Ziel, eine hartnäckige Diskurstypologie bzw. -topologie, die seit hundert Jahren zu beobachten ist und die periodische immer wieder auftaucht, reflexiv nachzuzeichnen.²²

¹⁹ Bei uns nehmen die medialen Verschiedenheiten in apparatustheoretischer Hinsicht – während Filmzuschauer Bilder statisch im Kino sitzend betrachten, versenken sich Videospiele durch Konsole mit Körpereinsatz in die virtuell interaktive Welt – nur geringe Rolle ein, weil es sich hier ausschließlich um gewisse diskurstypologische Szenarien handelt, die über differenzierte mediale Gegebenheiten hinweg zu registrieren sind.

²⁰ Vgl. Okada 2008. Der Titel basiert wiederum auf einem metaphorischen Verständnis der angenommenen Beeinträchtigung der User durch informationstechnologische Medien, die laut Okada analog einer Umweltkatastrophe wie der Minamata-Krankheit das Gehirn sowie das ganze Nervensystem unwiderruflich verseuchen würden. Vgl. ebd. S. 292–314.

²¹ Dem Sozialpsychologen Sakamoto Akira zufolge gibt es in der japanischen Öffentlichkeit etwa alle 5 Jahre eine heftige Debatte über Schädigungen durch Videospiele. Vgl. Sakamoto 2004, S. 13–48.

²² Es bleibt allerdings meines Erachtens noch in Frage zu stellen, ob historisch wie kulturell disparate Erscheinungen auf das Deutungsmuster der Wiederkehr des Gleichen bzw. der Topoi zurückzuführen sind. Auf diesem Grund erscheint eine detailliert genealogische Auseinandersetzung, für die hier leider genügender Raum fehlt, erforderlich.

Literatur

- Benjamin 1935/36: Walter, Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. (Zweite Fassung (1935/36)). In ders.: *Gesammelte Schriften*. Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem, herausgegeben von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt am Main 1972–89 Band VII, S. 350–384.
- Brecht 1919/27: Brecht, Bertolt: Apfelböck oder Die Lilie auf dem Felde (1919/27). In ders.: *Werke*. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Herausgegeben von Werner Hecht, Jan Knopf, Werner Mittenzwei und Klaus-Detlef Müller. Berlin/Weimar/Frankfurt am Main 1988, S. 42f.
- Bremen 1913: Die Bremer Lehrerinnen und die Kinogefahr. In: *Die Lehrerin*. Organ des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Leipzig/Berlin, 16. sowie 30. August 1913, S. 153–156, 161–164.
- Hamburg 1907: Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens zu Hamburg: *Bericht der Kommission für „Lebende Photographien“*, erstattet am 17. April 1907 und im Auftrage des Vorstandes bearbeitet von C. H. Dannmeyer. Hamburg.
- Lange 1913: Lange, Konrad: Die „Kunst“ des Lichtspieltheaters (1913). In: Diederichs, Helmut H. (Hg.): *Geschichte der Filmtheorie*. Kunsttheoretische Texte von Méliès bis Arnheim. Frankfurt am Main 2004, S. 75–88.
- Lethen 1978: Lethen, Helmut: Apfelböck oder der Familienmord. In: Lehmann, Hans-Thies/Lethen (Hg.): *Bertolt Brechts „Hauspostille“*. Text und kollektives Lesen. Stuttgart 1978, S. 46–73.
- Lukács 1913: Lukács, Georg: Gedanken zu einer Ästhetik des Kinos (1913). In: Lukács, Georg: *Schriften zur Literatursoziologie*. Georg Lukács Werkauswahl Band I, ausgewählt und eingeleitet von Peter Ludz, Neuwied/Berlin 1961, S. 75–80.
- Maase 1997: Maase, Kaspar: Medien machen Monster. Die Angst der Gesellschaft vor ihren Kindern. In: Das Internationale Forum für Gestaltung Ulm (Hg.): *Mensch Masse Medien. Interaktion oder Manipulation*. Frankfurt am Main 1997, S. 64–70.

- Maase 2006: Maase, Kaspar: Kinder – Medien – Generationsambivalenz. Zum Jugendschutz seit dem 18. Jahrhundert. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*. Heft 142, Medienmentalitäten. Stuttgart/Weimar 2006, S. 112–128.
- Neidhart 2008: Neidhart, Christoph: Bluttat im Computerspielparadies. In: *Süddeutsche Zeitung*, am 9. Juni 2008, S. 10.
- Okada 2008: Okada, Takashi 岡田尊司: *Nōnai osen* (脳内汚染 *Gehirnver-seuchung*). Tōkyō 2008 (zuerst 2005).
- Pieper 1912: Pieper, Lorenz: Kino und Drama. In: *Bild und Film* 1,1. München-Gladbach 1912, S. 4–7.
- Rötzer 2003: Rötzer, Florian (Hg.): *Virtuelle Welten – reale Gewalt*. Hannover 2003.
- Sakamoto 2004: Sakamoto, Akira 坂元章: *Terebigēmu to kodomo no kokoro. Kodomotachi wa kyōbō-ka shite ikunoka?* (テレビゲームと子どもの心 子どもたちは凶暴化していくのか? *Videospiel und die Seele des Kindes. Die „Brutalisierung“ der Kinder?*) Tōkyō 2004.
- Schneider 1997: Schneider, Manfred: *Der Barbar. Endzeitstimmung und Kulturrecycling*. München/Wien 1997.
- Schoen 2005: Schoen, Christian: *Apfelböck oder Über das Töten*. Materialien und Essays zum Fall Apfelböck, zu Bertolt Brecht, zum Töten und zu Bildern vom Töten. München 2005.
- Schweinitz 1990: Schweinitz, Jörg: Georg Lukács' frühe „Gedanken zu einer Ästhetik des Kino“ (1911/13) und die zeitgenössische deutsche Debatte um das neue Medium. In: *Zeitschrift für Germanistik*, 11. Jg., Dezember 1990, H. 6, Leipzig, S. 702–710.

Programm für das
2. Deutsch-japanisch-koreanische Stipendiatenseminar
(9. Treffen von DAAD-Stipendiaten)

von 10. und 11. Juli 2008

Donnerstag, 10. Juli

Begrüßung

Dr. Friederike Bosse (JDZB)

Begrüßung und Vorstellung der DAAD-Programme

Dr. habil. Ursula Toyka-Fuong (DAAD)

Plenum 1 – Wirtschaft

Moderation: Dr. Wolfgang Brenn (JDZB9)

**Ein Vergleich der 2007/2008 US Sub-Prime Finanzkrise mit der
Finanzkrise durch die Vermögens- und Immobilienblase Japans
1987–1990: Verlauf, Ursachen und Auswertung**

Daniel Willam (Commerzbank AG)

**Makroökonomische Modelle: Komplexe Wirtschaftssysteme und
soziale Interaktion**

Jang Tae-Seok (Universität Kiel)

**Schattenmarkt Dōjinshi – Amateur-Publikationen und die
japanische Manga-Industrie**

Lam Fan-Yi (Freie Universität Berlin)

Diskussion Plenum 1

Plenum 2 – Geschichte

Moderation: Jörg Reinowski (JDZB)

Kaiserkult auf dem römischen Zypern und im alten Japan

Fujii Takashi, Universität Heidelberg

Krieg, Militär und Moderne in der Meiji-Zeit – Japan im Umbruch

Mansur Seddiqzai, Universität Bonn

Christlicher Sakralbau in Japan seit 1853

Beate Löffler, Technische Universität Dresden

Diskussion Plenum 2

Gruppe 1 – Gesellschaft

Moderation: Katharina StremLOW (JDZB)

Kritische Auseinandersetzung mit der deutschen „Wiedervereinigung“ in Heinz Czechowskis literarischer Ortsbeschreibung

Miyazaki Asako (Humboldt Universität zu Berlin)

Autobiographien als Mittel der Verständigung zwischen Ost und West – Das Modell der „Dresdner Erzählwerkstatt“

Kinoshita Emi (Technische Universität Dresden)

Diskussion Gruppe 1

Gruppe 2 – Kunst

Moderation: Kawauchi Akiko (JDZB)

„Jérôme Bel und Myself“: Interkulturelle Aspekte des zeitgenössischen europäischen und asiatischen Tanzes

Nakajima Nanako (Freie Universität Berlin)

**Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der musikalischen Analyse
(am Beispiel von Beethovens Fünfter Symphonie)**

Ikegami Ken'ichiro (Universität Würzburg)

Diskussion Gruppe 2

Plenum 3 – Gesellschaft

Moderation: Dr. Wolfgang Brenn (JDZB)

**Vom ethnischen Nationalstaat zur multikulturellen Gesellschaft?
Aktuelle Debatten um die Rechte ethnischer Minderheiten in
Japan und Südkorea**

Choi In-Sook (Universität Göttingen/Ecole Normale Supérieure de
Cachan)

**Nordkorea und Menschenrechte – Flucht als letzte
Überlebenschance?**

Irina Maier (Universität Bonn)

Burmesische Flüchtlinge in Japan

Ariane Herold (Universität Bochum)

Diskussion Plenum 3

Gruppe 1 – Sprachwissenschaft

Moderation: Inge Hoppner (JDZB)

Narrative Identitätskonstruktion – Ein Beispiel aus Okinawa

Celia Spoden (Universität Düsseldorf)

**Bildbeschreibung im Spannungsfeld zwischen der Ausgangs-
und der Zielsprache**

Asano Yuki (Universität Bochum)

Diskussion Gruppe 1

Gruppe 2 – Stadt und Raum

Moderation: Ann-Kathrin Günther (DAAD)

**Raumbe-wegungen: philosophische Aspekte zeitgenössischer
Teerraumgestaltung**

Volker Heubel (Universität Würzburg)

Hansaviertel – Stadt von gestern, heute, morgen?

Ota Naotaka (Technische Universität Berlin)

Diskussion Gruppe 2

Gruppe 3 – Wissen und Internet

Moderation: Tatjana Wonneberg (JDZB)

**Die Erforschung populärer Medien und das Problem
nichtwissenschaftlicher Quellen – Das Beispiel der Wikipedia**

Björn-Ole Kamm (Universität Leipzig)

**Wissensrohstoff Text – das linguistische Zeichen als
wesentliche Grundlage einer globalen „new economy“**

Ronny Melz

Diskussion Gruppe 3

Plenum 4 – Abschlussdiskussion mit Präsentation der Gruppenergebnisse

Plenum 5 – Abendveranstaltung

Muji – der Japanexport (Design & Fotografie)

Anna Dabrowski

**„Neue Barmherzigkeit und Armut“ – Vortrag und
Filmvorführung**

Kim Joon

Freitag, 11. Juli

Gruppe 1 und 2 – Vorbereitung zur Podiumsdiskussion

Moderation Gruppe 1: Jörg Reinowski (JDZB)

Moderation Gruppe 2: Dr. Wolfgang Brenn (JDZB)

Plenum 6 – Podiumsdiskussion

**Warum Deutschland? Motivationen für den
Wissenschaftsaustausch**

Moderation: Dr. habil. Ursula Toyka-Fuong (DAAD)

Stefan Duppel (Auswärtiges Amt)

Prof. Murakami Kimiko (Waseda Universität, Gedenkstätte Deutscher
Widerstand)

Sprecher aus den Vorbereitungsgruppen

Gruppe 1 Literatur

**Die Schwanrittersage der mittelalterlichen deutschen Literatur
und die Grenzen der Forschung**

Aida Motoko (Universität München)

Weberin Jelinek

Inoue Momoko (Universität Münster)

Diskussion Gruppe 1

Gruppe 2 – Gesellschaft

Moderation: Kawauchi Akiko (JDZB)

Das Leben als *gaijin* in Japan – Herausforderung Auslandsjahr

Stephanie Teichler-Karl (Universität Bonn)

Heirat in Japan heute

Nora Kottmann (Universität Düsseldorf)

Gruppe 3 – Geschichte

Moderation: Ikuta Chiaki (JDZB)

Das Zisterzienserkloster Orval: Die Gründung im Jahre 1131 und seine Gründungslegende

Ohnuki Toshio (Universität Trier)

Krankheiten und die Kranken in der Geschichte

Inoue Shuhei (Universität Bonn)

Diskussion Gruppe 3

Plenum 7 – Kunst und Kultur

Moderation: Satō Hiromi (JDZB)

Interkulturelle Psychologie: Der Einfluss der Kultur auf Denken und Urteilen

Andrea Wucherpfennig (Universität Hamburg)

Kinder vor der Leinwand – Ein metaphorisches Zuschauerbild im frühen Kino-Diskurs

Yanagibashi Daisuke (Freie Universität Berlin)

Plenum 8 – Abschlussveranstaltung

Moderation: Dr. habil. Ursula Toyka-Fuong (DAAD)

Präsentation der Gruppenergebnisse

Abschlussdiskussion

Schlussworte von Vertretern des DAAD und des JDZB